Denkwürdigkeiten

des

Marschalls Marmont,

Herzogs von Ragusa.

Achter Band.

Denkwürdigkeiten

des Marschalls Marmont,

Herzogs von Ragusa,

von 1792 bis 1841.

Nach dessen

hinterlassenem Original-Manuscript.

Aus dem Französischen

von

Dr. Eduard Burckhardt.

Mit dem Portrait des Herzogs von Ragusa und Napoleon I. in Stahlstich, einem Facsimile des Herzogs von Ragusa und zwei Karten der Illyrischen Provinzen und des Kriegsschauplatzes in Portugal und Spanien (1811—12).

Vollständige Ausgabe.

Achter Band.

Halle, Ed. Heynemann.

1857.

Dreiundzwanzigstes Buch.

1824—1829.

Maßregeln in Betreff der Censur und der Generale. — Krönung des Königs in Rheims. — Anekdote über Moncey. — Erste Symptome des Umschlags der öffentlichen Meinung. — Wachsender Einfluß des Klerus. — Anekdote. — Entschädigung der Emigranten. — Tod des Kaisers Alexander. — Umstände, welche die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus begleiteten. — Muth und glücklicher Einfall Nikolaus'. — Worte der Kaiserin Mutter. — Ich werde als außerordentlicher Gesandter nach Rußland geschickt. — Der weimarische Hof. — Der berliner Hof. — Die preußische Armee. — Charlottenburg. — Berlin. — Umgebungen von St. Petersburg. — Der Kaiser Nikolaus. — Die Kaiserin. — St. Petersburg und Peter der Große. — Ueberschwemmungen in St. Petersburg. — Der Graf de la Ferronays. — Portrait des Kaisers Nikolaus. — Seine Ideen über die Erziehung seiner Kinder. — Verschwörung Pestel's. — Großmuth des Kaisers. — Fabriken von Alexandrowsky. — Die Münzen. — Bergwerksschule. — Ingenieurschule. — Generalstab. — Prüfungscommission. — Militärhospitäler. — Arsenal. — Oeffentliche Erziehung. — Cadettenschule. — Mädchenkloster. — Palast, Kirchen und Ansehen von St. Petersburg. — Kronstadt. — Spazierfahrt auf der Rhede. — Schloß Oranienbaum. — Anekdote von Orloff. — Peterhof. — Zarskoe-Selo. — Colpina. — Schlüsselburg. — Leichenbegängniß der Kaiserin Elisabeth. — Militärcolonien am Wolchow. — Nowogorod. — Weg bis Moskau. — Moskau. — Die Kaiserin Mutter. — Die Großfürstin Helene. — Ankunft des Kaisers in Moskau. — Verhältniß zwischen dem Kaiser und der Kaiserin Mutter. — Die kaiserliche Garde. — Manöver bei Moskau. —

Russische Generale. — Unverhoffte Ankunft Constantin's. — Charakter dieses Prinzen. — Seine Haltung. — Wiederaussöhnung. — Krönung des Kaisers. — Ergreifende Ceremonieen. — Erleuchtung des Kremls. — Fest für die Bürger. — Familiendiner beim Kaiser. — Abschied des Kaisers. — Schlachtfeld an der Moskwa. — Smolensk. — Die Beresina. — Der Großfürst Constantin in Warschau. — Seine Armee. — Die Fürstin von Lowicz. — Rückkehr in die österreichischen Staaten. — Die russische Armee. — Rückkehr nach Paris. — Mein Ruin. — Güte des Königs. — Ich verkaufe Châtillon. — Mißgeschick Talleyrand's. — Beerdigung des Herzogs von Liancourt. — Revue über die Nationalgarde vom 27. Februar 1827. — Aeußerungen des Königs bei dieser Gelegenheit. — Anekdote. — Auflösung der Nationalgarde. — Lager von Saint-Omer. — Anekdote. — Neue Wahlen. — Herr von Villèle wird aus dem Ministerium entlassen. — Neue Verwaltung — Das Ministerium Martignac. — Bewegung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Griechen. — Krieg zwischen den Russen und Türken. — Das Ministerium Polignac.

Die neue Regierung begann unter den glücklichsten Auspicien. Karl X. wurde bei seinem Einzuge in Paris mit den Aeußerungen der aufrichtigsten Freude empfangen. Trotz des schlechten Wetters war ihm die ganze Bevölkerung bis in die Champs Elysées entgegengegangen, und sein Einzug glich einem wahren Triumphzuge. Der Ruf: „Es lebe der König!" erscholl aus jedem Munde und heitere Zufriedenheit war auf allen Gesichtern zu lesen. Man erwartete viel von dem neuen Könige; in diesem Augenblicke und noch lange nachher beherrschte er die öffentliche Meinung. Er gefiel dem Volke und es war sehr geneigt, ihn zu lieben. Sein erster Act war populär, aber vielleicht etwas übereilt. Sich vollständig der Censur zu entäußern, ohne etwas an ihre Stelle zu setzen, war unvorsichtig und jeder Aufrichtigdenkende giebt jetzt zu, daß nichts Gutes daraus entstanden ist. Die öffentliche Meinung bildet sich in Paris zuweilen in launen-

hafter Weise und oft vermag eine kleine Anzahl Personen in einer bestimmten Stellung, ihr eine schädliche Richtung und große Thätigkeit zu verleihen.

Die Generale der alten Armee hatten stets das öffentliche Interesse für sich in Anspruch genommen, denn ach! sie waren ja die einzigen lebenden Denkmäler unsrer großen Epoche. Seit einigen Jahren aber wurden sie vom Hofe mißachtet und man verfuhr ebenso ungerecht als unpolitisch gegen sie. Beim Erscheinen des neuen Königs hofften sie, daß man ihnen gerecht werden würde, um so mehr als sie nichts weiter verlangten als ihm zu dienen. Er nahm sie mit dem liebenswürdigen Wohlwollen auf, das alle seine Handlungen charakterisirte; anstatt aber ihre Hoffnungen verwirklicht zu sehen, verschlimmerte sich ihr Loos noch und ein eigenthümlicher Umstand schien die Härte des Benehmens der Regierung gegen sie zu vermehren.

Die auf halben Sold gesetzten Generale, welche keine Pferde hatten, waren dem Leichenwagen Ludwig's XVIII. zu Fuße gefolgt. Karl X. sagte zu ihnen: „Sie haben die irdische Hülle meines Bruders zu Fuße begleitet, fortan sollen Sie zu Pferde um mich sein.“ Was liegt in diesen Worten Andres als das Versprechen, diese Generale wieder in Activität zu versetzen? Doch wenige Tage darauf wurden sie pensionirt. Der hieraus entstehende Umschlag der öffentlichen Meinung läßt sich nicht beschreiben. Diese ungerechte Maßregel war schon längst in den Bureaux vorbereitet. Der Kriegsminister Baron von Damas, der seine Laufbahn in einer guten Armee gemacht und wirkliche Dienste geleistet*), hatte es nicht zugeben wollen, daß tapfere Veteranen um den Lohn ihrer langjährigen Anstrengungen und zahlreichen Wunden ge-

*) In Rußland.

(Anmerk. d. Herz. v. Ragusa.)

bracht würden; aber der Marquis von Clermont-Tonnerre, sein Nachfolger, ein Parade- und Hof-Militär, der aus den neapolitanischen und spanischen Truppen hervorgegangen war, nahm die Ausführung des Schrittes auf sich. Man vermuthete übrigens, daß Herr von Villèle diese Gewaltmaßregel verlangt habe, weil er aus Neid über die Art von Beliebheit, die sich der König bei den Generalen erworben, sofort zeigen wollte, daß er allein im Besitz der wirklichen Gewalt sei.

Die Ceremonie der Krönung fand im darauffolgenden Jahre statt. Der König hatte sich nach Rheims begeben, und dort ging sie am ersten Sonntage des Juni 1825 vor sich. Es ist damit ein in der Geschichte einzig dastehender Umstand verknüpft. Genau funfzig Jahre vorher wurde Ludwig XVI., Karl's X. Bruder gekrönt und eben so genau hundert Jahre früher ihr gemeinschaftlicher Großvater Ludwig XV. Zuweilen drängen sich, wie unter Ludwig XIV., die Generationen so aufeinander, daß ein sehr kleiner Zeitraum eine ganze Reihenfolge enthält, während sie zu anderen Zeiten Jahrhunderte umfassen.

Die Ceremonie war schön und imposant. Man hat die Einzelnheiten derselben so oft gelesen, daß ich es nicht unternehmen will, sie nochmals zu schildern. Ihre Pracht und Majestät entsprach der Idee, die ich mir davon gebildet hatte. Sonderbar ist es, was für irrige Ansichten gewisse Leute zuweilen über derartige Ceremonien haben; sie verstehen weder den Sinn eines solchen Schauspiels, noch können sie sich von dem dabei vorherrschenden Gedanken Rechenschaft geben. Ich will ein Beispiel dafür anführen, das ein Mann gab, von dem man zufolge seiner socialen Stellung hätte erwarten sollen, daß es ihm nicht an Einsicht fehlte. Der Marschall Moncey wurde als ältester Marschall dazu erwählt, bei der Krönung den Conne-

tabel vorzustellen. Seine Function besteht darin, mit gezogenem Schwerte, dem Sinnbilde der Militärmacht, welche dem Könige als Stütze dient und deren Oberhaupt er ist, neben diesem zu stehen. Der gute Marschall aber, als ehemaliger Oberinspector der Gensdarmerie und wahrscheinlich von dem Gedanken erfüllt, daß es nichts Schöneres gebe als diese letztere Function, hatte eine ganz andre Idee. Er sagte zu mir: „Der Connetabel ist das Symbol der Gefahren, von denen die früheren Könige inmitten ihrer hohen Vasallen umringt waren; sein Amt war, diese zu überwachen und im Schach zu halten". Demgemäß drehte er den Kopf beständig nach rechts und nach links, so daß er aussah wie eine Schildwache auf dem Posten; er war in seinen Augen wieder Chef der Gendarmerie geworden.

Den Tag nach der Krönung wurde der König als Großmeister des Ordens vom heiligen Geiste aufgenommen, ebenfalls eine imposante Ceremonie. Dann wurden wir zu Rittern dieses Ordens ernannt. Am dritten Tag hielt der König Revue über eine geringe Anzahl Truppen, die in einem unweit der Stadt errichteten Lager versammelt waren. Er spendete dabei verschiedene Belohnungen und wir brachten ihn endlich dahin, daß er dieselben eigenhändig übergab, wogegen er sich bisher gesträubt hatte und was er auch seitdem nicht wieder gethan, obwohl es ein sehr einfaches Mittel ist, ihren Werth zu erhöhen. Hierauf hielt er ein Kapitel des Heiligengeistordens und es fand eine Verleihung des Ordens statt, welche alle noch nicht damit decorirten Marschälle, mit Ausnahme zweier, des Marschalls Gouvion-Saint-Cyr und des Marschalls Molitor, umfaßte.

Die Rückkehr des Königs nach Paris und sein Einzug waren bei weitem nicht mehr so glänzend als die des vorhergehenden Jahres. Die öffentliche Meinung änderte sich bereits in bedenklicher Weise. Und doch

hatten die Bürger niemals einer größeren Freiheit genossen. Der Handel blühte, die Production der Fabriken hatte sich verdoppelt und der Consum, das Resultat des allgemeinen Wohlstandes, stand damit im Verhältniß. Der Werth des Grund und Bodens in Paris und den großen Städten war so gestiegen, daß einige Acker Landes ihren Besitzer zum reichen Manne machten. In ganz kurzer Zeit wurden in Paris über siebentausend Häuser gebaut, und zwar nicht um eine neue Bevölkerung aufzunehmen, sondern um den erhöhten Bedürfnissen zu genügen, welche aus der Zunahme des allgemeinen Wohlstands hervorgingen. Trotz dieses gedeihlichen Zustandes, von dessen Umfang sich die Nachwelt keine Vorstellung machen kann und dessen Basis die gesetzlichste Regierung, die regelmäßigste Verwaltung, Ueberfluß an Kapitalien, ein niedriger Preis des Geldes, kurz eine Bewegung und eine Thätigkeit waren, welche durch die allgemein verbreitete Aufklärung und durch das Beispiel eines Nachbarlandes unterstützt wurden, trotz aller dieser Wohlthaten und Motive des Glücks, sage ich, beherrschte eine dumpfe Besorgniß die Gemüther. Eine durch nichts genugsam begründete unbestimmte Angst vor der Zukunft war zu einer wahren moralischen Krankheit geworden, welche die Gesellschaft quälte.

Allerdings muß man sagen, daß der intriguante Einfluß des französischen Klerus sich überall fühlbar machte. Die französische Nation ist unbestreitbar religiös und stets geneigt, den Priestern Alles was ihnen im Interesse der Moral und Religion gebührt, zu gewähren; aber so bald sie sich in die weltlichen Angelegenheiten mischen, werden sie ihr verhaßt, und doch haben sie gerade bei uns eine wahre Manie, in diesen Angelegenheiten eine Rolle zu spielen. Auf dem Lande fand man sie intolerant und ungehorsam gegen ihre Vorgesetzten, und am Hofe ergriffen sie jede Gelegen-

heit, um in den wichtigsten politischen Fragen ihre Stimme laut werden zu lassen. Und welche Uebergriffe sie sich auch erlauben mochten, stets waren sie sicher, daß es ihnen ungestraft hinging. Eine Verordnung des Cardinals von Croï, Großalmoseniers und Erzbischofs von Rouen, eines braven Mannes, aber passiven Werkzeugs der Intriguanten, die ihn umgaben, brachte Alles in Aufruhr. In diesem überspannten Schriftstücke bemächtigte er sich der Civilgewalt und warf alle Gesetze über den Haufen, welche das Land regierten. Gleichwohl hatte die Sache keine schlimmen Folgen für ihn. Der Fürst Metternich, der sich damals in Paris befand, sagte bei dieser Gelegenheit wörtlich zu mir: „In Wien würde der Großalmosenier wegen eines solchen Schrittes abgesetzt und in ein Seminar verwiesen worden sein." Dem Cardinal von Croï aber wurde von Seiten des Königs nicht einmal eine Aeußerung des Mißfallens zu Theil.

Dieser so verderbliche Einfluß des Klerus machte sich allenthalben, selbst in der Armee bemerkbar. Die Almoseniere der Corps hatten einen zu hohen Rang erhalten, durch den sich die Offiziere gekränkt fühlten. Sie schickten dem Großalmosenier regelmäßige Berichte ein, gaben ihm Notizen über die Führung der Offiziere, und oft richtete sich der Kriegsminister bei seinen Beförderungen nach diesen Notizen. Mehr als einmal trug die Arbeit des Großalmoseniers über die der Inspecteurs den Sieg davon. Man fragt sich mit Recht, in welchem andern Lande ein solches System hätte durchgesetzt werden können.

Der außerordentliche Aufschwung des Landes und der gute Zustand der Finanzen gestattete dem Könige, einen großen Act der Gerechtigkeit auszuüben und das Gesetz über die Entschädigung der Emigranten in Vorschlag zu bringen. Trotz der Anstrengungen der revolutionären Partei, dieses Gesetz in Mißcredit zu brin-

gen, war es populär, denn es ist den Menschen angeboren, die Gerechtigkeit zu lieben, wenn ihre Leidenschaften und ihr Eigennutz sich nicht dagegen auflehnen. Abgesehen von seiner anerkannten Gerechtigkeit war dieses Gesetz auch politisch, denn durch das Wiedergutmachen von Unglück und durch das Heilen von Wunden schließt man den Abgrund der Revolutionen am sichersten. Es war ferner auch ein Finanz- und Administrationsgesetz, denn es verlieh einer Klasse von Eigenthum einen Werth wieder, den es in den Augen der öffentlichen Meinung verloren hatte. Kurz, es war eine weise, humane, in jeder Beziehung lobenswerthe Maßregel. Herr von Villèle führte sie mit großem Erfolge durch. Für ein solches Werk eignete sich sein Talent am meisten. Er war ein gründlich gebildeter Financier und ein geschickter Administrator, der seinen Plan eben so gut zu entwerfen, als zu vertheidigen und in's Werk zu setzen verstand, und er erntete denn auch allgemeinen Beifall. Merkwürdigerweise haben gerade Diejenigen, die von seinem System den meisten Nutzen hatten und die ihm die Wiedererlangung ihres Vermögens verdankten, am meisten zu seinem Sturze beigetragen, ja sie allein haben denselben eigentlich herbeigeführt.

Das Jahr 1825 war fast verstrichen, als man die Nachricht vom Tode des Kaisers Alexander erhielt, in Anbetracht des Umstandes, daß ganz Europa gewohnt war sich unter seinen Willen zu beugen, ein hochwichtiges Ereigniß. Er bediente sich der Magie einer moralischen Macht, die sich auf seine zahlreichen, stets schlagfertigen, in Divisionen und Armeecorps eingetheilten und mit allem Möglichen reichlich versehenen Heere gründete, des Zaubers, der nothwendig den Beherrscher so ausgedehnter Staaten umgiebt, welche den siebenten Theil des Festlandes der Erde bilden und in Folge ihrer Lage unverletzbar, oder zum wenigsten

unzerstörbar sind. Oft drohen und selten zuschlagen, dann aber nachdrücklich und in einer Weise, die unvergeßliche Erinnerungen hinterläßt, dies ist die Politik, welche für Rußland paßt und die der Kaiser Alexander während der letzten Jahre seiner Regierung befolgt hat. In den zehn Jahren von der zweiten Restauration bis zu seinem Tode hat er die Welt beherrscht und die Geschicke aller Völker Europa's bestimmt, ohne einen einzigen Mann dazu zu brauchen, durch die bloße Macht seines Namens.

Der Zustand, in welchem er Rußland hinterließ, die Ungewißheit der Thronfolge erhöhten noch die Bedeutsamkeit des Moments. Alexander's Testament vermachte die Krone seinem zweiten Bruder Nikolaus. Die durch die pragmatische Sanction Paul's festgestellten Rechte investirten dagegen Constantin mit dem ungeheuren Erbtheile. Nikolaus schlug zuerst die Krone aus. Er hielt sich an das ältere und allgemein anerkannte Gesetz; ja er ließ sogar Constantin, der in Warschau residirte, den Eid leisten. Constantin aber erinnerte sich des Versprechens, das er Alexander gegeben, und des Hasses, den seine übermüthigen Jugendstreiche in vielen Gemüthern entzündet hatten, und er verweigerte die Annahme der Krone. In diesem Loyalitäts- und Uneigennützigkeitskampfe zwischen den beiden Brüdern, ein Kampf, von dem die Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat, unterlag Nikolaus, und er sah sich gezwungen, die Bürde auf sich zu nehmen. Die näheren Umstände seiner Thronbesteigung sind so merkwürdig und dramatisch, daß sie ausführlich erzählt zu werden verdienen. Nikolaus, obwohl noch sehr jung und den Staatsgeschäften bisher völlig fremd, entfaltete auf der Stelle den großartigsten Charakter und jene moralische Energie und jenen Muth, deren Hauptelement die Seele ist.

Der Aufenthalt der russischen Truppen in Paris

hatte seine Früchte getragen. Ideen zu Reformen und Veränderungen, welche in Rußland vorzunehmen sein würden, erfüllten die Köpfe einer großen Anzahl von Offizieren. Der Kaiser Alexander, dessen politisches Leben aus verschiedenen Phasen bestand, war zuerst eine Reihe von Jahren der erbittertste Feind Napoleon's, dann eine Zeitlang sein leidenschaftlicher Bewunderer. Hierauf wurde er ein fanatischer Liberaler. Noch später endlich warf er sich dem Mysticismus in die Arme und kehrte zu den Ideen von absoluter Gewalt und despotischer Regierung zurück. Als er sich in der liberalen Phase befand, hatte er alle neuen Ideen unterstützt und ihre Entwickelung begünstigt. Es wurden ihm daher mehrere Verbesserungsprojecte unterbreitet. Seine Sinnesänderung verdroß seine ehemaligen Freunde, und sie dachten daran, sich selbst zu befreien. Es ward eine Verschwörung angezettelt, deren Verzweigungen sich sehr weit erstreckten. Sie ging von der Garde aus und hatte in fast sämmtlichen Armeecorps Eingang gefunden; als aber die Pläne bekannt wurden, konnte man sehen, welche überspannten Köpfe sie entworfen hatten. Die extravagantesten, unausführbarsten Ideen, begleitet von den grausamsten Maßregeln, waren angenommen worden.

Die Verschwörung stand auf dem Punkte auszubrechen, als der Kaiser Alexander starb. Dieser Regierungswechsel in einem Augenblicke wo die Ungewißheit der Thronfolge die Staatsgewalt schwächte, kam den Verschwörern trefflich zu Statten. Nikolaus hatte, wie schon erwähnt, trotz des Testamentes Alexander's, das ihn zum Erben der Krone einsetzte, sich beeilt, Constantin den Eid leisten zu lassen. Der Offizier, welcher an diesen abgeschickt wurde, um ihn davon zu benachrichtigen, wurde übel empfangen und mit einer förmlichen Weigerung zurückexpedirt. Als er wieder in Petersburg eintraf und Nikolaus mit

dem Titel „Majestät" anredete, erhielt er einen Verweis. Es ist etwas Merkwürdiges, dieser Streit, dieser Widerwille gegen den Thron und dieser beiderseits gegen den Ueberbringer einer so wichtigen Nachricht, welche sonst so freudig aufgenommen und so reich belohnt wird, geäußerte Zorn! Ganz anders war es bei der Thronbesteigung Paul's, der den Grafen Subow zur Belohnung für die Nachricht vom Tode seiner Mutter, die er ihm überbrachte, einen hohen Orden verlieh. Der Widerstand war von beiden Seiten aufrichtig, und die beiden Brüder zeigten, indem sie sich aussprachen, den Grund ihres Herzens; als aber die beharrliche Weigerung Constantin's Nikolaus endlich bewog, die Krone anzunehmen, benutzten die Verschwörer begierig diesen dem Volke unbekannten Umstand, um die öffentliche Meinung irre zu führen. Sie sagten, der Usurpator Nikolaus habe die Abwesenheit seines Bruders benutzt, um sich eines ihm nicht gehörenden Gutes zu bemächtigen, als ob das von vornherein beobachtete Verfahren nicht schon diese gehässige und ungerechte Anschuldigung widerlegt hätte!

Am 26. December, als die kaiserliche Garde den Befehl erhalten hatte, unter die Waffen zu treten, um dem neuen Souverain den Eid der Treue zu leisten, brach die von den Verschwörern angeschürte Insurrection aus. Die ersten Truppen, welche an Ort und Stelle erschienen, waren Meuterer. Nikolaus verließ auf die erste Nachricht den Winterpalast, in welchen sich kaum dreihundert Mann Garde befanden, und begab sich in Begleitung einiger Offiziere auf den Paradeplatz. Hier, allein und wehrlos, konnte er noch nicht wissen, welche Truppen ihm treu bleiben und wie weit die Insurrection gehen würde. Ein Bataillon vom Regiment Moskau, unter dem Commando des Majors Paskoff, kehrte, nachdem es vor der Festung erschienen war und man ihm den Eintritt verweigert hatte,

wieder um. Der Kaiser reitet ihm entgegen, und als die Soldaten seiner ansichtig werden, rufen sie: „Es lebe Constantin!“ Ohne die mindeste Furcht zu zeigen, sagt der Kaiser zu ihnen mit der imponirenden Ruhe, welche in Momenten der Gefahr einen so gewaltigen Eindruck auf den großen Haufen macht: „Ah, Ihr gehört also zu denen! Wohlan, Euer Platz ist nicht hier, sondern beim Senat!“ Und im Commandotone setzte er hinzu: „Rechts abgeschwenkt, marsch!“ Das Bataillon setzte seinen Weg fort und entfernte sich.

Dieser hohe Muth rettete Nikolaus. Hätte er in der Mitte der Empörer die mindeste Furcht gezeigt, so wäre er verloren gewesen. Einige Augenblicke später erscheint ein anderes Regiment, das Regiment Ismailowsky, dessen Inhaber Nikolaus als Großfürst war. Der Kaiser reitet auf dasselbe zu und als er die Soldaten düster und schweigsam findet, sagt er zu ihnen: „Meine Freunde, wir hatten Constantin als Kaiser anerkannt, er aber hat die Krone ausgeschlagen. Nach ihm kommt sie mir zu und ich habe sie daher annehmen müssen.“ Das nämliche Stillschweigen, kein gewohntes Hurrah läßt sich vernehmen. „Nun, Ihr scheinet übel gegen mich gesinnt zu sein; ich will sehen, wie weit Eure Mißstimmung geht.“ Er befiehlt hierauf, die Gewehre zu laden, und setzt hinzu: „Was antwortet Ihr mir jetzt?“ Dieser Beweis von Vertrauen erschüttert die Soldaten und erfüllt sie mit Bewunderung, und sie rufen zu wiederholten Malen: „Es lebe Nikolaus!“ Welcher sublime Gedanke! es liegt darin eben so viel Muth als Edelsinn und tiefe Kenntniß des Menschen, besonders der Soldaten, welche durch Hochherzigkeit stets überwältigt werden.

Doch die Stunden verstreichen und die treuen Truppen versammeln sich beim Palaste, während die Meuterer und Empörer sich auf dem Platze des Senats aufstellen. So stehen sie einander gegenüber, nur durch

einen ziemlich schmalen Zwischenraum getrennt. Das Oberhaupt des ganzen Unternehmens, der Fürst Trubetzkoi, verliert den Muth und erscheint nicht an der Spitze der Mißvergnügten, und diese wagen ohne Anführer nichts zu unternehmen. Nikolaus sendet Offiziere an sie ab, um sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen; aber diese Offiziere gehören mit zu den Verschworenen. Anstatt sich des ihnen ertheilten Auftrags zu entledigen, ermahnen sie die Empörer auszuharren, während sie bei ihrer Zurückkunft dem Kaiser die bevorstehende Unterwerfung der Truppen melden. Der Zweck dieser verrätherischen Offiziere war, Zeit zu gewinnen, Nikolaus von der Anwendung strenger Maßregeln abzuhalten und so ohne Kampf das Ende des Tages zu erreichen. Dann hatten sie in der langen Winternacht Zeit und Muße, sich zu besprechen und mehr Einmüthigkeit und Energie in die Empörung zu bringen.

Nach mehrstündigem nutzlosen Hin- und Herreden entschließt sich der Kaiser, der das Gefährliche eines langen Zögerns einsieht, zu handeln. Eine Batterie von sechs Kanonen wird vorgefahren und einen halben Kartätschenschuß von den Meuterern aufgestellt. Diese, ohne Anführer, erwarten mit stupidem Gleichmuth das Feuer, das gegen sie gerichtet werden soll; sie gehen weder vor- noch rückwärts. Drei Salven tödten eine beträchtliche Anzahl von ihnen und die übrigen stieben in der Richtung des Englischen Quais auseinander. Die Cavalerie wird zu ihrer Verfolgung abgeschickt, um sie entweder vollends niederzumachen oder sie gefangen zu nehmen.

Nikolaus, noch jung, ein Neuling im Regieren und in einer so ernsten Lage, die dem Geiste so unklare und bedrohliche Consequenzen vor Augen treten ließ, zeigte sich sofort seiner hohen Stellung gewachsen. Er bewies eine große Seelenstärke, eine große Mäßigung, verstand es aber auch in dem Augenblicke wo falsches

Mitleid großes Unglück nach sich gezogen haben würde, zu strengen Mitteln zu greifen und Blut zu vergießen. Die gleichzeitige Anwendung seiner verschiedenen Eigenschaften hat ihm den Thron erhalten und Rußland von der Anarchie und einer schrecklichen Revolution bewahrt. Die Kaiserin Mutter, eine Frau von großer Characterstärke, welche die Erziehung Nikolaus' geleitet, sprach am Abend dieses wichtigen Tages die denkwürdigen Worte: „Als Jüngling hat mein Sohn den Palast verlassen, als gereifter Mann und erprobter Monarch ist er in denselben zurückgekehrt.“

Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus gab sämmtlichen Mächten Anlaß, Personen zur Beglückwünschung nach Petersburg zu senden. Später machte sie die Ernennung von außerordentlichen Gesandten nöthig welche der Krönungsfeier beiwohnen mußten. Für Frankreich wurden verschiedene Männer dazu vorgeschlagen. Es bedurfte dazu schlechterdings eines Militärs, dessen Name bekannt war und der an unsre große Epoche erinnerte. In Rußland trägt Alles den militärischen Character; Alles, Feste, Ceremonien 2c. läuft auf Paraden und Militärübungen hinaus. Einem Gesandten aus dem Civilstande würde Alles fremd gewesen sein. Er würde weniger als ein Andrer Gelegenheit gehabt haben, den Kaiser zu sehen, sich ihm zu nähern und in eine gewisse Intimität mit ihm zu treten. Außerdem bedurfte es dazu eines Mannes von Welt, der befähigt und gewohnt war, sich in höhern Kreisen zu bewegen. Der König war der Meinung, daß ich diese doppelte Bedingung erfülle, und ich wurde gewählt. Ich war sehr erfreut darüber, denn ich trat nun wieder nach so vielen Jahren der Ruhe in die Oeffentlichkeit; die Sendung gab mir ferner Gelegenheit, ein Land zu sehen, das ich noch nicht kannte, diese russische Macht, die im Laufe eines Jahrhunderts so furchtbar geworden ist, von Tag zu Tag stärker wird

und immer größeren Einfluß auf die Geschicke Europa's ausübt, in der Nähe zu betrachten und genau zu studiren; endlich den Anfang einer Regierung zu sehen, deren noch so junger und in den Staatsgeschäften so unerfahrener Leiter bereits einen so erhabenen Charakter und einen so seltenen Muth gezeigt hatte. Diese Sendung bildet eine angenehme Episode meines Lebens. Sie hat mir Gelegenheit gegeben, fünf Monate mit Glanz aufzutreten, und hat schöne Erinnerungen in mir zurückgelassen, aber einen nachtheiligen Einfluß auf meine Vermögensverhältnisse ausgeübt; denn meine großen Unternehmungen gingen zuerst in Folge der mangelnden Oberaufsicht zurück und geriethen dann in eine Unordnung, die meinen Ruin herbeiführte.

Es war Ende Februar 1826, als der König sich entschloß, mich zum außerordentlichen Gesandten für Rußland ernennen. Ich traf meine Anstalten, um ihn würdig zu repräsentiren. Bedeutende Fonds wurden mir zur Verfügung gestellt. Die Vornehmsten unter der pariser Jugend bewarben sich um die Gunst, mich begleiten zu dürfen. Es wurden mir fünfzehn Gesandtschaftscavaliere beigegeben, unter denen sich drei Generale befanden.*)

Nie wurde eine Gesandtschaft mit größerer Sorgfalt und größerem Glanze organisirt. Nachdem alle

---

*) Liste der Gesandtschaftscavaliere, welche mir zur Begleitung attachirt wurden: der Vicomte von Talon, der Graf von Damrémont, der Vicomte von Broglie, Generalmajore; der Graf von Caraman, der Marquis von Castries, der Marquis von Podenas, Obersten; der Graf Alfred von Damas, der Vicomte Emanuel vou Brézé, der Graf von Biron, der Graf von Maillé, der Vicomte de la Ferronays, der Graf von Villefranche, der Graf vou Vogüé, der Graf von Croï; als Sekretär hatte ich einen berühmten Dichter, Ancelot, bei mir.

(Anmerk. des Herzogs von Ragusa.)

Vorbereitungen beendigt waren, brach ich auf. Am 19. April verließ ich Paris, um mich zuerst nach Berlin, und dann nach St. Petersburg zu begeben.

Am 22. begegnete ich auf der Landstraße dem Herzoge von Wellington, der von Petersburg zurückkam. Wir hielten an und sprachen einige Augenblicke mit einander. Diese zwischen Generalen, welche gegen einander gekämpft haben, angeknüpften Bekanntschaften sind bemerkenswerth und von besonderem Interesse, denn die aus der Erinnerung an vergangene Thaten entspringende gegenseitige Achtung ist die Basis derselben, und in dieser Beziehung habe ich alle Ursache gehabt, mich durch die Gesinnungen, welche der Herzog von Wellington bei jeder Gelegenheit gegen mich an den Tag gelegt hat, geschmeichelt zu fühlen.

Am 23. April bei guter Zeit kam ich in Weimar an. Ich brachte den Abend bei Hofe zu und sah den Großherzog und seine ganze Familie.

Diesem durch seine Politesse renommirten kleinen Hofe fehlt es keineswegs an Glanz. Die an demselben herrschende Etikette verräth jedoch durchaus nicht die Absicht, den großen Souverain spielen zu wollen, und die Fürsten zweiten Ranges, welche so handeln, gehen von einem ganz richtigen Gesichtspunkte aus. Wo es anders ist, ergeben sich nothwendigerweise Abgeschmacktheiten und Lächerlichkeiten. Wenn hingegen ihre einfache Lebensweise sie allen ihren Unterthanen zugänglich macht und ihnen eine steife Repräsentation erspart, so genießen sie gleichzeitig alle Vortheile ihrer hohen Stellung und alle Annehmlichkeiten des Privatlebens. Eine solche Existenz steht dem Hofe von Weimar um so besser an, als er ein Sammelplatz verdienstvoller und genialer Leute, und die Liebe zur Literatur, zu den Wissenschaften und zu den Künsten an demselben allgemein verbreitet ist. Der Großherzog hatte viele ausgezeichnete Männer in seine Nähe berufen, unter Anderen den be-

rühmten Göthe, der einen großen Theil seines Lebens in Weimar zubrachte. Die Großherzogin war eine Frau von anerkanntem Verdienst und von großer Autorität. Durch ihr besonnenes und muthiges Benehmen rettete sie nach der Schlacht bei Jena ihr Land. Die Wirren des Kriegs schreckten sie nicht. Sie erwartete Napoleon in ihrem Schlosse und eroberte ihn durch ihren Geist und ihre Einsicht. Ich machte der Großfürstin Marie, der Gemahlin des Erbprinzen und Schwester des Kaisers von Rußland, meine Aufwartung. Der Schmerz, den sie über den Tod des Kaisers Alexander empfand, machte einen erschütternden Eindruck auf mich. Unter ihren Kindern befanden sich damals zwei reizende Prinzessinnen von seltener Schönheit. Sie sind beide an preußische Prinzen verheirathet, äußerst liebenswürdige und hochgebildete Männer: an die Prinzen Karl und Wilhelm.

Am Hofe zu Weimar fand ich den bairischen Feldmarschall Fürsten von Wrede, der von einer Sendung nach Petersburg zurückkam. Ich hatte ihn schon während unserer Feldzüge kennen gelernt und erneuerte jetzt die Bekanntschaft mit ihm. Sein Anblick weckte den Gedanken in mir, daß die Armeen der Mächte zweiten Ranges das eigenthümliche Privilegium haben, stets siegreich zu sein. Sie schließen sich nothgedrungen einem politischen System, einer Großmacht an. So lange das Glück den Anstrengungen dieser Macht günstig ist, bleiben sie mit ihr verbündet; sobald es aber umschlägt, verlassen sie dieselbe, um eine gegnerische Allianz zu schließen, so daß der Besiegte nach erlittenen Niederlagen seine Streitkräfte sich vermindern und die seines Gegners wachsen sieht, was der neuen Allianz eine Reihe von Siegen sichert. Die Befehlshaber ihrer Truppen haben dann auch gemeinsame Erinnerungen mit allen Chefs der europäischen Heere. Wrede war bei Austerlitz, bei Wagram &c. mein Waffengefährte ge-

wesen, und hätte er sich mit Blücher, Schwarzenberg oder Sacken in einem Salon befunden, so würde er sich auch mit ihnen über die in den Jahren 1813 und 1815 gemeinschaftlich gelieferten Schlachten haben unterhalten können.

Den Tag darauf setzte ich meine Reise fort und kam am 25. in Berlin an. Ich wurde sofort dem Könige und der königlichen Familie vorgestellt. Ich verweilte acht Tage in dieser Residenz, um alles was dieselbe Interessantes und Sehenswürdiges darbietet, in Augenschein zu nehmen. Berlin giebt gewissermaßen einen Vorgeschmack von Petersburg und Rußland. Alles hat daselbst einen militärischen Character, aber es herrscht dort noch mehr Ordnung als in Rußland. Die Verwaltung ist in Preußen ebenso redlich als einsichtsvoll; das daselbst angenommene und streng befolgte System vervierfacht die Hülfsquellen und Mittel der Regierung.

Der König von Preußen ist vor Allem der Chef der Armee. Seine Manieren, seine Gewohnheiten und Beschäftigungen stehen mit diesem Titel und dieser Function im Einklang. Er kümmert sich um die kleinsten Details in Allem was seine Truppen angeht. Seine Söhne, seine Brüder, seine Vettern sind eben so viele active Generale und Inspecteurs, welche die ihnen obliegenden Pflichten mit Eifer erfüllen. Der König empfängt täglich Rapporte wie ein Generalissimus. Alle Offiziere, die ihn sprechen wollen, haben Zutritt bei ihm. Weit entfernt, die Gebräuche des Südens anzunehmen, welche die Souveraine isoliren und Allem was vorgeht fremd machen, giebt er den ausgezeichneten Einheimischen und den hervorragenden Fremden, welche ihn besuchen, häufige Diners. Ich wurde ebenfalls mit meinen sämmtlichen Begleitern zu einem solchen eingeladen. Nach der herrschenden Etikette hat der König seinen Platz in der Mitte der Tafel. Zu seiner Rechten und Linken sitzen die Prinzen und Prinzessinnen seines

Hauses in der Reihenfolge ihres Ranges; und da die preußische Königsfamilie sehr zahlreich ist, so nimmt sie fast die ganze eine Seite der Tafel ein. Derjenige Fremde, den der König besonders auszeichnen will, sitzt ihm gegenüber; auf diese Weise kann er sich bequem mit ihm unterhalten, da die Tafel nicht sehr breit ist. Die Fürstin Liegnitz, die Gemahlin des Königs, ist eine angenehme Person; aber obgleich sie anerkannt ist, macht ihre zweideutige Stellung ihr Leben gerade nicht beneidenswerth, es müßte denn sein, daß ihr Herz von einer sehr lebhaften Zuneigung zu ihrem Gemahl erfüllt wäre. Sie hat die Nachtheile einer Größe ohne die Vortheile derselben.

Der König ließ mir zu Ehren von der berliner Garnison große Manöver ausführen. Es waren vierzehn Bataillone, zweiundzwanzig Schwadronen und eine verhältnißmäßige Artillerie. Die Bewegungen wurden mit vorzüglicher Präcision und Schnelligkeit ausgeführt. Was mich bei diesen Manövern in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß ein Drittheil der Soldaten aus Rekruten bestand, die erst zu Ende des vorigen Jahres bei ihren Regimentern angekommen waren. In Zeit von vier Monaten waren sie einexerciert und in die Bataillone eingestellt worden. Allerdings ist die preußische Militärinstruction jetzt die einfachste in ganz Europa. Früher war Alles Fantasmagorie in dieser Armee, Alles war complicirt. Nach den Niederlagen von 1806 hat man dieses Charlataneriesystem aufgegeben. Aufgeklärte Männer, geschickte Offiziere haben, nachdem sie die wahren Bedürfnisse des Kriegs zu erkennen gesucht, das preußische Heerwesen auf die einfachsten Grenzen zurückgeführt, indem sie Alles abschafften, was nur für die Parade und für das Auge bestimmt war. Dieses Programm war die nothwendige Folge des Militärsystems, welches eingeführt worden ist und nach welchem bekanntlich die ganze Be-

völkerung nach und nach unter die Waffen gerufen wird, ein System, das der schwachen und abhängigen Stellung, in welche Preußen durch sein Mißgeschick gerathen war, vortrefflich entsprach.

Nach dem Frieden von Tilsit war Preußen zu einer Macht zweiten Ranges herabgestiegen; aber es hatte noch alle seine Erinnerungen und alle seine nationalen Leidenschaften. Dies war hinreichend, um es noch immer achtunggebietend zu machen. Napoleon wußte sehr wohl, daß der gekränkte Stolz nie verzeiht, und daher traute er Preußen nicht. Der erste Beweis, den er davon gab, war, daß er die Truppenzahl des Königs von Preußen limitirte. Aber die preußische Regierung, welche in Zeiten die Mittel zu ihrer Befreiung vorbereiten wollte, um dieselbe ausführen zu können, sobald die Umstände es möglich machten, nahm, während es scheinbar gehorchte, einen Rekrutirungs- und Beurlaubungsmodus an, durch den in aller Stille eine Armee geschaffen wurde, deren Stärke binnen wenigen Jahren enorm sein mußte. Der Urheber desselben war der General Scharnhorst. Man beschränkte den Dienst der unter die Fahnen berufenen Mannschaften auf drei Jahre, so daß also die Armee jedes Jahr zum dritten Theile erneuert wurde. Die zur Instruction verwendeten Bataillonscadres wurden so eine Kriegsschule für die ganze Nation. Napoleon merkte die Absicht nicht, die Preußen aber, welche den Zweck des neuen Systems sofort erriethen, nahmen es mit Begeisterung auf und erblickten darin das Element ihres Heils. Die Offiziere und Unteroffiziere, welche sämmtlich als Instructoren verwendet wurden, machten in kurzer Zeit aus den vom besten Geiste beseelten Rekruten tüchtige Soldaten.

Als Preußen im Jahre 1813 zu den Waffen eilte, um uns zu bekämpfen, konnte es in einem Augenblicke zweimalhunderttausend alte Soldaten unter den Fah-

nen versammeln, und die ganze, von edlen und patriotischen Gefühlen beseelte Jugend der Exercierplätze ergänzte diese Armee und verlieh ihr die Energie, die sie so furchtbar machte; denn die preußische Armee schlug sich damals gegen uns mit größerer Tapferkeit und Erbitterung als alle anderen.

Dieses unter der herrschenden Gewalt der oben bezeichneten Ausnahmszustände eingeführte System ist beibehalten worden und es besteht noch in dem Augenblicke wo ich Gegenwärtiges schreibe. Es erfordert jedoch von Seiten der Offiziere und Unteroffiziere fast unglaubliche Mühen und Arbeiten, wie sie gewöhnliche Zeiten in der Regel nicht mit sich bringen. Der persönliche Einfluß des Königs und die Mitwirkung aller Prinzen seines Hauses haben bis jetzt den zu Anfang gegebenen Impuls aufrecht erhalten. Es ist ein Wunder, das jedoch ein Ende nehmen muß, denn es verlangt von Seiten der Offiziere unerhörte und sich immer wieder erneuernde Anstrengungen. Es ist begreiflich, daß das Bewußtsein, das öffentliche Wohl zu fördern, auf eine gewisse Zeit zu einem anhaltenden Eifer anspornt, den nichts ermüdet. Auch wenn der Zweck erreicht ist, wird die Gewohnheit noch einige Zeit fortdauern; aber es kommt ein Moment, wo Alles in eine mit den Fähigkeiten Aller mehr in Verhältniß stehende Ordnung zurückkehren muß. Die Offiziere und Unteroffiziere müssen außer den täglichen Dienstpflichten unablässig als Instructoren thätig sein. Jedes Jahr haben sie neue Mannschaften einzuexerciren, welche bald darauf verschwinden, um anderen Platz zu machen, die wieder einexercirt werden müssen und die bald nachher ebenfalls abgehen, und so fort von Jahr zu Jahr; gewiß eine entmuthigende Arbeit, welche an die Qual der Danaiden erinnert.

Man kann übrigens diese Truppen, die ihr vortrefflicher Geist und ihr Diensteifer in der Erfüllung

so beschwerlicher Pflichten guten Muthes erhält, nicht genug bewundern. Daher haben sie aber auch das Ziel erreicht, das sie sich vorgesteckt hatten, denn, ich wiederhole es, die Instruction ist vollkommen und entspricht allen Anforderungen des Kriegs. Der Marsch ist vortrefflich und leicht, die Distancen und Richtungen werden mit größter Präcision eingehalten, das Feuer ist lebhaft und regelmäßig. So vieler Vorzüge bedarf es kaum, um Schlachten zu liefern und zu gewinnen.

Etwas rechtfertigt jedoch in Preußen die Fortdauer des Systems, dessen übermenschliche Anstrengungen für die Offiziere und Unteroffiziere der Regimenter ich dargethan habe: die Nothwendigkeit, die gesammte männliche Bevölkerung für den Kriegsdienst zu bilden. Die preußische Monarchie hat ein äußest unregelmäßig gestaltetes Ländergebiet und deshalb keine Vertheidigungsgrenze. Ueberall ist sie verwundbar, sie kann in der Mitte angegriffen und durch einen ersten Sieg in zwei Hälften getrennt werden. Sie muß sich daher in allen ihren einzelnen Theilen vertheidigen können. Zu dem Ende muß das ganze Land gewissermaßen als ein großes Lager betrachtet werden und die Nation muß sich in eine Armee verwandeln können. Die Bevölkerung muß sich überall erheben und vertheidigen können, und damit sie das mit Erfolg vermag, muß sie organisirt, eingeübt und in Cadres formirt erhalten werden, sonst würde sie sich weder bewegen noch schlagen können. Bei diesem System sind die Festungen mit wenigen Ausnahmen nur Depot- und Waffenplätze der Armeecorps, in denen die aufgehäuften Vorräthe aller Art in Sicherheit sind.

Ich besuchte auch Potsdam, und der König hatte die Güte, mir die dortige Garnison ebenfalls vorzuführen. Diesmal handelte es sich jedoch nicht um Manöver, sondern nur um eine äußerst elegante Parade. Die Truppen sahen prächtig aus und defilirten vor dem König.

Der Prinz Albrecht, Sohn des Königs, ein sechzehnjähriger Jüngling, war Lieutenant in einem Garde-Infanterieregiment. Er defilirte an der Spitze seines Pelotons: ein schöner Anblick, eine dem Militärdienste, seiner Wichtigkeit und seinen Rechten dargebrachte schmeichelhafte Huldigung und ein wirksames Mittel, das Ansehen zu erhöhen, das demselben aus so vielen Gründen gebührt; endlich eine peremtorische Antwort auf maßlose Prätensionen und Bestrebungen. In Frankreich sind wir davon weit entfernt; der Verstand, der praktische Theil der Staatsgeschäfte und des Regierens, scheinen nur im Norden bekannt zu sein. Im Süden ist Alles Laune und Misère. Bei uns gab man vor nicht langer Zeit einem Knaben in der Kinderjacke, der noch nicht lesen konnte, Adjutanten! Ein lächerlicher, bemitleidenswerther Unsinn!

Nachdem ich beim Könige gespeist hatte, nahm ich die Stadt Potsdam und das Schloß Sanssouci nebst den im Parke enthaltenen Sehenswürdigkeiten in Augenschein. Ueberall stößt man auf Erinnerungszeichen an den großen Friedrich, dessen Gedächtniß hoch verehrt wird. Fünf französische Adler, die in den Jahren 1813 und 1815 erbeutet wurden, liegen auf seinem Grabe: der würdigste Tribut für das Andenken eines so großen Feldherrn.

Nachher besuchte ich Charlottenburg. Das Schloß enthält das der Königin errichtete Mausoleum, ein Werk des berühmten Rauch. Die Statue der Fürstin in anmuthig liegender Stellung, ist dasjenige Sculpturwerk, dessen Anblick mir das meiste Vergnügen gemacht hat. Man sagt, es soll ähnlich sein, was ich jedoch nicht beurtheilen kann, da ich die Königin nicht gekannt habe. Die Stellung der Figur aber ist sehr schön und das Gesicht hat einen bewunderungswürdigen Ausdruck. Leben und Tod sind darin vereinigt; die irdische Existenz ist zu Ende, doch erkennt man in den Zügen ein Gefühl von Sanftmuth und Wohlwollen.

Unter den Sehenswürdigkeiten Berlins figurirt in erster Linie das Zeughaus, ein schönes Gebäude, das große Artillerievorräthe aller Art und einen ungeheuren Waffensaal mit mehr als hunderttausend Flinten enthält. Der Prinz August von Preußen, Chef der gesammten preußischen Artillerie, führte mich herum.

Ich war kaum in den Saal eingetreten, als mir die Trophäen, mit denen er decorirt ist, in's Auge fielen. Eine enorme Masse französischer Fahnen befand sich darunter. Meine erste Regung war Bedauern darüber, daß ich hierhergekommen; da ich aber einmal da war, mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen. Besonders die Menge der Fahnen schien mir ganz unglaublich; aber eben ihre große Anzahl diente dazu, mich über ihren geringen Werth und über den wenigen Ruhm, der aus ihrem Besitz resultirte, aufzuklären. Diese Fahnen hatten den französischen Regimentern gehört, bevor sie Adler dagegen erhielten, und sie waren bei der Occupation von Paris in einem Magazin gefunden worden. Es befanden sich darunter sogar Fahnen von Dorfnationalgarden und selbst eine rothe Fahne, welche nach einer Verordnung der Constituante bei Straßenemeuten und bei Verkündigung des Standrechts aufgesteckt wurde. Alle diese überall zusammengerafften und vor den Augen der Unwissenden mit prunkendem Stolze entfalteten Fahnen geben nur Zeugniß von dem Einrücken der fremden Heere in Frankreich und Paris, was Jedermann bekannt ist.

Im Allgemeinen haben die Preußen etwas Großsprecherisches und Renommirendes. Ueberall ist es auf äußeren Effect abgesehen. Die Häuser gleichen von Außen Palästen, und das Innere straft diese Prätension Lügen. Man kann auf die Regierung wie auf die Privatleute den Volksausdruck „auf der Straße tapezieren" anwenden; aber indem man diese unbestreitbare Wahrheit anerkennt, kann es Einem auch nicht ent-

gehen, in wie hohem Grade sich dieses Königreich durch Einsicht, weise Sparsamkeit und ein ganz vorzügliches Verwaltungs- und Regierungssystem auszeichnet. Alles was in Preußen geschieht, trägt den Stempel einer Wachsamkeit, von der man sich keinen Begriff machen kann. Das Gefühl der Wohlthaten dieser Verwaltung und ihrer Gerechtigkeit muß sehr tief und innig sein, da es hingereicht hat, die Nation zu befriedigen, nachdem ihr im Jahre 1813 mit verschwenderischer Freigebigkeit, um damals ihre Energie anzuspornen, eine Menge Institutionen versprochen worden waren, die sie niemals erhalten hat. Alle Erinnerungen und aller moralische Einfluß Frankreichs sind vor dem gegenwärtigen Wohlbefinden verschwunden. Niemand denkt mehr an überflüssige Dinge, weil man sich im Genusse der bestmöglichen Resultate befindet; vielleicht haben auch die neuerlichen Erschütterungen und unglücklichen Vorgänge, deren Schauplatz Frankreich gewesen ist, die Völker über ihre wahren Interessen aufgeklärt. Fürsten der Erde, regieret gut, mit Festigkeit, Gerechtigkeit und Einsicht, und Ihr werdet keine Revolutionen haben.

Am 3. Mai brach ich auf, um meine Reise fortzusetzen. Das Land, durch das ich reiste, war nichts weniger als schön. Sand, fast immer Sand, und der traurige Character, den eine bleiche kalte Sonne der Natur verleiht. Die Heerstraße, eine macadamisirte Chaussee, war ihrer Vollendung nahe. Diese schöne, große und nützliche Straße wird diese entfernten Völkerschaften mit dem Süden und Westen Europa's verbinden und sie so den Pflanzstätten der Civilisation näher bringen. Das Land ist mit rundgewaschenen Granitblöcken von ungleicher Größe bedeckt, welche durch Erdrevolutionen aus den Karpathen oder aus Schweden dahin geführt worden sind. Diese Steine, das einzige vorhandene gute Baumaterial, werden gebrochen und die kleinen Abfälle dienen zur Grundlage der

Chaussee. Ich machte in Mitau Halt, wo ich das Schloß, mehrere Jahre hindurch die Zufluchtsstätte der französischen Königsfamilie, besuchte. Zu wie vielen andern und noch schmerzlicheren Pilgerfahrten war diese unglückliche Familie verurtheilt!

In Riga hielt ich mich einen Tag auf. Ich fand dort als Gouverneur einen Offizier, einen gebornen Italiener, der früher in unseren Reihen gedient hatte, den General Paolucci, ein geistvoller Mann, der in Rußland eine rasche und glänzende Carrière gemacht hatte. Er hatte schon während des Feldzugs von 1812 in diesem Platze vor dem Marschall Macdonald commandirt. Riga, als Festung unbedeutend und von sehr mittelmäßiger Stärke, ist wichtig als Hauptausfuhrplatz für den russischen Ostseehandel. Auf der Dwina und aus dem Hafen von Riga werden ungeheure Massen Landesproducte ausgeführt. Endlich, am 13. Mai, dem 1. nach russischer Zeitrechnung, einem Freuden- und Festtage, an welchem man das Wiedererwachen der Natur feiert, kam ich in St. Petersburg an.

Wenn man sich dieser Hauptstadt nähert, kommt man durch eine Art Wüste, eine weite Strecke uncultivirten Bodens, Sumpflandes und unbewohnter Ebenen. Man ahnet gar nicht, daß man sich einer großen Residenz nähert. Von Strelna an findet man der Newa gegenüber eine Menge kleiner aber hübscher Landhäuser von sauberem und elegantem Aussehen. Sie verdanken ihre Entstehung dem Luxus und Wohlstande der reichen und vornehmen Classe; mit der eigentlichen Bevölkerung aber, mit der Masse der Bewohner haben sie nichts zu schaffen.

Kommt man in St. Petersburg an, so findet man eine Stadt von außerordentlicher Schönheit, nach einem regelmäßigen Plane erbaut und mit geraden, breiten Straßen. Aber diese durch den allmächtigen Willen eines Mannes in's Leben gerufene Stadt ist nur der

Ausdruck eines Gedankens, nicht der der Bedürfnisse des Landes. Diese letztere Bedingung aber characterisirt allein eine Hauptstadt. Die Zeit, die Interessen, die Gewohnheiten schaffen sie, sie entsteht einzig und allein durch die Macht der Jahrhunderte, nicht anders. Hiernach ist St. Petersburg nur eine Residenz und ein Handelsplatz, aber keine Hauptstadt. Uebrigens hat Peter der Große nicht daran gedacht, seinen gewöhnlichen Wohnsitz daselbst aufzuschlagen; der Beweis dafür ist, daß er zu seinem eigenen Gebrauche dort nur dürftige Häuser gebaut hat. Die jetzigen Paläste sind das Werk seiner Nachfolger. Souveraine, die nicht fest auf ihrem Throne saßen und der Nation fremd waren, mußten das System annehmen, aus der Ferne zu regieren. Umgeben von einer treuen und zahlreichen Garde, getrennt von Bevölkerungen, die sich empören konnten, und von mächtigen, gefürchteten Vasallen, residirten sie, von Wüsten umgeben, wie in einer unangreifbaren Festung. Die Ukase kamen mit dem geheimnißvollen Zauber, den die Entfernung ihres Ursprungsortes ihnen verlieh. Die auf diese Weise ihren Unterthanen nicht sichtbaren russischen Souveraine erschienen ihren Völkern gleichsam als das verkörperte Geschick, als die Dolmetscher der Beschlüsse des Himmels.

Bei meiner Ankunft ließ mich der Kaiser Nikolaus durch einen seiner Adjutanten bewillkommnen. Wenige Tage darauf hatte ich meine Audienzen mit dem gewöhnlichen Ceremoniel. Der Kaiser empfing mich im Palast der Eremitage.

Es ist mir unmöglich, auszudrücken, was ich beim Anblick dieses jugendlichen Souverains voll Anmuth und Majestät empfand. Man kann sich nichts Imponirenderes als seine Persönlichkeit, nichts Einfacheres als sein Benehmen denken. In seinem Blicke und in seiner Haltung liegt eine nicht zu beschreibende Autorität. Wenn er sich außerhalb seines Cabinets befindet und

den Hut auf dem Kopfe hat, wird, glaube ich, Niemanden die Lust anwandeln, ihm in den Weg zu treten. Aber unter vier Augen ist seine Artigkeit außerordentlich. Seine Leutseligkeit und seine hohe Verstandesbildung reizen zur Discussion, und nach wenigen Augenblicken glaubt man fast, seines Gleichen vor sich zu haben. Er empfing mich allein, und ich brauchte daher keine öffentliche, feierliche Anrede zu halten, wie es in Frankreich geschieht. Er sagte, er freue sich, mich zu sehen und die persönliche Bekanntschaft eines Generals zu machen, von dem er oft gehört habe. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde von Frankreich und der königlichen Familie, von Napoleon und den vergangenen Kriegen gesprochen hatten, ging er hinaus und ich stellte ihm die fünfzehn Offiziere vor, die mich als Gesandtschaftscavaliere und Adjutanten begleiteten.

Am folgenden Tage wurde ich im Anitschkoffski'schen Palais der Kaiserin vorgestellt. Diese liebenswürdige, anziehende und schöne Fürstin würde im Privatleben ebenso Aller Herzen gewinnen wie auf dem Throne. Endlich empfing mich der Großfürst Michael, Bruder des Kaisers, und damit waren meine Vorstellungen für den Augenblick zu Ende. Die beiden Kaiserinnen Marie und Elisabeth, sowie die Großfürstin Helene befanden sich damals im Süden des Reichs.

Kurz nach meiner Ankunft in Petersburg lief die Nachricht vom Tode der Kaiserin Elisabeth ein. Sie war nach Alexander's Ableben krank geworden und ihrem Schmerze endlich erlegen. Die Kaiserin Marie, die ihr nachreiste, um sie zu pflegen, kam nicht mehr zur rechten Zeit, um ihr die Augen schließen zu können. Die ganze kaiserliche Familie beklagte schmerzlich diesen Verlust. Die Krönung wurde in Folge dieses Todesfalles aufgeschoben und mein Aufenthalt in Petersburg verlängerte sich aus diesem Grunde.

Ich hatte nunmehr Zeit und Gelegenheit, alles was die Stadt und ihre Umgebungen Interessantes darbieten, speciell in Augenschein zu nehmen, den Kaiser häufig bei der Parade zu sehen und den Manövern bei Zarskoe-Selo beizuwohnen, wo ein Theil der Garde zusammengezogen und ein Lager errichtet war.

Der imposante Anblick St. Petersburgs und die nähere Bekanntschaft mit den ungeheuren Schöpfungen seines Begründers, mit seinen so großartigen und mannichfaltigen Unternehmungen haben meine Bewunderung für Peter den Großen nicht vermehrt. Die Thätigkeit dieses Fürsten war unglaublich, die Kraft seines Willens erstaunlich, aber sein Genie war im höchsten Grade nachahmend. Seine Projecte waren zu sklavisch dem nachgebildet, was er anderwärts gesehen, und oft hat er dabei arge Mißgriffe begangen. St. Petersburg ist eines der sprechendsten Beispiele dafür.

Ein Lieblingsgedanke von ihm war, eine große Hafenstadt zu haben, um seine Nation in rasche und leichte Verbindung mit Europa zu bringen. Dies war gewiß ein schöner und fruchtbarer Gedanke. Er wählte dazu zuerst die Ufer des Asowschen Meeres; da aber die im Kriege gegen die Türken erlittenen Niederlagen, die in Folge dessen stattgehabten, durch den Tractat vom Pruth geheiligten Gebietsabtretungen der Ausführung seiner Pläne hinderlich wurden, wählte er das entgegengesetzte Ende des Reichs, und zwar zu seinem großen Glücke, denn eine Seestadt, deren Einfluß sich nur an den von noch roheren Völkerschaften als die seinigen bewohnten Ufern des Schwarzen Meeres frei und wirksam entfalten konnte, würde ihm zu seinen Zwecken nichts genützt haben.

Da die Dardanellen und der Bosporus in der Gewalt der Türken waren, mußte der Verkehr mit Italien und Frankreich stets unsicher und zweifelhaft sein. Wenn er dagegen die Stadt an der Ostsee erbaute, war

die Verbindung mit dem ganzen civilisirten Europa sogleich hergestellt.

Nachdem die Idee, die neue Handelsstadt an die Ostseeküste zu verlegen, feststand, war die Wahl der Newamündung gut. Man brauchte bloß den schwer zu beschiffenden Ladogasee durch einen parallellaufenden Kanal zu ersetzen, so war die Verbindung zu Wasser mit dem Innern des Reichs hergestellt. Die natürlichen Bodenverhältnisse dieses kolossalen Landes sind überhaupt von der Art, daß sie der Verbindung der verschiedenen Ströme durch Kanäle kein Hinderniß entgegenstellen. Diese Ströme sind fast alle schiffbar. Die Binnenschifffahrt besteht denn auch von Norden nach Süden in ihrer vollen Ausdehnung, und St. Petersburg ist der wichtigste Ausfuhrplatz für die Producte des Landes geworden. Diese Ausfuhr, die ich weiter unten näher bezeichnen werde, ist wahrhaft enorm, so kolossal, daß es allen Glauben übersteigt.

Hat aber Peter der Große den passendsten Punkt zur Anlage einer Stadt an der Mündung der Newa gewählt? Dies läßt sich in Zweifel ziehen. Es ist sogar unverzeihlich von ihm, daß er sie an einer Stelle erbaut hat, wo ihre Existenz durch eine Naturerscheinung, die in mehr oder minder langen Zwischenräumen, aber sicher wiederkehrt, beständig gefährdet ist. Die Ursachen dieser Erscheinung sind jetzt genau bekannt und constatirt. Zuvörderst sind es heftige Westwinde, welche die Gewässer der Ostsee in den finnischen Meerbusen treiben und so das Niveau desselben erhöhen. Dann sind es die unmittelbar auf jene folgenden Nordwinde, welche die Gewässer des bothnischen Meerbusens zurückdrängen, so daß sie sich vor der Newamündung dergestalt stauen, daß das Meer aus dem Bett des Flusses tritt und in Petersburg zu einer solchen Höhe steigt, daß die Stadt nahe daran ist, unterzugehen und auch unfehlbar un-

tergehen würde, wenn jene Windströmung nur zwei Tage anhielte.

Peter I. kannte dieses Phänomen, und ich will bei dieser Gelegenheit eine Anekdote erzählen, welche durch die Untersuchungen nach der letzten Ueberschwemmung bekannt geworden ist. Peter befand sich auf der Insel Wasiljewskoi Ostrow und beaufsichtigte den Anfang der Arbeiten. Plötzlich bemerkte er auf einem Baume ein Kreuz. Er erkundigt sich bei den Fischern in der Nähe nach der Bedeutung desselben, und man antwortet ihm, daß es die Höhe des Wasserstandes bei der letzten Ueberschwemmung angebe. Diese Entdeckung war gewiß geeignet, die Art der Ausführung seines Projects zu modificiren. Er sann einige Augenblicke nach und begnügte sich schließlich damit, den Baum umhauen zu lassen.

Die Idee, welche Peter dem Großen bei der Erbauung seiner Stadt vorschwebte, war die, Amsterdam nachzuahmen. Er hatte in Holland gelebt und wollte eine holländische Stadt bauen. Er sah aber nicht, daß die Holländer gar nicht die Wahl hatten, so oder anders zu bauen und daß sie zahlreicher Kanäle bedurften, um den Boden gesünder zu machen und die Lage ihrer Stadt zu erhöhen. Diese mit dem Hafen, der von Handelsfahrzeugen jeder Größe angefüllt ist, in Verbindung stehenden Kanäle, sind zur Transportirung der Waaren in die an ihren Ufern liegenden Magazine von großem Nutzen; in St. Petersburg dagegen haben sie keinen Zweck; sie füllen sich vielmehr täglich mit Unrath und tragen deshalb Elemente der Unreinlichkeit in sich. Endlich ist diese einzig und allein für den Handel bestimmte Stadt hinter einer Sandbank erbaut, über welche Schiffe von mehr als acht bis neun Fuß Tiefgang nicht hinwegkommen können.

Wenn St. Petersburg da angelegt worden wäre, wo jetzt das Schloß Peterhof steht, das heißt sechs

(franz.) Meilen weiter unterhalb, so würde diese Stadt eine gesunde Lage haben und vor den Stürmen und den Fluthen der Newa geschützt sein. Ihr Hafen, welcher dann vor die Sandbank gekommen wäre, hätte die größten Schiffe aufnehmen können. Das reichliche Quellwasser, das gegenwärtig schöne Cascaden bildet, würde dem Bedarfe der Bevölkerung vollkommen genügt haben. Der Ort, wo sich jetzt die Gärten befinden, hätte zur Errichtung der maritimen Anlagen, zum Graben von Docks für die Schiffe und zu Allem was ein großer Hafen erheischt, dienen können, und ein einfacher Damm würde die Stadt gegen das Andringen des Meeres geschützt haben. Aber Peter, ein knechtischer Nachahmer, copirte ohne Grund und ohne Verstand was anderwärts aus anderen Motiven und zu anderen Zwecken existirte.

Es kommt mir nicht in den Sinn, diesen großen Character herabzusetzen, und ich gestehe gern, daß Alles was man in St. Petersburg von Peter dem Großen sieht und Alles was man sich in Rußland von diesem außerordentlichen Manne erzählt, beweist, daß es nie eine der seinigen gleichkommende Thätigkeit gegeben hat. Sein sich auf Alles erstreckender Ehrgeiz hatte keine Grenzen. Er wollte Alles machen, Alles wissen, Alles unternehmen, Alles ausführen. Er schreckte vor keiner Arbeit, vor keiner Anstrengung zurück. Er wollte Soldat, Seemann, Handwerker und Künstler sein. Er meinte Allem genügen zu können und in sich die Fähigkeiten zu vereinigen, welche im gewöhnlichen Leben auf verschiedene Klassen von Individuen vertheilt sind. Dies ist es, wodurch er sich vor anderen Menschen glänzend auszeichnet. Mit einem solchen Character kann man Viel und Großes schaffen; gewiß aber verfolgt man nicht den Pfad des Genies. Das Genie erhebt sich über die gemeine Thätigkeit, es entwirft, es ordnet an, es beurtheilt und behält Zeit übrig, um nachzudenken. Peter

trieb die Leidenschaft des Universalwissens so weit, daß er auch Wund= und Zahnarzt sein wollte, und man zeigt in Petersburg noch die Instrumente, deren er sich bei seinen Operationen bediente und mit denen er wahrscheinlich seine Höflinge marterte. Obwohl er sich indessen mit so geringfügigen, ja kleinlichen Details beschäftigte, muß man doch sagen, daß er auch die großen Angelegenheiten seines Reichs nicht vernachlässigte. Gründung von Städten, Anlegung von Häfen und Arsenalen, Bau von Canälen, welche die verschiedenen Meere mit einander verbinden; Bildung einer disciplinirten Armee; Unterwerfung der Großen des Reichs, die sich bis dahin in beständiger Empörung befunden hatten: er hat Alles unternommen, hat Alles mit mehr oder weniger Erfolg durchgeführt, obgleich er nicht älter als dreiundfunfzig Jahr wurde. Der erste Theil seiner Regierung, anfangs gemeinschaftlich mit seinem Bruder, hatte mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Eine kräftige Constitution war der Beistand, den die Natur ihm gewährt, und eine Feuerseele in einem Eisenkörper erklärt das Schauspiel, das er der Welt dargeboten.

Da ich schon so ausführlich auf die physischen Verhältnisse St. Petersburgs eingegangen bin, will ich noch von den Mitteln sprechen, welche anzuwenden sind, um diese große und schöne Stadt gegen die ihr drohenden Gefahren sicher zu stellen. Das nachstehende Project wurde mir von seinem Urheber, dem General Bazaine, mitgetheilt, einem gebornen Franzosen, ehemaligen Zögling der polytechnischen Schule, einem ausgezeichneten Straßen= und Wasserbau=Ingenieur und Chef der Wegebauten unter der Oberleitung des Prinzen Alexander von Würtemberg. Die Ausführung dieses Projects ist leicht, und es ist unbegreiflich, daß es bei der weisen Einsicht des Kaisers Nikolaus und

bei der großen Wichtigkeit des dadurch zu erzielenden Resultates noch nicht zur Ausführung gebracht wurde.

Die Ueberschwemmungen von St. Petersburg werden durch das Eindringen des steigenden Meerwassers, nicht durch die bloße Hemmung des Abflusses der Gewässer der Newa verursacht. Also müssen die zu treffenden Vorkehrungen gegen jenes gewaltige Element, das Meer, gerichtet sein, und der General Bazaine schlägt zu dem Ende Folgendes vor. Von der Spitze der Küste auf dem linken Ufer der Newa, da wo das Schloß Oranienbaum steht, zieht sich eine hohe und feste Sandbank quer über den Strom und versperrt die Einfahrt in denselben. Ungefähr in der Mitte ist eine breite und tiefe Durchfahrt, dann erhebt sich die Bank wieder und läuft bis Kronstadt. Der General Bazaine glaubt nun, daß, wenn man vermittelst großer Granitblöcke, welche aus Finnland leicht herbeizuschaffen wären, auf der zu gewöhnlichen Zeiten vom Wasser kaum bedeckten Sandbank einen starken Damm errichtete und die Mündung der Newa bis auf die Stelle verengerte, wo sie tief ist, man den Wasserstand um drei Fuß erhöhen würde, was die nämlichen Abflußmittel ergäbe wie jetzt. Was das Wasser des Flusses an Breite verliert, würde es an Höhe gewinnen, und wenn das Meer steigt, würde es auf den Damm stoßen, der es am Eindringen verhinderte. Da das Steigen des Wassers im Flußbett, das der Stadt so gefährlich werden kann, nicht allein Folge der gehemmten Strömung der Newa ist, sondern auch und ganz besonders von dem Einströmen und Zurückdrängen des Meerwassers herrührt, so würde die Verschmälerung der Mündung die Masse und den Druck des eindringenden Meerwassers und somit auch die möglichen Unfälle bedeutend vermindern. In gleicher Weise müßte auch der Arm der Newa, der die Insel Kronstadt vom Festlande trennt, gesperrt werden. Diese Arbeiten würden

an die murazzi Venedigs erinnern, sie würden aber wegen der Nähe des Materials, wegen der Beschaffenheit desselben und wegen der Mittel, die man in Rußland anwendet, leichter auszuführen sein. Abgesehen von der Erhaltung St. Petersburgs, welche dann gesichert wäre, würde dieses System auch noch andere Vortheile haben. Fast alle Handelsschiffe, welche die Ostsee befahren, würden durch die Barre einlaufen und mit ihrer vollständigen Ladung bis nach St. Petersburg gelangen können. Gegenwärtig werden die Güter in Kronstadt ausgeladen und durch Lichterschiffe nach der Hauptstadt gebracht. Ferner würde, da das Niveau des Flusses verändert wäre, der Widerstand des Meerwassers weiter unterhalb stattfinden; die Ablagerungen, welche jetzt die Bank mit jedem Tage vergrößern, würden daher anderwärts geschehen und die Vergrößerung somit aufhören. Die Sandbänke vor den Mündungen aller Flüsse sind in der That stets Folge der Ablagerung von Erde und Sand, welche der Strom mit sich führt und die in dem Augenblicke, wo die Strömung durch den Anprall gegen das Meer gehemmt und das Wasser ruhig wird, zu Boden sinken. Die gegenwärtige Bank würde also nicht vergrößert werden; man könnte sogar eine Passage von einigen Fuß Breite öffnen und hätte mehrere tausend Jahre vor sich, ehe man von der Bildung einer neuen Bank etwas zu fürchten brauchte.

Wenn man die unermeßlichen Vortheile eines solchen Baues bedenkt, dessen Kosten nach den Berechnungen des Generals Bazaine sich auf neun Millionen Franken belaufen dürften und der binnen drei Jahren vollendet werden könnte, so muß man sich mit Recht fragen, warum ein so aufgeklärter Fürst wie der Kaiser Nikolaus ihn noch nicht anbefohlen hat. Aber in Rußland wie anderwärts stoßen oft die einfachsten und zweckmäßigsten Dinge auf Schwierigkeiten, die von den Personen ausgehen, und der General Bazaine

erzählte mir mit Betrübniß von dem traurigen Loose eines Mannes von Fach, dessen Projecte der Begutachtung und dem Willen eines fürstlichen Dilettanten unterliegen. So nannte er den Prinzen Alexander von Würtemberg.

Ich fand in St. Petersburg als Gesandten Frankreichs den Grafen de la Ferronays, einen liebenswürdigen und geistreichen Mann, der diesen Posten bereits seit mehreren Jahren bekleidete. Da er Minister geworden ist, will ich etwas ausführlicher über ihn sprechen.

Herr von la Ferronays ist ein bretagnischer Edelmann. Nachdem er sehr jung mit seinen Aeltern emigrirt war, attachirte er sich an den Herzog von Berry, begleitete denselben überallhin und wurde sein Vergnügensgefährte und Freund. Später, während der Restauration, hatte Frau von la Ferronays, welche Kammerdame der Herzogin von Berry war, einen Streit um den Besitz des Wickelzeugs eines Kindes der Herzogin von Berry, das bei der Geburt starb. Dieser Streit wurde heftig, und es fielen beleidigende Worte. Dies bewog den Herzog von Berry, sich von Herrn und Frau von la Ferronays zu trennen, ein Umstand, der dem Grafen die diplomatische Laufbahn öffnete. Er wurde zuerst nach Dänemark geschickt und erhielt dann den Gesandtschaftsposten in Petersburg, den er zur Zufriedenheit ausfüllte.

Herr von la Ferronays ist vielleicht der einzige Emigrant, der den Character der Emigration gänzlich abgelegt hat. Er ist sogar zuweilen, aus Drang nach Popularität, in seinen liberalen Ansichten zu weit gegangen. Er ist vernünftig und uneigennützig, aber voll Stolz und Eitelkeit. Sein ganzes Leben ist der Eroberung der Frauen gewidmet. Dieses Geschäft versteht er und er betreibt es mit Erfolg. Er hätte zur Zeit Lud-

wig's XV. leben sollen; damals wäre er ganz in seiner Sphäre gewesen. Ich habe ihn die Theorie der Verführungskunst mit großem Scharfsinn entwickeln hören und er hat mir bei dieser Gelegenheit höchst interessante und amusante Geschichten erzählt. Seine persönliche Erscheinung ist gewinnend und der Umgang mit ihm sehr angenehm. Er besitzt ein seltenes Talent, Andere für sich zu interessiren und sich Geltung zu verschaffen. Daß bei seiner Gewohnheit, die Frauen zu hintergehen, sein Character nicht ganz frei von Falschheit bleiben konnte, ist begreiflich. Es gehört daher auch nicht zu seinen geringsten Erfolgen, daß er sich den Ruf der Ritterlichkeit zu erwerben verstand, den er vielleicht nicht ganz verdient. Eine imponirende Haltung und ein zuversichtliches Auftreten haben diese Täuschung bei vielen Leuten hervorgerufen. Ich habe auf meine Kosten die Erfahrung gemacht, daß Herr von la Ferronays nicht immer aufrichtig ist. Als er in's Ministerium eintrat, wonach ihn übrigens keineswegs verlangt hatte, bauten Viele große Hoffnungen auf ihn. Ich weiß nicht, ob die Aufgabe überhaupt nicht zu schwer für menschliche Kräfte war, so viel aber ist gewiß, daß er sie trotz des besten Willens nur sehr unvollkommen löste.

Ich nahm alle Merkwürdigkeiten St. Petersburgs sehr genau in Augenschein; das Interessanteste aber war für mich, den Kaiser Nikolaus zu sehen, zu studiren und kennen zu lernen. Sein gereifter Verstand in einem Alter, wo die Leidenschaften noch so große Gewalt haben, seine Mäßigung bei einem heftigen und aufbrausenden Temperament, seine Selbstbeherrschung, die um so verdienstlicher ist bei einem Manne, der sich ungestraft seinen Leidenschaften hingeben darf, reißen zu aufrichtiger Bewunderung hin. Er weiß, daß er Pflichten zu erfüllen hat und daß in der hohen Sphäre, in der er sich bewegt, nicht Alles

Genuß und Vergnügen sein darf. Ich habe ihn in St. Petersburg, im Lager von Zarskoe-Selo und später auch in Moskau seine Truppen exerciren sehen, und nie ist mir Jemand vorgekommen, der bedeutende Truppenmassen mit größerer Leichtigkeit und treffenderem Scharfblicke commandirt hätte. Er kennt den Mechanismus, durch den sie bewegt werden, gründlich, und leitet denselben mit seltener Fertigkeit. Bei seinem Alter, seinen Neigungen und der Stärke seiner Armeen hätte man glauben sollen, daß er Gelegenheit suchen würde, Krieg anzufangen; aber die Zeit hat das Gegentheil bewiesen. Seine Mäßigung einerseits und seine fast übertriebene Philantropie andrerseits hindern ihn, kriegslustig zu sein. Die Erfahrung eines Feldzugs hat ihn aufgeklärt und er hat die hohe Selbstverleugnung besessen, einem Berufe, den er gern ausgeübt hätte, zu entsagen, und einen seiner Generale, den er als tüchtigeren Militär kannte, als er selbst ist, den Ruhm ernten zu lassen, der ihm hätte zu Theil werden können. Er hat demselben freie Hand gelassen, hat ihm mit verschwenderischer Freigebigkeit die Mittel gewährt, Gutes zu wirken und hat ihn nach errungenem Siege ohne Eifersucht freigebig belohnt. Ein solches Verfahren setzt eine so hohe Tugendhaftigkeit voraus, wie man sie einem Menschen kaum zutrauen sollte.

Nikolaus hat eine sorgfältige Erziehung genossen; er ist bescheiden, prunkt nicht mit seinen Kenntnissen und spricht einfach und zurückhaltend von seinem Wirken. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Rußland war er wenig beliebt und ich war indignirt darüber; doch findet man die Erklärung dieses Umstandes in Folgendem. Obgleich durch Alexander für den Thron bestimmt, war er doch nicht zur Theilnahme an den Regierungsgeschäften zugelassen worden; ein auffälliges Verfahren, das seinen Grund wahrscheinlich darin hatte, weil man das Testament mit einem Geheimniß umgab und die

Bestimmungen desselben nicht ruchbar werden lassen wollte. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, daß er eine Brigade der Garde commandirte, und da er sich dieser Function mit der ganzen Thatkraft seines Alters und der ganzen Energie seines Characters hingab, quälte er Soldaten wie Offiziere ziemlich rücksichtslos. Er wollte es zu einer Vollkommenheit bringen, die nicht zu erreichen ist und die man gar nicht zu erreichen suchen soll. Dadurch hatte er sich einen Ruf von Strenge und Härte erworben, der schlimme Vorurtheile gegen seinen Character weckte. Nun sind aber derartige durch die ersten Handlungen eines Menschen, der seine Laufbahn beginnt, motivirte vorgefaßte Meinungen schwer zu zerstören. Außerdem hatte er noch ein andres Hinderniß zu bekämpfen: das Andenken an seinen Vorgänger.

Man kann an dem Kaiser Alexander Manches zu tadeln haben; eine vortreffliche Eigenschaft aber, die ihm Niemand absprechen kann, ist eine unbegrenzte Herzensgüte. Seine Menschenfreundlichkeit und sein Bedürfniß wohlzuthun zeigten sich jeden Tag und bei jeder Gelegenheit. Diese Menschenfreundlichkeit hatte vielleicht ihren Grund in einem ängstlichen Gewissen und in dem inneren Drange nach Gnadenmitteln. Daraus entsprang bei ihm eine gewohnheitsmäßige Freigebigkeit, die zuweilen an Verschwendung grenzte. Nikolaus dagegen, dessen Handlungen jederzeit durch seine Liebe zur Gerechtigkeit und Sparsamkeit bestimmt werden, ist von den habgierigen Höflingen vielfach als geizig verschrieen worden.

Etwas Bewundernswerthes ist die Erziehung, welche Nikolaus seinem Sohne, einem liebenswürdigen Prinzen von seltener Schönheit, dessen vortreffliche Eigenschaften die Zeit ohne Zweifel noch mehr entwickelt hat, zu Theil werden läßt. Ich bat den Kaiser, ihm vorgestellt zu werden, worauf er mir erwiderte: „Sie wollen

ihm also den Kopf verdrehen? Was würde sich das Bürschchen einbilden, wenn er die Huldigungen eines Generals empfinge, der Armeen commandirt hat! Ich fühle mich sehr geschmeichelt, daß Sie den Wunsch äußern, ihn zu sehen, und Sie können diesen Wunsch befriedigen, wenn Sie nach Zarskoe-Selo kommen. Man wird es dann so einrichten, daß Sie meinen Kindern begegnen, und Sie können mit ihnen sprechen; aber eine ceremonielle Vorstellung wäre unpassend. Bevor ich einen Prinzen aus meinem Sohne mache, will ich einen Mann aus ihm machen." Der ganze Generalstab, der diesem Erben eines großen Reichs beigegeben war, bestand aus einem Oberstlieutenant, seinem Hofmeister, und aus Lehrern, die ihn unterrichteten. Als der Kaiser die Details der Erziehung des Herzogs von Bordeaux erfuhr, seufzte er mehr als einmal mit mir über den lächerlichen Pomp, der diesen Prinzen schon in seiner Wiege umgab.

Der Großfürst Thronfolger ist Inhaber zweier Regimenter Garde, eines Regiments Infanterie und des Husarenregiments; aber er bekleidete zur Zeit nur die Stelle eines Unterlieutenants und erschien als solcher bei den Revuen. Ich habe ihn sein Peloton commandiren sehen, bestehend aus Grenadieren, die noch einmal so lang waren als er. Seine Manieren hatten etwas Ernstes und Gebieterisches. Ich habe ihn an der Spitze seines Husarenpelotons defiliren sehen, und er benahm sich vortrefflich auf seinem kleinen Pferde in der Mitte von mehreren tausend Reitern. Der Kaiser sagte zu mir, indem er seinen Sohn mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Fürsorge ansah: „Sie können denken, daß ich einige Aufregung und Besorgniß empfinde, wenn ich den Knaben, der mir so theuer ist, in einem solchen Gedränge sehe; aber ich will mich dem lieber unterwerfen, damit nur sein Character gebildet und er

in Zeiten daran gewöhnt wird, etwas durch sich selbst zu sein."

Das kann man gute Erziehungsgrundsätze nennen, und wenn sie auf einen Jüngling angewendet werden, der bestimmt ist, dereinst das Oberhaupt eines großen Reiches zu werden, darf man die besten Resultate davon erwarten.

Die Liberalen haben dem Kaiser Nikolaus vielfach einer übergroßen Strenge bei Gelegenheit der Verschwörung, die im Augenblicke seiner Thronbesteigung ausbrach, beschuldigt, und sie sind in diesem Falle wie in tausend anderen ungerecht und unaufrichtig gewesen. Nie ist Menschen etwas Abscheulicheres und Empörenderes in den Sinn gekommen; nie hat sich eine größere Undankbarkeit offenbarer gezeigt; nie ist ein wahnsinnigerer Plan unternommen worden. Wenn etwas das Thörichte des Beginnens noch übertreffen kann, so ist es die Ueberspanntheit des bei der Ausführung beobachteten Verfahrens. Anfangs war die Verschwörung gegen Alexander angezettelt, gegen den menschenfreundlichsten, mildesten, wohlthätigsten Souverain, gegen einen Souverain, der die Krone würdig getragen und dem russischen Namen einen so hohen Klang verschafft hatte; dann wurde sie gegen den noch unbekannten Nikolaus fortgesetzt, auf den man Hoffnungen des öffentlichen Glücks gründen konnte. Und wer sind die Häupter dieses abscheulichen Unternehmens, dessen erste Folge im Fall des Gelingens der Tod aller Mitglieder der kaiserlichen Familie gewesen wäre? Es sind Leute, die in überreichem Maße von dieser erlauchten Familie mit Wohlthaten überschüttet worden waren. Einer von ihnen, Namens Pestel, war im Palaste selbst mit besonderer Begünstigung erzogen worden. An der Moskwa verwundet, war er im Palaste der Kaiserin Mutter gepflegt und wie ihr eigener Sohn behandelt worden, und dieser Mensch war einer der blutdürstigsten! Einige

wollten die Theilung des Reichs, Andere eine Republik. Kein vernünftiger Gedanke war auch nur Einem von ihnen beigekommen; Alles war Verwirrung und Tollheit. Die Zahl der Strafbaren war groß, und der Kaiser hat die der Verurtheilten vermindert so viel er konnte. Der Enkel Suwarow's war stark compromittirt. Er wollte ihn selbst verhören, um ihm Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen. Zu dem Ende sagte er nach den ersten Fragen und Antworten zu ihm: „Ich war überzeugt, daß ein Suwarow bei einer solchen Ruchlosigkeit nicht betheiligt sein konnte!“ Und auf jede Antwort erfolgte die nämliche Entgegnung. Der Kaiser beförderte diesen Offizier und schickte ihn mit in den Kaukasus; so erhielt er einen großen Namen in seiner Reinheit und sicherte sich einen Diener, der ihm mehr verdankt als das Leben.

Ich befand mich während dieses Prozesses noch in St. Petersburg. Nie ist eine Untersuchung mit größerer Sorgfalt geführt worden, und nie war der Gang derselben ein regelmäßigerer, wenigstens in so weit dies die politische und justitiarische Organisation Rußlands gestattete. Nie hat die Welt gerechtere und wohlverdientere Verurtheilungen gesehen. Der Kaiser milderte viele Strafurtheile. Nur fünf Personen wurden gehängt und man schrie über Barbarei! Bedachte man denn nicht, daß das Reich erschüttert und die kaiserliche Familie bedroht war, ermordet zu werden? Wenn Nikolaus in übergroßer Milde alle Schuldigen begnadigt hätte, so würde er der Welt eine falsche Idee von seinem Character gegeben haben; man hätte dann geglaubt, seine Nachsicht sei das Resultat der Furcht. Es bedurfte eben einer öffentlichen Satisfaction, einer Genugthuung gegenüber der beleidigten, bedrohten, gefährdeten Gesellschaft, einer exemplarischen Bestrafung; aber man mußte auch der Strenge Grenzen setzen, indem man die Strafe nur auf die wirklich

Schuldigen fallen ließ. Jeder Wahrheitliebende muß zugeben, daß dies geschehen ist. Die Souveraine müssen zu bestrafen verstehen. Sie sind eingesetzt, um unter den Staatsbürgern Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten; dies kann ihnen aber nie gelingen, wenn sie die Böswilligen nicht schrecken und die Herrschaft des Gesetzes nicht sichern.

Wenn Gerechtigkeit, das erste Bedürfniß der Völker, ihnen gewährleistet ist, lieben sie die Gewalt, die sie ihnen giebt, und wenn dann die Souveraine auf das Wohlergehen der Bürger bedacht sind, werden sie wie auf die Erde herabgestiegene Gottheiten verehrt.

Während meines Aufenthalts in Rußland versäumte ich trotz hartnäckiger und äußerst heftiger rheumatischer Leiden nicht ein einziges Mal, den Paraden und Manövern beizuwohnen, bei denen der Kaiser anwesend war. Es war meine Pflicht, ihm Aufmerksamkeit zu erzeigen, mich zu bemühen, ihm zu gefallen und das zwischen ihm und dem König von Frankreich bestehende gute Einvernehmen zn befestigen. Ueberdies befand ich mich gern in seiner Nähe. Ich habe stets bei ihm persönliches Wohlwollen gegen mich und eine Gesinnung gegen Frankreich, wie ich sie nur wünschen konnte, gefunden. Seine Politik wie seine persönlichen Ansichten brachten ihn uns näher. Und diese Politik ist begreiflich, denn nie werden dann entgegengesetzte Interessen zwischen beiden Ländern aufkommen, nie eine Quelle zu Debatten und Discussionen entstehen.

Wenn der Ehrgeiz sich seines Geistes bemächtigt, kann er sich dann, um seine Feinde in Schach zu halten, einen besseren Verbündeten wünschen als eine compacte Macht am entgegengesetzten Ende Europa's, die eine Marine besitzt, welche im Stande ist, England die Wage zu halten? Und sind seine Absichten friedlich und gemäßigt, welch' ein gewichtiges Unterpfand des Friedens bieten dann diesefreundschaftlichen Beziehungen

und diese Uebereinstimmung in den beiderseitigen politischen Ideen dar! Im Frieden wie im Kriege, außer im Fall einer Revolution, ist Frankreich für Rußland ein wünschenswerther Bundesgenosse; doch will ich daraus nicht folgern, daß Rußland in gleichem Grade der natürliche Bundesgenosse Frankreichs sei.

Es bedurfte der auffallenden Mißgriffe und unerhörten Fehler des Ministeriums la Ferronays, um die im Jahre 1828 befolgte Politik einzuschlagen. Der gemäßigte Character des Kaisers Nikolaus erwies sich übrigens als das Milderungsmittel dieser grundfalschen Politik; denn jeder Wahrheitliebende muß sagen, daß Mäßigung und Aufrichtigkeit die Grundzüge des Characters dieses Souverains sind. Ich weiß nicht was die Zukunft ihm bestimmt hat. Er hat schon schwere Prüfungen überstanden, seine Regierung ist bisher nicht ohne Schwierigkeiten und große Verlegenheiten gewesen; aber der Anfang derselben war doppelt glücklich. Er hat sich selbst beurtheilen gelernt und Anderen Gelegenheit gegeben, ihn kennen zu lernen. Die Geradheit seiner Absichten, die Energie seines Characters, seine Mäßigung und seine Bescheidenheit sind nützliche Beistände zur Uebersteigung der Hindernisse, die er auf seinem Wege finden, und zur Besiegung der Schwierigkeiten, die er noch zu bekämpfen haben wird. Er rechtfertigte meine Meinung von seiner Weisheit durch die Art und Weise, wie er die unvernünftigen Pläne des Herrn von Polignac in dem Augenblicke, wo sie zu seiner Kenntniß gelangten, beurtheilte, und der Tadel, den er über sie aussprach, beweist zur Genüge, wie weit entfernt er davon gewesen wäre, sie anzurathen.

Alles läßt annehmen, daß Nikolaus sich die specielle Aufgabe gestellt hat, das Innere Rußlands zu regeneriren und die Verwaltung zu läutern. Diese Aufgabe ist ungeheuer schwer, und es bedarf seiner

Kraft, seiner Jugend und seines festen Willens, um dieselbe mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen.

Jedermann weiß, welche Sittenverderbniß in Rußland unter den höheren Ständen herrschte. Ich enthalte mich, näher darauf einzugehen und bemerke nur hinsichtlich der Frauen, daß seit zwanzig Jahren eine große Umwandlung zu Gunsten der Sitten eingetreten ist; denn die Zügellosigkeit, welche zu den Zeiten Katharina's II. herrschte, hat kaum noch Erinnerungen zurückgelassen. Das Beispiel der Souveraine ist stets von großem Einfluß auf ihren Hof, und nirgends macht sich dieser Einfluß fühlbarer als in Rußland. So hat denn auch die Kaiserin Mutter, deren Lebenswandel über jede Verdächtigung erhaben ist, den heilsamsten Einfluß ausgeübt. Späterhin haben die häuslichen Tugenden des Kaisers Nikolaus und seiner Gemahlin die Prinzipien, welche jetzt von Jedermann geachtet werden, noch mehr befestigt. Das gesellschaftliche Leben von St. Petersburg zeichnet sich gegenwärtig durch große Regelmäßigkeit aus. Was die Männer betrifft, so ist ihnen allerdings die im Westen Europa's gewöhnliche Sittenstrenge noch unbekannt, und vielleicht kann ich eine natürliche Erklärung dafür geben.

Die Institutionen und Verhältnisse, in denen sich die Gesellschaften befinden, haben ihre bestimmten Bedingungen. Auf die Männer äußern dieselben ganz besonders ihre Rückwirkung. Meiner Ansicht nach sind es drei Dinge, welche den Deutschen, den Franzosen und den Engländern den Herzensadel verliehen haben, durch den sich diese Nationen auszeichnen.

In die erste Linie stelle ich das Ritterwesen und den Geist desselben, diese Anstrengung der barbarischen Zeiten, einen besseren Zustand herbeizuführen: ein Bund der Guten gegen die Schlechten, ein hochherziger Aufschwung zur erhabensten Tugend, eine Selbstaufopferung zum Nutzen Anderer. Es mußte nothwendiger-

weise großen Einfluß auf die Sitten ausüben, und als sein Zweck erfüllt war, als die fortschreitende Civilisation es minder nothwendig machte, hat es eine Galanterie, eine Selbstachtung und ein persönliches Ehrgefühl zurückgelassen, welche im Allgemeinen das Erbtheil der höheren Klassen waren und noch sind.

Dann nenne ich den heilsamen Einfluß der Geistlichkeit. Ein reicher und mächtiger Klerus, dessen höhere Bildung außerordentlich zur Aufklärung beitrug, war in den Augen der Völker ein lebendes Beispiel der sittlichen Würde und Selbstständigkeit. Seine hohen Tugenden und seine Lehren haben die Sitten geläutert; sogar seine Sünden scheinen das nämliche Resultat gehabt zu haben, denn wenn sich zu einer schon weit hinter uns liegenden Zeit die Sittenverderbniß in seinem Schooße gezeigt hat, so ist die Reform die Folge davon gewesen, und dann ist Rigorismus an die Stelle der Lockerheit getreten.

Endlich erwähne ich noch eine dritte Macht der Gesellschaft, den Richterstand. Die Magistratur hat sich bei guter Zeit durch ihre Einsicht und durch ihre Rechtschaffenheit Achtung verschafft. Die Justiz ist bekanntlich das erste Bedürfniß der Menschen. Wo die Autorität ihre Handhabung sichert, da enthält sich der Einzelne, sie selbst auszuüben, und dies hat die Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe im Innern zur Folge. Wenn es anders ist, entsteht Verwirrung und Unordnung, denn unter dem Vorwande, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, richtet Jeder in seiner eigenen Sache, überläßt sich bald seinen Leidenschaften, und dann haben Verbrechen, Rache und Sittenlosigkeit kein Maß und Ziel mehr.

In Rußland haben diese drei Elemente der Ordnung und Volkserziehung sämmtlich gefehlt. Das Ritterwesen hat dort nie existirt, die Geistlichkeit ist unwissend und arm, die Civil- und Criminaljustiz haben

einen Preiscourant für ihre Entscheidungen. Allerdings läßt der verworrene Zustand der Gesetzgebung, die nur eine Sammlung der bei verschiedenen Gelegenheiten und für besondere Vorkommnisse erlassenen Ukase, ein wahres Labyrinth ist, in dem sich kein Mensch zurechtfinden kann, der Willkür, der Laune und der Corruption freien Spielraum. Das Gesetzbuch, dessen Ausarbeitung der gegenwärtige Kaiser angeordnet hat, wird eine der größten Wohlthaten sein, die er seinen Völkern erzeigen kann. Derselbe wird binnen wenigen Jahren eine regelmäßige Gerechtigkeitspflege herstellen, die justitiarischen Fragen vereinfachen und dadurch die Wachsamkeit der Regierung und die Billigkeit und Regelmäßigkeit der Entscheidungen sichern.

Die angedeuteten Ursachen haben einen nachtheiligen Einfluß auf die Sitten der höheren Classen der Gesellschaft ausgeübt. Fügt man dazu die ungeheure Macht des Herrn, der durch ein einziges Wort das Größte vernichten und das Kleinste emporheben kann, seine Anwesenheit allerwärts, sein Einfluß auf Alles, so wird man begreifen, wie die Charactere so tief herabsinken konnten. Man wird daher auch ohne Mühe Alles glauben, was von den höchsten Ständen erzählt und zu oft wiederholt worden ist, als daß ich hier noch weiter davon sprechen sollte; nur so viel will ich sagen, daß die eigentliche Verwaltung, das heißt die Agenten der Regierung, die Depositäre von Geldern und Materialien, im Allgemeinen für Betrüger gelten. Man behauptet, es gebe kein Regiment, auf das sein Oberst nicht spekulirte, kein Magazin, dessen Aufseher nicht einen Theil des Inhalts in seinem Nutzen verkaufte, keinen Verwaltungsbeamten, der nicht persönliche Interessen, welche denen des Souverains widerstreiten, im Auge hätte. Mancher Schiffskapitän verkaufte auf der Reise seine Lebensmittelvorräthe, sein Takelwerk, ja selbst seine Kanonen. Da es, wenigstens zur Zeit

meiner Anwesenheit in Rußland, keinen regelmäßigen und täglichen Modus der Rechnungsablegung gab, so garantirte nichts für die Erhaltung der maritimen Vorräthe. In dem Augenblicke wo der Kaiser den Thron bestieg, war seit dreißig Jahren keine Rechnungsablage anbefohlen worden. Nikolaus, der den Willen hat, Ordnung zu schaffen, wird dahin gelangen, wenn dies überhaupt in der Macht eines Menschen liegt. Thätig, energisch und fleißig, mit einer langen Reihe von Jahren vor sich, die er darauf verwenden kann, hat er die Arbeit eines Herkules unternommen.

Kurz nach meiner Ankunft in Petersburg schickte er einen seiner Adjutanten in den Hafen von Archangel, um genaue Kenntniß von dem dortigen Stande der Dinge zu nehmen und gerichtliche Untersuchungen einzuleiten. Auf die ihm zugekommene Anzeige hin, daß im Hafen von Kronstadt arge Unterschleife stattfänden, sandte er auch dorthin einen vertrauten Offizier, um dieselben zu constatiren, die Schuldigen ausfindig zu machen und die Magazine versiegeln zu lassen. Dieser Schritt stellte eine Reihe derartiger Operationen in Aussicht; aber alle Berechnungen wurden vereitelt. Eine Feuersbrunst verzehrte die Magazine und die verantwortlichen Beamten hatten auf diese Weise summarisch Rechnung von ihrem langjährigen Thun und Treiben abgelegt. Die weisen Maßregeln des Kaisers blieben somit erfolglos.

Verschiedene Reisende haben das Interessante und Sehenswerthe, was St. Petersburg und dessen Umgebungen darbieten, ausführlich geschildert. Ich will indessen hier einige Worte darüber sagen und kurz die Betrachtungen aussprechen, die sich mir beim Anblicke derselben aufdrängten.

Die Fabrik Alexandrowsky, die ich zuerst besuchte, ist eine sehr schöne Baumwollspinnerei. Die

Anzahl der darin beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf sechstausend. Es herrscht große Ordnung daselbst, und die Dampfmaschinen sind schön. Im Allgemeinen gewährt diese Fabrik einen befriedigenden Anblick und läßt auf eine gute Leitung schließen. Ein Engländer steht an der Spitze. Die Garne, die sie liefert, sind vortrefflich, doch erreichen die Fäden bei weitem nicht die Feinheit, bis zu welcher man es in Frankreich und England gebracht, und man hat auf die Erzeugung mehrerer Nummern verzichtet.

Diese dem Kaiser gehörende Fabrik stand unter dem speciellen Schutze der Kaiserin Mutter, und das Arbeiterpersonal bestand lediglich aus Findlingen. Wenn sie das zwanzigste Jahr erreicht haben, sind sie frei und können entweder in der Fabrik bleiben oder sie verlassen, wenn sie dies vorziehen. Die Verwaltung sorgt nicht allein für ihre Ausbildung, damit sie sich auch auf eigne Hand ihren Lebensunterhalt erwerben können, sondern sie ist auch bemüht, ihnen durch Abzüge von dem Arbeitslohn ein kleines Kapital zu verschaffen, welches genügt, um ihre Selbstständigkeit begründen zu können. In Folge dessen sind die Findlinge in Wahrheit eine bevorzugte Klasse. Ein legitimes Kind, der Sohn eines Bauern, kann nur durch den Willen seines Herrn frei werden. Mancher Bauer, der sich dem Handel gewidmet und Millionen erworben hat, kann um keinen Preis seine Freiheit erlangen, während der Findling, der Niemandem angehört, aber von der Regierung protegirt wird, mit allen Rechten eines freien Bürgers in die Gesellschaft eintritt. Hiernach wird mit der Zeit diese Klasse viel zur Bildung einer Art von Bourgeoisie beigetragen haben, die durch Handel und Industrie reich geworden ist.

Trotz des schönen Aussehens dieser Fabrik glaube ich doch, daß sie der Regierung nur wenig einbringt, ja vielleicht noch Zuschuß erfordert. Will sie als

Pflanzschule für Arbeiter betrachtet sein, dann sollte sie die Privatetablissements auf jede Weise begünstigen, nicht aber ihnen oft eine verderbliche Concurrenz machen.

Ueberhaupt muß eine Regierung, wenn sie einen neuen Industriezweig einführen will, die ersten Kosten auf sich nehmen, weil sie reich genug ist, um die im Anfange sich fast immer ergebenden Verluste zu tragen; sobald aber der neue Industriezweig naturalisirt ist und mit Erfolg von Privaten ausgebeutet werden kann, muß sie von der Concurrenz zurücktreten und ihre Etablissements Privaten überlassen. Dabei befinden sich dann beide Theile wohl; die Regierung braucht keine Opfer mehr zu bringen, und die Privaten haben keinen Concurrenten mehr zu fürchten, dem zu große Vortheile zu Gebote stehen. Nach diesem Grundsatze habe ich vor vielen Jahren, als ich erster Generalinspecteur der Artillerie war, die Regierung bewogen, den Besitz einer in Versailles errichteten Fabrik von Luxuswaffen aufzugeben, bei der sie viel Geld zusetzte, die aber nichtsdestoweniger prosperirt hat, nachdem sie in Privathände übergegangen war.

Die Spiegelfabrik, welche ich nachher besuchte, zeichnet sich durch die Größe der aus derselben hervorgehenden Scheiben aus, und sie wirft der Regierung einen ansehnlichen Gewinn ab. Die Scheiben werden hier durch eine Maschine polirt; diese Politur ist aber nicht so schön als in Frankreich, wo sie mit der Hand hervorgebracht wird.

Die nicht weit davon gelegene Porzellanmanufactur verdient kaum der Erwähnung und sollte den Fremden gar nicht gezeigt werden.

Dagegen ist die in der Festung befindliche Münze sehr schön und höchst sehenswerth. Dieses Etablissement steht auf einer bei weitem höheren Stufe der Vollkommenheit als die französische Münze, wenigstens so

wie ich diese vor einigen Jahren gekannt habe. Eine in Petersburg gebaute Dampfmaschine von sechzig Pferdekräften ist eine der schönsten und besten, die ich je in Thätigkeit gesehen habe. Die Engländer bauen keine besseren, und die unsrigen sind bei weitem nicht so gut. Sämmtliche Geldstücke werden vermittelst eines gemeinschaftlichen Motors geprägt und man prägt oft sechs bis sieben verschiedene Sorten zu gleicher Zeit. Der Prozeß der Reinigung des Goldes aus den sibirischen Bergwerken geschieht durch Salpetersäure. Diese Methode ist wohlfeiler als die mit Quecksilber, deren man sich in anderen Ländern bedient. Die geprägten Stücke sind schön und haben die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, daß sie das Bildniß des Souverains nicht tragen. Seit dem Kaiser Paul haben die russischen Czaren diesen Act der Bescheidenheit geübt. Zu den Zeiten Katharina's II. trugen sie noch ihr Bild.

Etwas wahrhaft Bewunderungswerthes ist das Institut des Bergcadettencorps. Die Leitung und Organisation desselben lassen nichts zu wünschen übrig. Der darin ertheilte Unterricht ist vollkommen und stellt das Institut auf gleiche Stufe mit dem Besten, was es derartiges in Europa giebt. Modelle, welche der Natur genau nachgebildet und in denen die verschiedenen Mineralien in ihren gewöhnlichen Gangarten dargestellt sind, unterstützen den Unterricht der Zöglinge und verschaffen ihnen so zu sagen auch praktische Kenntnisse.

Nichts ist übrigens von größerer Wichtigkeit für Rußland als die Ausbildung tüchtiger Bergwerksingenieure. Die in den Gebirgen des Ural enthaltenen unermeßlichen Schätze, welche jeden Tag mehr und mehr erschlossen werden, scheinen dazu bestimmt zu sein, die Macht des großen Reichs zu erhöhen. Wenn es mit den Vortheilen, tapfere, zahlreiche und gutgeschulte Armeen und von unbegrenzter Hingebung be-

seelte Völker, dem Erbtheile des ersten Alters der Nationen unter einer erleuchteten Regierung, zu besitzen, noch den Besitz großer Schätze verbinden wird, so darf man sich fragen, wie ihm dann noch etwas widerstehen kann.

Die Resultate, welche bei der Ausbeutung der Goldbergwerke binnen wenigen Jahren und noch ehe man eine bedeutende Anzahl genügend unterrichteter Ingenieure hatte, erzielt worden, sind kaum glaublich. Zur Ausbeutung der Eisengruben ist die der Kupferbergwerke gekommen, und die Goldgruben sind schon so reich, daß man zu der Zeit, von der ich spreche, wo diese Ausbeutung noch in ihrer Kindheit war, bereits für 12 Millionen Franken Gold jährlich gewann, während die amerikanischen Gruben, die von Brasilien, Mexico und Peru, nach Humboldt nie mehr als für 60 Millionen des Jahrs geliefert haben. In dem Augenblicke wo ich dieses schreibe, hat sich der Ertrag fast verdoppelt.

Die Art der Ausbeutung ist eine zweifache: aus goldhaltigem Erze und aus goldhaltigem Sande. Seit der Eröffnung der amerikanischen Minen hat das größte Stück gediegenen Goldes, das man dort gefunden, ein Gewicht von sechsunddreißig Pfund. Es wird im naturhistorischen Cabinet zu Sevilla aufbewahrt. Kaum hatte man in den Gängen des Ural einige Hammerschläge gethan, so fand man ein Stück Gold von vierundzwanzig Pfund. Es befindet sich in der Sammlung des Bergcadettencorps. Die Gegenden, welche goldhaltigen Sand haben, repräsentiren eine Bodenfläche von zweitausend Quadratwersten. Die Ausbeutung dieses Sandes ist nicht kostspielig, denn er liegt offen zu Tage. Durch das Waschen giebt er einen geringen Ertrag, aber durch Behandlung mit Feuer, Blei oder Quecksilber liefert er ein viermal größeres Quantum Gold.

Um einen Begriff von den Fortschritten des Bergbaues zu geben, will ich als Beispiel nur die Ländereien eines russischen Privaten, des bekannten Grafen Demidoff anführen. Vor dreißig Jahren brachten ihm seine Eisenwerke 1½ Millionen Franken ein. Die in der Nähe derselben entdeckten Kupferminen verdoppelten sein Einkommen, und die später aufgefundenen Goldgruben haben dasselbe abermals um eine gleiche Summe vermehrt.

Die so nützliche und vollkommene Bergwerksschule kostet dem Staate fast gar nichts, was auch von vielen anderen Anstalten gilt, die ich noch anführen werde. Für jene verausgabt der Kaiser jährlich nicht mehr als hundertdreißigtausend Franken. Von dieser Summe werden siebzig von ihm ernannte Zöglinge unterhalten. Außerdem nimmt die Anstalt dreihundert Ausländer auf, welche achthundert Franken bezahlen, wofür sie die vollständigste Ausbildung genießen.

Ein andres Institut, dessen Details mich lebhaft interessirten, ist das Corps der Straßen- und Wasserbau-Ingenieure. Es wurde vom Kaiser Alexander vermittelst französischer Ingenieure, die ihm Napoleon zur Verfügung stellte, gegründet, und steht jetzt unter der Leitung eines derselben, des Generals Bazaine. Dieser General, ein Mann von hervorragenden Talenten, genießt einer wohlverdienten Berühmtheit. Der Prinz Alexander von Würtemberg, Oheim des Kaisers, führte damals eine Art Oberaufsicht über das Corps, doch war seine Einmischung eher nachtheilig als nützlich. In Folge seiner nur oberflächlichen wissenschaftlichen Bildung beging er oft große Fehler, die er vermöge seiner hohen Stellung durchsetzte.

Dieses zahlreiche Corps versieht den Dienst im ganzen Reiche. Es ist vor Kurzem vermehrt und auf sechshundert Ingenieure gebracht worden. Die Kennt-

nisse, welche man von diesen Leuten verlangt, sind sehr umfassend, vielleicht zu umfassend, denn dieselben müssen auch die der eigentlichen Militäringenieure in sich begreifen, damit sie diese nöthigenfalls ersetzen können.

Die Schule besteht aus hundert Zöglingen, von denen neunzig auf Kosten des Kaisers unterhalten werden; die übrigen zehn lernen auf ihre eigenen, oder auf Kosten der Kaiserin oder der kaiserlichen Prinzen. Sie kostet ebenfalls nur hundertdreißigtausend Franken jährlich. Die Ausgaben für öffentliche Arbeiten werden jedes Jahr auf sechs Millionen festgestellt, wovon die Hälfte auf den Unterhalt, die andere Hälfte auf Neubauten kommen.

Eine vom General Bazaine gemachte Bemerkung, die mir derselbe mittheilte, verdient hier erwähnt zu werden. Die Russen sind von Natur vorzugsweise Nachahmer. Sie erreichen bald einen ziemlich hohen Grad von Kenntnissen, aber sie bleiben bei einer gewissen Grenze stehen, die sie fast niemals überschreiten können. Die Leitung der Ingenieurschule hat ihm Gelegenheit geboten, beständig diese Beobachtung zu machen.

Rußland ist in seiner Binnenschifffahrt sehr weit vorgeschritten. Da seine großen und schönen Flüsse keinen Fall haben und es auf dem ganzen ungeheuren Gebiet zwischen den Karpathen und dem Ural keine Gebirge giebt, so hat man leicht Kanäle bauen können, welche die Flüsse mit einander verbinden und die Schifffahrt vervollständigen. Es werden noch täglich neue angelegt; aber schon jetzt kann man auf den Binnengewässern von der Ostsee in's Eismeer und von der Ostsee und dem Eismeere in's Schwarze und Caspische Meer gelangen. Alle Arbeiten sind in Rußland so wohlfeil und die Mittel zur Ausführung in so reichem Maße vorhanden, daß jedes derartige Unter-

nehmen leicht und gut zu Ende zu führen ist. Die Natur selbst scheint die Bemühungen des Menschen durch die Geringfügigkeit der Hindernisse, welche die Oertlichkeiten darbieten, zu unterstützen. Man darf sich daher gar nicht wundern, daß sie schon so weit vorgeschritten sind.

Die Hauptcommunicationen, abgesehen von der eigenen Schifffahrt vieler andern Flüsse sind folgende:

1) Verbindung St. Petersburgs mit der Wolga und dem Caspischen Meere vermittelst des Ladogacanals.

2) Verbindung der Wolga mit dem Weißen Meere und Archangel vermittelst der nördlichen Dwina. So kann jetzt ein Boot von St. Petersburg ununterbrochen nach Archangel und von da nach Astrachan fahren.

3) Diesen Augenblick wird eine Verbindung zwischen der Wolga und der südlichen Dwina vermittelst der Moskwa hergestellt.

4) Stellt man gegenwärtig eine Verbindung zwischen der Weichsel, dem Niemen und dem Meere her, welche somit den ganzen Handel, dessen Stapelplatz jetzt Danzig ist, in andere Bahnen lenken wird.

5) Endlich verbindet man den Don mit der Wolga dergestalt, daß eine directe Schifffahrt zwischen dem Schwarzen und dem Caspischen Meere hergestellt wird.

Solche Communicationslinien sind mächtige Elemente des Reichthums und Gedeihens!

Die Schule der Militäringenieure befindet sich im Palast Michael, dem nämlichen, welchen Paul bewohnte, in dem er sich befestigt hatte und wo er umkam. Ich habe dieses Institut sehr genau in Augenschein genommen und kann mich nur lobend darüber aussprechen Der Unterricht der Zöglinge schien mir vollkommen und ungefähr eben so wie in der Genieschule zu Metz. Der General Oppermann, unter

dessen Befehlen sie steht, ist ein ausgezeichneter Mann. Es sind Pläne in Relief von den wichtigsten Festungen des Reichs nach dem Muster der im pariser Invalidenhôtel befindlichen angefertigt worden, darunter auch der der Festung Sweaborg in Finnland, die ohne Zweifel eben so stark ist als Gibraltar. Eine Darstellung des Schlachtfeldes an der Moskwa befindet sich ebenfalls in dieser Sammlung. Reliefs von dieser Größe befriedigen jedoch nicht und geben kein genügendes Bild der Lokalität. Ich sah in dieser Schule auch Kupferplatten mit einem eigenthümlichen Anstrich, der ihnen die Eigenschaften von lithographischen Steinen verlieh; sie bildeten einen portativen Apparat zum Gebrauch im Kriege.

Man zeigte mir ferner sehr ausführlich das Institut des Generalstabes, dessen Attribute damals das Armeepersonal, die Bewegungen, die Operationen und Alles was in das Gebiet der eigentlichen Kriegskunst einschlug, umfaßte. Es glich so ziemlich unsrer Organisation unter dem Kaiserreiche, wo fast Alles von dem Major-General Fürsten von Neufchatel ausging. Eine Einrichtung, die bei uns nur zufällig und vorübergehend gewesen und welche dadurch entstanden war, daß Napoleon das Amt des Kriegsministers eigentlich selbst verwaltete und sich um die geringsten Details seiner Armee kümmerte, war in Rußland systematisch und für die Dauer eingeführt worden. Der wirkliche Kriegsminister war dort der Major-General, welcher täglich dem Kaiser Bericht erstattete, seine Befehle einholte und dieselben weiter beförderte. Der Kriegsminister war nur mit der Verwaltung des Materials beauftragt. Der Kaiser Nikolaus hat seitdem diese unzweckmäßige Einrichtung wieder aufgehoben. Gegenwärtig umfaßt das Kriegsministerium Alles was sich auf die Armee bezieht. Da dieselbe fortwährend in Armeecorps von zwei bis drei Divisionen mit

ihrer Cavalerie, ihrer Artillerie, ihren Commissariaten, ihren Ambulancen 2c. organisirt ist, so geschieht die Correspondenz mit den Corps durch Vermittelung der commandirenden Generale.

Die Sammlung der Karten und Pläne wird mit der größten Sorgfalt unterhalten. Alles was sich auf die Topographie bezieht, läßt nichts zu wünschen übrig. Der General Diebitsch, welcher damals an der Spitze des Generalstabes stand, besaß umfassende Kenntnisse und leitete die Arbeiten mit großer Einsicht. Hundertachtzig Commis genügten für die gesammte Correspondenz. Alle auf den Militärdienst Bezug habenden Zweige der Künste und Wissenschaften sind in diesem Institute vereinigt. Es besitzt sogar eigene Ateliers zur Anfertigung der mathematischen und astronomischen Instrumente. Auch eine Druckerei ist damit verbunden; da aber das Kriegsdepartement sie nicht hinreichend beschäftigen kann, so übernimmt sie auch Aufträge von Privaten.

Man hat dem Generalstabe eine Prüfungscommission beigegeben, welche alle neuen Erfindungen zu untersuchen hat. Diese Einrichtung halte ich für eine der besten und nützlichsten; wir würden sie auch bei uns in Frankreich sehr gut brauchen können, denn so weise es ist, sich vor Neuerungen zu hüten, die nicht genügend motivirt sind, ebenso nachtheilig ist es, die Einführung neuer Erfindungen, deren Folgen heilsam sein können, zu vernachlässigen. Dies ist eine unbestreitbare Wahrheit für die Gesellschaft überhaupt, noch mehr aber für die Kriegskunst in unsrer an Erfindungen so fruchtbaren Zeit. Da ein erster Sieg oftmals ernste Consequenzen für die Zukunft nach sich zieht und zuweilen großen Einfluß auf die Geschicke der Staaten hat, so darf nichts versäumt werden, um ihn zu erringen.

Wir haben in Frankreich eine viel zu hohe Idee

von unsrer Ueberlegenheit und überhaupt von Allem was wir besitzen. In Folge dieses albernen Stolzes sind wir gewöhnlich gegen alle anderen Mächte in der Anwendung nützlicher Dinge zurück. In Rußland ist es gerade das Gegentheil. Man ist begierig, alles Neue kennen zu lernen und trachtet eifrig nach der besten Verwendung seiner Mittel. Die Einführung dieser Prüfungscommission, bestehend aus tüchtigen Männern, welche befugt sind, zu wählen, anzunehmen, zu billigen oder zu verwerfen, hat gewiß große Vortheile. Ich habe während meiner ganzen Jugendzeit unsere Artillerie beständig rühmen hören, und doch hatten wir damals gewiß das schlechteste Feldgeräth in ganz Europa. Wenn man sich etwas ernstlicher mit den Congreve'schen Raketen beschäftigt hat, so verdankt dies Frankreich meinen dringenden Vorstellungen bei meiner Zurückkunft aus Rußland.

Zu den lobenswerthesten Anstalten, welche man in St. Petersburg und den größeren Städten Rußlands findet, muß ich die Militärhospitäler zählen. Man hat dabei das System der Regimentshospitäler angenommen. Der den militärischen Corps eigene Familiengeist und die Fürsorge der Chefs garantiren den Kranken eine sorgfältige Verpflegung. Jedes Regiment hat ein Hospital für dreihundert Mann, das es vermittelst eines Abonnements unterhält. Für jeden Krankentag vergütet der Staat 75 Centimes. Wenn das Regiment sich auf den Marsch begiebt, nimmt es einen Theil seines Lazarethmaterials mit sich, so daß es achtzig Mann verpflegen kann. Soll es nicht zurückkehren, so übergiebt es das Uebrige dem Commissariat, das ihm dafür steht. Um die gute Qualität der Medikamente zu sichern, liefert sie ihm der Staat nach einem Tarif. Die Hospitäler sind im Allgemeinen geräumig und gut gelüftet und verrathen eine sorgfältige, gewissenhafte Leitung.

In St. Petersburg befindet sich außer den Regimentshospitälern ein großes Hospital für zwölfhundert Mann, das dazu bestimmt ist, im Fall einer Truppenbewegung die Kranken aufzunehmen, welche die Corps zurückzulassen genöthigt sind. Dieses Regimentssystem, das überall gut sein würde, ist in einem so großen Lande, das verhältnißmäßig wenig und sehr weit von einander entfernte Städte hat, ganz unerläßlich. Es ergiebt denn auch die vortrefflichsten Resultate. Die Heilungen gehen rasch von Statten, die Reconvalescenzen dauern nicht lange, und die so zahlreiche russische Armee zählt mit Inbegriff der immobilen Polizeitruppen und überhaupt aller Mannschaften, welche Tagesrationen erhalten, im Ganzen nicht mehr als zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Kranke.

Der Besuch der Arsenale hat meine Bewunderung in viel geringerem Grade erweckt. Sie enthalten große Magazine und schöne Werkstätten, bleiben aber hinter unseren großen Anstalten dieser Art in Frankreich weit zurück. Der Waffensaal enthält indessen hundertfunfzigtausend Flinten. Diese Gewehre sind gut und ihre Construction nähert sich der der unsrigen. Der Preis derselben aber weicht von dem der unsrigen beträchtlich ab, denn sie kosten sechzehn bis achtzehn Rubel*), also nur etwa halb so viel als die französischen. Die Stückbohrerei ist sehr schön. Die Kanonenrohre werden gleichzeitig gebohrt und abgedreht. Die Gießerei ist dagegen erbärmlich. Es ist sonderbar, daß verschiedene Zweige eines und des nämlichen Dienstes so ungleich sind. Die Artilleriechefs scheinen mir eine sehr beschränkte theoretische Bildung zu besitzen, und ich habe Grund zu glauben, daß die Truppen der Artillerie, die in der Ausführung der Manöver sehr stark sind,

---

*) Jedenfalls Papierrubel à 9 Sgr.
Anmerk. d. Uebers.

von einer großen Anzahl Offiziere commandirt werden, deren theoretische Bildung viel zu wünschen übrig läßt.

Eine ziemlich gute Artillerieschule liefert einen Theil der Offiziere und diese sind die unterrichtetsten. Man kann ihre Kenntnisse mit denen vergleichen, die man in diesem Dienstzweige bei uns in Frankreich zu der Zeit verlangte, wo ich in die Artillerie eintrat. Die Zahl der auf diesem Wege ausgebildeten Offiziere ist jedoch die bei weitem kleinere. Sie genießen verschiedene Vortheile; unter andern erhalten sie beim Eintritt einen höheren Grad als die, welche aus dem Corps der Cadetten oder der Unteroffiziere kommen. Die meisten liefert das Cadettencorps, und die theoretischen Kenntnisse dieser sind fast Null. Eine dritte Klasse endlich geht aus dem Corps der Unteroffiziere hervor. Von diesen verlangt man einen ähnlichen Examen wie ihn die Cadetten bestehen müssen. Sie sind daher ebenfalls keine Gelehrten; aber ihre theoretischen Kenntnisse, verbunden mit denen, welche sie aus der Erfahrung und der Gewohnheit des Dienstes geschöpft haben, verleihen ihnen einen reellen Werth, und es dürfte im wohlverstandenen Interesse der Regierung liegen, sie in größerer Anzahl zu verwenden und dagegen die Zahl der Cadetten zu vermindern. Das so wichtige Corps der Unteroffiziere würde sich dadurch angespornt fühlen und eine geachtetere Stellung einnehmen.

Außerdem giebt es noch eine Anstalt, in welcher Söhne von Artilleristen ausgebildet werden. Sie erhalten einigen theoretischen und einen ausgedehnteren praktischen Unterricht und treten sodann als Unteroffiziere in das Corps ein.

Jetzt komme ich zu einer Einrichtung, die mir über alles Lob erhaben scheint; es ist das mit eben so großer Einsicht als Sparsamkeit angenommene System, die Staatsdiener zu unterstützen und ihren Kindern eine passende Erziehung angedeihen zu lassen. Das erste

Bedürfniß einer Gesellschaft, welche in der Civilisation noch zurück ist, ist der Unterricht. Es ist daher auch in Rußland die erste Sorge der Regierung, denselben möglichst zu verbreiten. Nie und nirgends ist diese Idee in großartigerem Maßstabe verwirklicht worden, und niemals haben Resultate glänzender den gehegten Erwartungen entsprochen. Diese unter Katharina II. begründeten Anstalten wurden unter Paul und unter Alexander weiter entwickelt, und sie werden auch unter deren Nachfolger Nikolaus nicht herabkommen, der von väterlichen Gesinnungen beseelt ist, einen treffenden und praktischen Blick in Allem hat was er unternimmt, und die ganze Wichtigkeit jener Einrichtung erkennt. Ich bin überzeugt, daß er wahren Genuß darin findet, eine Wohlthat zu spenden, deren Gewährung so leicht und deren Ergebniß so gesichert ist. Welche Ermuthigung für Den, der sein Leben der Vertheidigung des Vaterlandes und dem Ruhme des Herrschers geweiht hat, wenn er sieht, daß die Zukunft seiner Kinder im Voraus durch den Kaiser gesichert ist, der, als das Oberhaupt einer großen Familie, sie alle adoptirt und für ihr Fortkommen sorgt! Ich kenne nichts Rührenderes, nichts Moralischeres, nichts Politischeres. Ich will einen kurzen Ueberblick über die betreffenden Anstalten geben.

Das erste Cadettencorps nimmt bis zwölfhundert Kinder auf. Mit dem achten Jahre finden sie Aufnahme und sie sind in fünf Compagnien eingetheilt. Die über zehn Jahr alten bewohnen ein abgesondertes Lokal; die anderen werden von Frauen gepflegt. Die älteren, das heißt von zehn Jahren und darüber, sind in vier Compagnien eingetheilt, und sie lernen nach und nach Russisch, Französisch und Deutsch, Geometrie, Befestigungskunst, die Anfangsgründe der Chemie und Physik und Alles was auf den Militärdienst Bezug hat. Wenn diese jungen Leute bewiesen haben, daß sie die

erforderlichen Kenntnisse besitzen, werden sie in der Armee oder bei der Artillerie angestellt, wo sie zuerst als Fähndriche dienen. Ein Museum, welches Modelle aller Art enthält, ist zu ihrer Verfügung. In Relief ausgeführte Fortificationen zeigen ihnen die verschiedenen Systeme, wie auch die Angriffs- und Vertheidigungsarbeiten und erleichtern merkwürdig das Studium dieses Theils der Kriegskunst. Diese Art von Studium würde nicht genügen, um Ingenieure zu bilden, aber es reicht für alle Bedürfnisse des Dienstes der Linie aus.

Es giebt dann noch drei andere Anstalten dieser Art: das zweite Cadettencorps, das Regiment der Adeligen, die Marinecadetten, sowie die Pagen, deren Zahl hundertachtzig beträgt. Auf diese Weise unterhält der Kaiser viertausend Söhne von Adeligen und Offizieren und sorgt für ihre Erziehung und Anstellung. Weitere derartige Etablissements befinden sich in Moskau und anderen Gouvernements. So kann ein Offizier sein Leben dem Staate zum Opfer bringen und für den Kaiser sterben, ohne daß Sorgen wegen seiner Familie ihn von seinen Pflichten ablenken und seine letzten Augenblicke verbittern. Ich wiederhole es: ich kenne nichts Bewunderungswürdigeres, nichts Nützlicheres in der Welt. Die Unterhaltungskosten, welche der Staat trägt, belaufen sich jährlich auf sechshundert Franken per Kopf.

Das Complement zu diesen wohlthätigen Anstalten bilden die für die Soldatensöhne bestimmten Erziehungsinstitute. Jedes Garderegiment hat seine Schule, ebenso jede Gouvernementshauptstadt. In Moskau befindet sich die Hauptanstalt. Diese zählt sechstausend Kinder jeden Alters, welche in einem Hause untergebracht sind. Die Gesammtzahl der auf Kosten des Kaisers unterhaltenen und erzogenen Soldatenkinder betrug zu der Zeit, von der ich spreche, fünfund sechszig- bis siebzigtausend. Nie hat es eine zweck-

mäßigere und in großartigerem Maßstabe ausgeübte Wohlthat gegeben.

Die erste Bedingung aller dieser Schulen, die Reinlichkeit, wird durch große, sauber gehaltene Säle, durch zweckmäßige Kleidung und durch eine gesunde und reichliche, wenn auch nicht gewählte Kost erfüllt. Die Unterrichtsgegenstände bestehen in dem Studium der russischen Sprache, der Zeichnenkunst, der Geometrie, der Musik, dem Zimmerhandwerk und einigen anderen Künsten. Eine strenge Disciplin wird gehandhabt und überall und fortwährend begegnet man der größten Sorgfalt. Offiziere von der Armee und ehemalige Zöglinge dieser Anstalten sind die Directoren und Lehrer.

In diesen Schulen wird eine so weise Sparsamkeit beobachtet, daß sich, obgleich sie mit allem Nöthigen reichlich versehen sind, an einem der theuersten Orte, in Moskau, der Gesammtaufwand mit Einschluß aller Kosten, wie der Besoldung der Directoren, der Instandhaltung der Gebäude 2c., jährlich auf nicht mehr als sechzig Franken per Kopf beläuft. Man sollte dies kaum glauben, aber es ist Thatsache. Bedenkt man den wohlthätigen Einfluß, den diese Anstalten auf das Gedeihen des Landes ausüben, so kann man den genialen Gedanken, der sie in's Leben rief, nicht genug bewundern.

Nachdem die Zöglinge den Unterricht in diesen Schulen genossen haben, gehen sie zu verschiedenen Lebensberufen über. Ein Theil derselben wird als Unteroffiziere in die Regimenter der Armee eingestellt, andere werden als Feldmesser in die Gouvernements gesandt; noch andere werden Musiker in den Kapellen und Theaterorchestern, und jeder reiche Eigenthümer, der in seinen Gruben oder Fabriken intelligenter und gebildeter Arbeiter bedarf, wendet sich deshalb an diese Anstalten, wo er stets findet, was er braucht. Nach einer gewissen Reihe von Jahren werden sie mächtig

dazu beigetragen haben, einen Mittelstand zu schaffen, an welchem es Rußland fast gänzlich fehlt.

Diese Anstalten sind jedoch nicht die einzigen, auf die sich die Wohlthätigkeit des Kaisers erstreckt hat. Sie nimmt sich auch der Kinder des anderen Geschlechts an. Das wichtigste derartige Institut ist unter dem Namen des Klosters bekannt. Es enthält siebenhundert junge Mädchen und ist in zwei streng getrennte Sectionen eingetheilt: die eine für den Adel, welche damals vierhundertsechzig Köpfe zählte, die andere für die Töchter der Bürgerlichen und der aus dem Unteroffiziercorps hervorgegangenen Offiziere. Dieses Erziehungsinstitut stand unter der Protection der Kaiserin Mutter. Es werden darin Kinder von acht bis zehn Jahren aufgenommen. Der Unterricht erstreckt sich auf eine Menge Gegenstände, ist aber sehr oberflächlich und behandelt sehr abstracte Dinge, so daß er keine nachhaltigen Früchte tragen kann. Aus dieser Anstalt gehen die Gouvernanten hervor, welche in den vornehmen Häusern, sowie in den Privatinstituten und Provinzialschulen die Kinder unterrichten.

Die Töchter vieler Generale und anderer angesehener Leute werden darin erzogen. Sie genießen daselbst den Vortheil, von der Kaiserin und der kaiserlichen Familie, welche sich lebhaft für dieses Institut interessiren, gekannt und ausgezeichnet zu werden. Im Allgemeinen entsprechen die daraus Hervorgehenden der Erziehung, die sie darin erhalten haben, namentlich in Bezug auf die Sittlichkeit und Religiosität. Sie lernen Russisch, Französisch, Deutsch, die Literatur dieser drei Sprachen, Geographie, Arithmetik und Geometrie, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Zeichnen, Musik und weibliche Handarbeiten. Sie singen vor ihren Mahlzeiten zusammen und in Abtheilungen bis zu zweihundert, ohne Instrument. Diese frischen, jungfräulichen Stimmen, diese mit seltener Vollendung ausge-

führten Concerte geben einen Vorgeschmack von der Musik der Engel.

Die Lehrer der Wissenschaften schienen mir eine sehr mittelmäßige Bildung zu besitzen. Madame Adelsberg, welche seit fünfundzwanzig Jahren an der Spitze steht, ist eine angesehene und höchst achtungswerthe Frau. Sie war Erzieherin des jetzigen Kaisers und des Großfürsten Michael in deren ersten Kinderjahren.

Unter dieser ganzen weiblichen Jugend zeigt sich ein großer Wetteifer. Strafen kommen sehr selten vor, und die Schülerinnen, welche sich besonders auszeichnen, erhalten Prämien. Die alljährlich für das Kloster ausgesetzte Summe beträgt hunderttausend Franken. Dazu fügt der Kaiser jedes Jahr noch hundertachtzigtausend Franken aus seiner Privatchatoulle. Er wählt hundert adelige Fräulein und eben so viele bürgerliche Mädchen. Die anderen Stellen erhalten Kinder, welche auf Kosten ihrer Angehörigen in der Anstalt erzogen werden. In der Section der adeligen Mädchen bezahlen sie jährlich elfhundertneunzig Franken, in der der bürgerlichen nur sechshundert. Auch ist ein Unterschied in der Zahl der Unterrichtsgegenstände beider Classen.

Ich habe einen gedrängten Ueberblick über die Wohlthätigkeitsanstalten gegeben, die ich besuchte; aber ich kann die aufmerksame Fürsorge und Umsicht, mit welcher bei der Gründung derselben verfahren worden ist, nicht genug loben. Alles darin ist schöner und besser als anderwärts. Woher dies kommt, ist leicht zu erklären. Man hat Alles auf einen einzigen Wurf und in neuerer Zeit geschaffen. Bevor man anfing, nahm man sich die besten Anstalten Europa's zum Muster, und häufig hat man Verbesserungen angebracht, die sich als nützlich herausgestellt haben. So hat zum Beispiel in Alt-Frankreich die Mildthätigkeit vor mehreren Jahrhunderten Hospitäler gegründet;

aber von zahlreichen zweckmäßigen Einrichtungen, deren Wichtigkeit jetzt anerkannt ist, wußte man darin früher nichts. Es sind meist alte Gebäude in alten Stadttheilen und nicht besonders sauber gehalten. Man hat sie zwar verbessert, aber doch die ursprünglichen Mängel nicht ganz zu beseitigen vermocht. In Rußland ist es etwas Anderes. Hier hatte man freie Hand, und Alles wurde nach einem im voraus festgestellten, reiflich erwogenen Plane eingerichtet.

Ehe ich erzähle, was ich in der Umgegend von St. Petersburg gesehen habe, will ich noch ein Wort über die Stadt und über ihren eigenthümlichen Character sagen. Ich will die Betrachtungen mittheilen, die sich mir dabei aufdrängten. Sie ist ohne Widerrede die regelmäßigste Stadt Europa's, denn sie wurde gebaut, wie man ein großes Schloß bauen würde: nach einem feststehenden Plane. Ihre Architectur ist prätenziös, überall sind Säulen, diese schöne Zierde der Paläste und öffentlichen Gebäude, in verschwenderischer Menge angebracht. Jedes einigermaßen bedeutende Privathaus hat seine Colonnade und seinen Peristyl. Diese offenen Peristyle und diese Colonnaden, welche früher die Tempel der Alten umgaben, waren dem Klima angemessen und gewährten den Untergebenen und dem Volke einen Aufenthalt. In dem nordischen Klima sind sie widersinnig, und hier wird damit ein Mißbrauch getrieben, von dem man sich keinen Begriff machen kann. In Folge der großen Breite der Straßen und der geringen Höhe der Häuser vertheilt sich die Bevölkerung auf einen ungeheuren Flächenraum. Diese Stadt zählt, obgleich sie mindestens eben so groß ist als Paris, nur viermalhunderttausend Einwohner. In der Regel ist eine Stadt nur dann lebhaft, wenn sich ihre Bevölkerung auf einen kleinen Raum zusammendrängt. Zu dem Ende müssen die Häuser hoch und die Straßen eng sein. Hier ist es gerade das Gegentheil. Man kann

wohl auch, wie in Paris, Stadttheile mit großen Plätzen und breiten Straßen haben; aber es muß auch andere Stadttheile geben, in denen die Bevölkerung dicht zusammengedrängt wohnt. Den Tag über ergießt sie sich in die minder volkreichen Stadttheile und giebt denselben so die ihnen fehlende Lebhaftigkeit. Dann erhöht auch noch die Geradheit der Straßen, welche einen großen Raum mit einem Blicke zu umfassen erlaubt, die traurige Monotonie dieser Stadt, bei aller ihrer Schönheit und Eleganz.

Der kaiserliche Palast ist in seiner Gesammtheit, das heißt mit der Eremitage, sehr groß, doch bei weitem noch nicht so groß als die Tuilerien mit dem Louvre. Die Bauart des Winterpalastes ist schwerfällig und geschmacklos. Derselbe wurde zu einer für die schönen Künste ungünstigen Zeit, im ersten Drittel des vorigen Jahrhundert erbaut und erinnert an das Berliner Schloß, das er jedoch an Umfang bedeutend übertrifft. Man sollte meinen, diese beiden Paläste habe der nämliche Architect gebaut und er habe es darauf angelegt, sein zweites Werk dem ersten gleich zu machen. Der Giebel ist mit sehr mittelmäßigen Statuen geschmückt.

St. Petersburg hat, wie alle russischen Städte, eine Menge Kirchen, aber sie sind sehr klein. Bei uns in Frankreich würde man sie nur Kapellen nennen. Die größte, welche erst unter Alexander gebaut oder wenigstens vollendet wurde, die Kirche der heiligen Maria zu Kasan, ist ziemlich imposant. Das Innere derselben wird durch eine Masse Granitsäulen verengert, deren Umfang weder mit ihrer Höhe noch mit der Größe des Raumes in Verhältniß steht. Gegenwärtig ist man mit dem Bau der Isaakskirche beschäftigt. Diese wird in großartigem Style und in kolossalen Dimensionen angelegt. Sie soll, wie man versichert, eine Nachahmung der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London werden. Sie wird ganz aus rothem

finnländischen Granit gebaut. Achtundvierzig Säulen von demselben Material und von fünfzig Fuß Höhe, jede aus einem Stück gehauen, werden sie äußerlich schmücken. Diese Säulen, welche ein Gewicht von 250,000 Pfund haben, werden auf eigens dazu erbauten Fahrzeugen von fünfhundert Tonnen Lastigkeit transportirt. Jedes dieser Fahrzeuge nimmt deren zwei auf. Herr von Montgeraud, ein französischer Archtitect, leitet den Bau. Er hat den Apparat zur Fortbewegung dieser Steinmassen erfunden. Achtundvierzig Oefen sollen das Innere der Kirche heizen, ein Theil derselben aber wird in den oberen Regionen angebracht, um die Temperatur gleichmäßiger zu machen und zu verhindern, daß die aufsteigenden Dünste zu Regen verdichtet wieder niederfallen, wie es zuweilen in der Kirche von Kasan geschieht. Man schätzte damals die Gesammtkosten des Baues auf 25 Millionen Franken und die zur Vollendung desselben erforderliche Zeit auf vierundzwanzig Jahre. Es wird ein schönes und großartiges, eines mächtigen Herrschers würdiges Baudenkmal.

Außerdem hat St. Petersburg noch viele interessante Gebäude: den Marmorpalast, am Quai gelegen, die Wohnung des Großfürsten Constantin, wenn er nach St. Petersburg kam; das Anitschkoffski'sche Palais an der Newski-Perspective, Wohnung des Großfürsten Nikolaus vor seiner Thronbesteigung; der taurische Palast, von Potemkin erbaut, um der Kaiserin Katharina eine Fête darin zu geben; der Palast des Großfürsten Michael, in neuester Zeit gebaut, ein köstlicher Wohnsitz, in welchem Pracht und guter Geschmack mit einander wetteifern; das Museum, dessen noch leere Räume die Gemälde und Statuen erwarten, die sie ohne Zweifel einst zieren sollen; endlich große und prächtige Kasernen, in denen vierzigtausend Mann gesund und bequem wohnen können.

Ferner giebt es noch zwei Sehenswürdigkeiten in St. Petersburg, die man nicht genug bewundern kann. Die eine ist die Reiterstatue Peter's des Großen, das unsterbliche Werk des französischen Erzgießers Falconet, das schönste dieser Art, das es in der Welt giebt. Die Stellung ist erhaben und entspricht ganz dem Gedanken, den der Künstler hat ausdrücken wollen. Nachdem Peter den Felsen erklimmt hat, der als Basis dient, streckt er die Hand aus und scheint zu sagen: „dort will ich meine Stadt erbauen!“ Die andre Merkwürdigkeit ist der prachtvolle Newaquai, fast eine (franz.) Meile lang und sehr breit, auf der Wasserseite mit Granitquadern von achtzig bis hundert Kubikfuß Inhalt bekleidet, und auf der andern Seite mit Palästen und schönen Privathäusern besetzt. Dieser mächtige Strom mit der Insel Wasiliewskoy Ostrow, die für sich allein eine Stadt ausmacht, die Festung und die Gebäude auf dem rechten Ufer bilden ein Ensemble, von dem man sich keinen Begriff machen kann, wenn man es nicht gesehen hat. Aber ein schmerzlicher Gedanke stimmt den Eindruck herab, den man bei der Betrachtung empfindet. Diese schöne Stadt, auf deren Erbauung mehrere Milliarden verwendet worden sind, kann wegen ihres zerstörenden Klima's nur durch fortwährende kostspielige Reparaturen erhalten werden. Sollte der Souverain sie einmal verlassen oder ihr sinkender Wohlstand die zu ihrem Unterhalt nöthigen Mittel vermindern, sö wäre ihr Untergang gewiß. Man kann daher, wenn anders man sich so ausdrücken darf, sagen, daß diese Stadt dazu verurtheilt ist, ewig jung zu bleiben, oder zu sterben.

Ein Umstand verschönert St. Petersburg und giebt ihm einen Reiz, den man nur hier findet. Die Entfernung der Hauptstadt von dem Herzen des Reichs, die Pflichten oder Interessen, welche einen großen Theil des Adels an den Hof ketten, verhindern viele Große,

ihre weit entfernten Güter zu bewohnen. Daraus ist das Bedürfniß entsprungen, eine Menge hübscher kleiner Landhäuser in der Umgegend, und besonders auf den Inseln der Newa zu erbauen. In anderen Hauptstädten geht Alles in der schönen Jahreszeit ein wenig früher oder später auf Reisen. Hier beschränkt man sich darauf, eine andre, höchstens ein bis zwei Stunden entfernte Wohnung zu beziehen, und Alles was zur haute volée gehört, bleibt beisammen. Man könnte diese Vereinigung hübscher Landhäuser auf den Inseln Caminostro, Yelagin rc., die Sommerstadt nennen. Der Kaiser Alexander besaß auf Caminostro eine reizende Villa und hat auch auf Yelagin eine bauen lassen. Die letztere ist der köstlichste Wohnsitz, den sich die Einbildungskraft vorzaubern kann. Er machte damit seiner Mutter, der Kaiserin Marie, ein Geschenk. Es ist ganz mit Erzeugnissen inländischer Fabriken ausgestattet. Es ist die ächte petite maison eines großen Souverains.

Ich begann meine Ausflüge in die Umgebungen St. Petersburgs mit dem Besuche von Kronstadt. Dieser Punkt verdiente wegen seiner hohen Wichtigkeit den Vorzug. Ich fuhr auf einem Dampfboote dahin: die erste Fahrt, die ich auf einem solchen Schiffe machte. Es ist dies eine herrliche Anwendung dieser neuen Triebkraft, die so zu sagen Verstand bekommen hat, die alle großen Effecte hervorbringt, welche man von ihr verlangt und die den ganzen Zustand der Gesellschaften umgestaltet hat. Sie wurde Napoleon angeboten und es hing nur von ihm ab, sich ihrer zuerst zur Ausführung seiner Pläne gegen England zu bedienen, welche dann ohne Zweifel geglückt sein würden; aber sein Schlendriansgeist, wenn ich mich dieses Ausdrucks von einem so außerordentlichen Genie bedienen darf, behielt über seine anderen Fähigkeiten die Oberhand: sic voluere fata.

Die Einführung der Dampfschifffahrt vermindert in vieler Beziehung die Wichtigkeit der Schifffahrtswissenschaft, wird sie aber nie ganz beseitigen. Das Fahren auf einem Dampfboote erweckt den Gedanken, daß keine Combinationen und Berechnungen zur Führung desselben nöthig sind, während es bei der Leitung der Segelschiffe so vielfacher und umfassender Kenntnisse bedarf. Das letztere wird von seinem Steuermann geleitet, wie ein gebändigtes Riesenthier den Befehlen und Winken seines Führers gehorcht.

Die Wirkungen der Ueberschwemmung von 1824 waren noch sichtbar. Zwei hölzerne Forts, welche die Rhede vertheidigten, waren vollständig von den Fluthen weggespült und nur eines derselben war wieder aufgebaut worden. Ein Linienschiff von hundertzwanzig Kanonen war auf den Strand geworfen worden, es hatte nicht wieder flott gemacht werden können, und man war eben damit beschäftigt, es zu zerstören. Die natürlichen Verhältnisse dieser großen Festungsanlage sind nicht besonders günstig. Das Project des Generals Bazaine, von dem ich weiter oben gesprochen habe, würde sie zum Theil verbessern, denn die Schiffe könnten dann in der Durchfahrt hinter dem Damme ankern und würden dort einigermaßen gegen die zerstörenden Wirkungen des Meeres geschützt sein. Auch die Erbauung steinerner Forts zum Schutze der Rhede an Stelle der hölzernen würde zur Sicherheit der Schiffe wesentlich beitragen.

Die Festung Kronstadt ist sehr umfangreich. Die Kasernen sind geräumig, die Magazine dem Bedürfniß entsprechend; aber Alles ist minder schön und bei Weitem nicht so vollkommen als in unseren großen Kriegshäfen, es hat Alles noch einen provisorischen Character. Allerdings rührt auch fast die ganze Anlage erst von Peter dem Großen her. Nur Etwas ist vorzüglich und beneidenswerth; das große, aus acht Abtheilungen

bestehende Bassin, in welchem sieben Linienschiffe und eine Fregatte gleichzeitig gebaut oder ausgebessert werden können. Jede Abtheilung kann vermittelst einer Dampfmaschine ausgepumpt werden.

Die Armirung Kronstadt's ist sehr bedeutend; aber auf der Seeseite sind die Batterien zu niedrig angelegt, so daß sie das Feuer der feindlichen Schiffe kaum würden wirksam erwidern können. Man hat keine Reverberiröfen zum Glühendmachen der Kanonenkugeln, und ein großer Theil der Brustwehren ist von Holz. Die Rhede wird durch mehrere theils steinerne, theils hölzerne Forts vertheidigt, deren Feuer sich unter einander und mit dem der Hauptfestung kreuzt. Ungeachtet der unzweckmäßigen Detailanlagen würde ein Angriff auf Kronstadt wegen der ungeheuren Artillerie, die daselbst aufgehäuft ist, doch immer eine schwierige und gefährliche Sache sein. Und um wie vieles würden die Schwierigkeiten und Gefahren einer solchen Operation durch die große Entfernung der Mächte, welche ein Interesse und die Mittel haben könnten, sie zu unternehmen, sowie durch die Beschaffenheit des Meeres und der Küste vermehrt werden.

Es giebt in Kronstadt eine Schule für Lootsen und Unteroffiziere. Sie ist auf gutem Fuße eingerichtet und wird sorgfältig unterhalten. Der theoretische Unterricht, welcher darin ertheilt wird, ist genügend, ohne zu weit ausgedehnt zu werden. Diese Anstalt wird, wie alle ähnlichen in Rußland, mit väterlicher Fürsorge und mit großer Sparsamkeit geleitet. Sie ist von großem Nutzen und zwar aus folgenden Gründen. Die russische Schifffahrt hat noch geringe Ausdehnung, der Handel bildet wenig Matrosen und kann daher der Militärmarine keine für die Functionen von Hochbootsmännern und Quartiermeistern geeignete Individuen liefern. Daher muß die Regierung selbst für die Ausbildung solcher Leute sorgen.

Im Allgemeinen, ich muß es nochmals wiederholen, kann man die Fürsorge, welche in Rußland auf die Erziehung der Kinder der Staatsdiener verwendet wird, nicht genug bewundern. Matrosensöhne, Beamtensöhne, Soldatensöhne, alle werden vom Kaiser adoptirt, der es auf sich nimmt sie zu nützlichen Dienern zu machen und ihnen die Laufbahn des Glücks zu öffnen, wenn anders sie würdig sind, dieselbe zu betreten. Man kann es sich kaum vorstellen, wie Alexander für die Erziehung der Jugend gesorgt hat; es ist dies ein dauerndes, seinem Herzen und seinem Geiste zum Ruhme gereichendes Denkmal, das den wichtigsten Interessen Rußlands entspricht.

Wenige Tage nach meinem Besuche in Kronstadt begab sich der Kaiser dahin, um die Flotte zu inspiciren, welche in Begriff war, zu einer Uebungsfahrt in die Ostsee auszulaufen. Er ließ mir sagen, ich möchte per Dampfschiff auf die Rhede kommen, wo ich ihn an Bord seiner Yacht besuchen könnte. Das Geschwader bestand aus drei Linienschiffen und neun Fregatten. Ich begab mich zum Kaiser und begleitete ihn auf die größeren Schiffe, die er besuchte. Diese waren ziemlich gut gehalten, aber man konnte unschwer erkennen, daß die Mannschaften geringe Uebung und Erfahrung hatten. Ganz besonders fiel mir dies auf der mit Seeleuten der Garde bemannten kaiserlichen Yacht auf. Die geringsten Evolutionen schienen sie in Verlegenheit zu setzen, und ich war nahe daran, meine Ansicht darüber auszusprechen, wie die Segel gestellt werden müßten, um das Schiff zu wenden, nachdem die Wendung das erste Mal durch die Ungeschicktheit der Mannschaft mißlungen war. Die Kaiserin war ebenfalls an Bord. Ihre Leutseligkeit, Anmuth und Liebenswürdigkeit sind nicht zu beschreiben. Es ist ein erhebender Anblick, dieses schöne Herrscherpaar zu sehen, und man

fühlt sich unwillkürlich gedrungen, Wünsche für ihr Heil und Wohlergehen zu hegen.

Der Kaiser machte mich darauf aufmerksam, daß die Bemannung der Yacht aus Soldaten bestehe, welche im vergangenen December mit Kartätschen zum Gehorsam zurückgeführt worden waren. „O Sire“, erwiderte ich ihm, „man kann aus den Menschen machen was man will, und Sie haben es verstanden, sich durch Ihre erhabenen Inspirationen und durch Ihr edles, großmüthiges Vertrauen ihre Treue zu sichern. Wer so zu fühlen vermag und zur rechten Zeit diesen Gefühlen Rechnung zu tragen weiß, der besitzt das Genie zu regieren!“

Uebrigens darf man diese meuterischen Soldaten von St. Petersburg nicht mit den Elenden, die sie commandirten und zur Empörung verleiteten, in eine Kategorie stellen. So schändlich und strafbar diese waren, so sehr verdienten jene Nachsicht. Sie glaubten einen Tugendact zu begehen, sie hielten sich für Helden der Treue und für Märtyrer ihrer Pflicht. Und in der That, erst acht Tage vor dem Aufstande hatten sie Constantin den Eid der Treue geleistet. Man verlangt von ihnen einen neuen Eid gegen einen anwesenden Prinzen, und Constantin ist abwesend. Sind sie nicht berechtigt, an der Gültigkeit der Rechte des Ersteren zu zweifeln und eine Usurpation zu fürchten? Sie sind nicht bekannt mit dem was geschehen ist, denn die Oeffentlichkeit ist in Rußland nicht Sitte und dringt nicht in die unteren Volksklassen ein. Schienen doch wohl unterrichteten Leuten die stattgefundenen Ereignisse unglaublich, um wieviel weniger konnten diese unwissenden Soldaten sie begreifen. Das Mißtrauen ist also erklärlich, ja selbst gerechtfertigt, und vom Mißtrauen zur Empörung ist nur ein Schritt. Durch ihre eigenen Offiziere irre geleitet, beharren sie in dem schon geleisteten Eide, und werden die Opfer eines lobens-

werthen Gefühls von Treue und Pflichtbewußtsein, während man sie des entgegengesetzten Verbrechens beschuldigt. Diese Unglücklichen sind des innigsten Mitleids würdig, denn man hat sie für eine That bestraft, die im Prinzip eine Belohnung verdiente. So großen Abscheu die meuterischen Offiziere einflößen, so große Theilnahme verdienen demnach die Soldaten, und dies hat Nikolaus wohl erkannt. Er vertraute sich daher ohne die geringste Besorgniß diesen Soldaten wieder an.

Nach meiner Zurückkunft von Kronstadt besuchte ich zwei kaiserliche Schlösser. Das eine, Oranienbaum, ist sehr unbedeutend und verfallen, erinnert aber an zwei wichtige Ereignisse. Als Katharina II. noch Großfürstin war, wäre sie beim Herabfahren eines Rutschberges beinahe um's Leben gekommen. Der Wagen, in welchem sie sich befand, war aus dem Gleise gekommen und schon im Begriff, umzustürzen, als Orloff, der eine wunderbare Körperkraft besaß, ihn noch zur rechten Zeit ergriff und anhielt. Wahrscheinlich war dieser Vorfall von Einfluß auf die Herrschaft, die er später über sie ausübte und auf die politische Rolle, die er gespielt hat. In diesem Schlosse wurde Peter III. festgenommen, vom Throne gestürzt und dann in ein Gefängniß gesperrt, wo er bald darauf den Tod fand.

Peterhof, das ich nachher besuchte, liegt in geringer Entfernung von Oranienbaum an dem nämlichen Ufer der Newa. Das Schloß ist schön und geräumig, aber seine Bauart ist dürftig. Es ist nicht hoch und ermangelt einer großartigen Anlage. Der an schönem Wasser reiche Fluß hat die Mittel geboten, prächtige Cascaden, Fontainen und ähnliche Kunstwerke anzulegen, welche an die von Versailles erinnern sollen, ohne denselben jedoch nahe zu kommen. Die Gärten am Fuße der Anhöhe, auf der das Schloß erbaut ist, sind

groß, gut unterhalten und im Style Lenôtre's angelegt. Ein kleines backsteinernes Haus, das Peter der Große bewohnt hat, wird mit religiöser Ehrfurcht erhalten, wie Alles was an diesen außerordentlichen Mann erinnert.

Ueberhaupt legen die Russen, deren Ursprung als Macht so neu ist und die erst seit kaum hundert Jahren in die europäische Völkerfamilie aufgenommen sind, viel Werth darauf, sich Erinnerungen zu schaffen und der Nachwelt vorzubereiten. Die Völker fühlen wie die einzelnen Menschen das Bedürfniß, die Quelle zu erforschen, von der sie herstammen, und sich den Erinnerungen hinzugeben, welche sich daran knüpfen. Man findet einen geheimnißvollen Genuß darin, sich mit diesen Gedanken zu beschäftigen und Alles aufzubewahren, was sie zu wecken vermag. In unsrem alten Europa, dessen Geschichte uns gegenwärtig ist, findet man auf jedem Schritte Denkmäler, welche an ihre großen Epochen erinnern, und diese Epochen gehen bis zu der der römischen Herrschaft zurück. In Rußland, wo Alles von gestern ist, datirt Alles von Peter dem Großen, mit Ausnahme des Kremls zu Moskau, dessen Existenz aus der Zeit des Einfalls der Tataren und des Kampfes der Großfürsten von Moskau gegen dieselben herrührt. Man hat daher Alles sorgfältig gesammelt, was ihm und seinen Nachfolgern angehörte.

In allen kaiserlichen Schlössern und besonders in Peterhof werden eine große Menge Röcke und Spazierstöcke von Peter I., Kleider von Katharina I. und Elisabeth, sowie auch das grünseidene Reitkleid aufbewahrt, welches Katharina II. an dem Tage trug, wo sie sich der Regierungsgewalt bemächtigte. Die kaiserliche Rüstkammer zu Moskau ist reicher an Gegenständen der Erinnerung und geht etwas weiter zurück; hier aber scheint es als wollte man den Mangel der

fehlenden Jahrhunderte durch eine um so größere Anzahl von Gegenständen ersetzen.

In Peterhof findet jedes Jahr ein sehr bedeutendes Volksfest statt, das zu einer bestimmten Zeit gefeiert wird. Wenn der Hof das Schloß bewohnt, ergötzen sich vierzig- bis fünfzigtausend Menschen in voller Freiheit in den Gartenanlagen; sie bleiben mehrere Tage und Nächte darin und werden auf Kosten des Kaisers aus seinen Küchen und aus seinem Silbergeschirr gespeist. Der Kaiser und seine Familie ergehen sich in dem Gewühl ohne Wache und ohne Gepränge, und sie werden deshalb nur um so mehr respectirt. Ein ähnliches Fest findet jeden 1. Januar in St. Petersburg statt. Es wird im Palast ein Ball gegeben, zu welchem alles Volk zugelassen wird, und an dem viele tausend Personen Theil nehmen. An diesem Tage ist der Kaiser für den geringsten seiner Unterthanen zu sprechen. Auch ein Gastmahl, in Silbergeschirr servirt, wird bei dieser Gelegenheit gegeben, und nie kommen Unordnungen, Tumulte oder Diebstähle vor. Bei diesen Volksfesten, welche in fast allen unter absoluten und willkürlichen Regierungen stehenden Ländern eingeführt sind, wird dem Volke momentan eine unbegrenzte Freiheit gestattet, gleichsam als Entschädigung für den Verlust seiner Rechte und zur Versinnlichung des Gedankens, der den Souverain als Familienoberhaupt betrachtet. Endlich ist es ein Mittel, der Meinung des großen Haufens zu schmeicheln und sich die so nöthige und so werthvolle Zuneigung desselben zu erwerben; denn Souveraine wie diese haben keine andere Stütze als die Massen und die Soldaten. Wenn sie diese Stütze, diese Zuneigung nicht haben, wenn Haß an die Stelle der Liebe tritt, so ist Empörung die unmittelbare Folge und ihr Thron stürzt zusammen. Wenn dagegen die Regierungen die Basis ihrer Macht und die Garantien für die Dauer derselben in einer geregelten Ordnung, in der Herrschaft

des Gesetzes und in der Achtung vor allen Existenzen suchen, welche im Laufe der Jahrhunderte durch ihre dem Staate geleisteten Dienste groß geworden sind, dann haben sie minder veränderliche, festere Stützen und sie sichern sich dadurch ein größeres Ansehen und wahre Unabhängigkeit.

Ich brachte einen Tag in Zarskoe-Selo zu, einem schönen Wohnsitze, der aber von den Russen zu überschwänglich gerühmt wird. Der Vergleich dieses Palastes mit Versailles ist eine Ungereimtheit. Er ist sehr umfänglich und gewährt einen schönen Anblick, hat aber nichts von dem Grandiosen, was das Werk Ludwig's XIV. characterisirt. Die Gärten sind schön, gut angelegt und werden vortrefflich unterhalten. Zur Verzierung und um etwas mehr Leben hineinzubringen, befinden sich landwirthschaftliche Anlagen darin. Man könnte diesen Garten mit dem von Laxenburg, einem Lustschlosse des Kaisers von Oesterreich, vergleichen; seine natürliche Beschaffenheit und die Art, wie er unterhalten wird, erinnern an diesen; aber es befinden sich in dem von Zarskoe-Selo einige Terrainunebenheiten und nur spärliche, künstliche Wasser, während in Laxenburg Alles vollkommen eben ist und die Wasser eben so reichlich als prächtig sind.

Ich besuchte auch das Innere des Palastes und ließ mir die Gemächer zeigen, welche Alexander bewohnt hat. Es ist darin Alles unberührt geblieben, wie er es zurückgelassen, als er von Zarskoe-Selo aus die Reise antrat, auf der er den Tod fand. Er hatte eine Ahnung von seinem nahen Ende. Vor seiner Abreise durchwanderte er noch einmal alle Alleen des Gartens, und unterwegs in einer Entfernung, wo er das Schloß noch sehen konnte, ließ er anhalten, um demselben einen letzten Abschiedsblick zuzuwerfen: eine merkwürdige Inspiration, denn er sollte diese Stätte, die er außerordentlich liebte, nicht wiedersehen. Das Arbeits-

zimmer Alexander's in Zarskoe-Selo enthält eine kleine Bibliothek, in welcher die Werke Fénélon's den Ehrenplatz einnehmen. Die Werke dieses berühmten Mannes mußten dem Geschmacke eines Herrschers von so weichem Gemüth und so wohlthätigem Sinne naturgemäß zusagen.

Ich kann mich nicht enthalten, noch einmal auf die Erinnerungen zurückzukommen, die er in Rußland hinterlassen hat. Es giebt in St. Petersburg kaum eine Familie, die ihm nicht verpflichtet wäre. Gutes thun war sein erstes Bedürfniß. Suchte eine Familienmutter um eine Audienz bei ihm nach, um von ihren Privatinteressen mit ihm zu sprechen, so kam er unverhofft selbst zu ihr und sorgte dann für die Erfüllung ihrer Wünsche. Er hatte etwas von einer Engelsnatur.

Die Gemächer, welche Katharina II. bewohnt hat, sind kostbar eingerichtet; Alles athmet Wollust darin, und darauf verstand sie sich. Die Marmorcolonnade und die auf den See gehende Terrasse mußten für einen heiteren, geistreichen und vergnügungssüchtigen Hof reizende Versammlungsorte am Abend eines schönen Tages sein.

Im Garten zu Zarskoe-Selo sah ich auch zum ersten Male die Kinder des Kaisers, insbesondere den Großfürsten Thronfolger. Ich habe schon vou ihm gesprochen, muß aber noch einmal sagen, wie sehr mich sein Anblick interessirte und sein entschlossenes Aeußere anzog. Er hatte ein kleines Boot auf dem Flusse, welcher durch den Garten strömt, und einer der Offiziere, die mich begleiteten, bat ihn, einmal hinüber zu fahren. In dem Augenblicke, als er heftig hineinsprang, neigte sich das kleine Fahrzeug so stark auf die Seite, daß es Wasser schöpfte. Ein andrer Knabe seines Alters würde einen Schrei ausgestoßen haben. Er aber verrieth nicht die mindeste Gemüthsbewegung, er-

griff die Stange, um abzustoßen, und dann die Ruder. Er zeigte eine bewundernswürdige Sicherheit und Ruhe. Gott erhalte den jungen Prinzen, und möge er seinem Vater so viel Freude machen, als er von ihm zu erwarten berechtigt ist.

Nachdem ich Zarskoe-Selo bis in's Kleinste in Augenschein genommen hatte, besuchte ich das nahe gelegene Pawlosk. Dies war die Lieblingsresidenz der Kaiserin Marie, die sie zur Zeit Katharina's II. mit Paul bewohnte. Hier erfuhr auch Paul seine Erhebung auf den Thron. Es ist ein bequemer und angenehmer, nur etwas einsamer Wohnsitz, weil er von Wald umgeben ist; auf den ersten Anblick ist man versucht, ihn nur für das Schloß eines reichen Privatmannes zu halten. Die Terrainabwechselungen sind hier bedeutender als in Zarskoe-Selo, wo man mehr Kunst als Natur sieht. Hier sind die Bäume von selbst gewachsen, in Zarskoe-Selo sind sie von Menschenhand gepflanzt.

Eines der interessantesten Etablissements in der Umgegend von St. Petersburg ist Colpina, eine der schönsten Fabriken, die man sehen kann. Ihre Erzeugnisse werden sämmtlich von der Marine gebraucht. Es werden darin Anker geschmiedet, Dampfmaschinen gebaut, Kanonenlafetten und Schiffsküchen verfertigt, Kupferblech zu Schiffsbeschlägen gewalzt, kupferne Nägel und Bolzen, astronomische Instrumente u. s. w. verfertigt. Kurz, sie liefert Alles was zum Bau und zur Ausrüstung der Kriegsschiffe gebraucht wird.

Die Fabrik bildet ein ungeheures Hufeisen, in dessen Mitte ein großes Bassin gegraben ist, das als Hafen dient, aus welchem die Schiffe vermittelst eines Kanals in die Newa übergeführt werden. Die Leitung derselben ist einem Engländer, Namens Wilson übertragen. Man rechnete damals, daß sie nach vierjäh-

riger Arbeit und mit einem Kostenaufwande von $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken vollendet sein würde.

Nach Colpina besuchte ich Schlüsselburg, wo der Ladogakanal in die Newa einmündet. Prächtige Schleußen waren so eben vollendet worden. Die Lebhaftigkeit der Schifffahrt hat es nöthig erscheinen lassen, deren zwei zu einem und demselben Zwecke mit einander zu verbinden. Zu gewissen Zeiten des Jahres muß man das Wasser des Kanals schonen und den Verbrauch davon möglichst vermindern. Zur Erreichung dieses Zweckes hat man ein höchst sinnreiches Mittel erdacht. Es sind, wie gesagt, zwei Schleußen nebeneinander angebracht. Wenn die herabkommenden Fahrzeuge sich in einem der beiden Einsätze befinden, läßt man das Wasser, bevor man die Schleuße öffnet, in die andere überströmen, anstatt es in den unteren Kanal abfließen zu lassen. So kommt das Wasser der beiden Schleußen abwechselnd auf gleiches Niveau, und diese Wechselbewegung erspart einen Theil des Wassers, der sonst nutzlos in den Kanal fließen würde. Wir haben in Frankreich mehrere Kanäle, bei denen dieses wassersparende Mittel angewendet werden sollte. Brächte man die Zahl der Schleußen auf drei oder noch mehr, so würde der Wasserverbrauch noch ansehnlich vermindert. Die Schifffahrt ist auf diesem Kanale so lebhaft, daß in gewöhnlichen Jahren sechsundzwanzig- bis achtundzwanzigtausend Fahrzeuge von ein- bis zweihundert Tonnen die Schleußen von Schlüsselburg passiren. Um einen Vergleich zu ziehen, will ich nur sagen, daß die Schifffahrt auf dem Languedoc-Kanal in den besten Jahren nur aus fünfzehnhundert Fahrzeugen von geringerer Größe besteht.

Elisabeth hielt im Schlosse Schlüsselburg Iwan, den Neffen Peter's I., den die Kaiserin Anna zum Thronerben erklärt hatte, seit seiner Kindheit gefangen. Dieser unglückliche Prinz wurde daselbst auf Befehl

Katharina's II. bei Gelegenheit eines zu seinen Gunsten unternommenen Befreiungsversuches ermordet.

Ich wohnte regelmäßig den Uebungen der Garde bei, wenn sie brigadenweise exercirte. So sah ich nach einander die Preobragenski'schen und Moskau'schen Regimenter, die finnländischen und die Garde-Jäger, die Ismailowski'schen und Paulowski'schen, endlich die Jemanowski'schen Regimenter und die Leibgrenadiere, eine prächtige und trefflich instruirte Infanterie, die zwar etwas schwerfällig, deren Zusammensetzung aber in Bezug auf Größe und Wuchs der Leute ganz herrlich ist. Allerdings wird ihr eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; sie wird aus den Grenadieren rekrutirt, die ihrerseits unter der Armee ausgewählt werden.

Ich begleitete den Kaiser in das Lager von Zarskoe-Selo, wo ein großer Theil der Garde versammelt war. Ich brachte drei Tage daselbst zu, während welcher ich die Truppen manövriren sah, die der Kaiser in Person commandirte. Auch Scheingefechte wurden daselbst geliefert, wobei ich Gelegenheit hatte, die Sicherheit und Leichtigkeit, womit der Kaiser die Bewegungen leitete, sowie seinen raschen Ueberblick über bedeutende Truppenmassen zu bewundern. Doch ich werde hierüber ausführlicher sprechen, wenn ich auf die Manöver von Moskau komme, und werde dann näher auf die Organisation der russischen Armee eingehen.

In diesem Augenblicke fiel es mir auf, wie bald und leicht die russische Infanterie müde wird. Nach einem vierstündigen Marsche schienen die Soldaten eben so erschöpft zu sein wie die unsrigen nach einem ganzen Tagemarsche. So vortrefflich die Instruction der einzelnen Regimenter ist, so wenig haben mich die Generale befriedigt. Der Kaiser war von allen, die ich kennen gelernt, der beste Strategiker.

Es befand sich im Lager von Zarskoe-Selo auch Gardecavalerie, eine prächtige Reiterei. Die Kürassiere,

die Chevaliergarde und die Garde zu Pferde reiten kolossale Thiere, die aber dabei doch sehr lenksam und behend sind. Die leichte Cavalerie, Husaren, Chasseurs, Uhlanen und Dragoner, hat höhere Pferde als die der französchen Armee, aber diese verschiedenen Truppen sind auch dazu bestimmt, in Linie zu kämpfen, denn die Kosaken reichen zu allen Vorposten- und Recognoscirungsdiensten vollständig aus. Die Husaren, Chasseurs ꝛc. sind daher an diesen Dienst weder gewöhnt, noch haben sie Erfahrung darin.

Nach Ankunft der irdischen Hülle der Kaiserin Elisabeth fand deren Leichenbegängniß statt. Der Einzug in St. Petersburg erfolgte mit der größten Feierlichkeit. Der Kaiser und die Kaiserin empfingen sie am Thore und begleiteten sie zu Fuß bis in die Festungskirche, in der sich die Gruft der russischen Souveraine von Peter I. an befindet. Der Zug war über eine Stunde lang. Ihn zu beschreiben, würde mir unmöglich sein. In keinem andren Lande wird eine solche Ceremonie mit imposanterem Gepränge und feierlicherem Ernste begangen.

Das diplomatische Corps wurde dazu eingeladen und wir begaben uns demgemäß sämmtlich in die Kirche, um dem Hochamte und der Beisetzung beizuwohnen. Die Kirche ist klein und nicht älter als die Stadt. Die Stelle, auf der sie erbaut ist, liegt so niedrig und so nahe am Wasser, daß sie der größten Gefahr, zerstört zu werden, ausgesetzt scheint. Die an einer Stätte so neuen Ursprungs ruhenden irdischen Ueberreste der Beherrscher dieses großen Reichs geben Zeugniß von dem geringen politischen Alter dieses Volks. Daraus entspringt gewissermaßen eine Beeinträchtigung des Ansehens dieses großen Landes. Um wie viel mehr wäre Moskau vorzuziehen, um die Reste der Czaren aufzunehmen, diese alte und wirkliche Hauptstadt, deren Einfluß sich auf Asien und auf Europa

fühlbar macht, mit ihrem uralten Kreml und dessen Kirche, der ältesten dieser alten Residenz!

Wenn der Kaiser am Tage seiner Krönung, nach herkömmlichem Gebrauch, in der Kirche seiner Ahnen, deren Särge darin aufbewahrt sind, ein Gebet verrichtet, wird man unwillkürlich von einem Gefühl frommer Andacht und heiliger Ehrfurcht ergriffen. Diese Ceremonie spricht sowohl zum Herzen wie zum Geiste.

Nach dem Leichenbegängniß der Kaiserin Elisabeth schickte sich Alles zur Abreise nach Moskau an. Der Kaiser brach unmittelbar auf, nachdem das Schlußerkenntniß in dem Verschwörungsprozesse erlassen war und er diejenigen Gnadenacte unterzeichnet hatte, die sich mit der Gerechtigkeit und einer guten Politik vertrugen. Ich selbst verließ St. Petersburg am Vorabende des Tages, an welchem die zum Galgen verurtheilten fünf Individuen hingerichtet werden sollten. Ich nahm meinen Weg durch die am Wolchow gelegenen Militärcolonien, zu deren Besuch mir der Kaiser Erlaubniß gegeben hatte und über die ich einige Worte sagen will.

Der Kaiser Alexander hatte mit Verwunderung die mannichfachen Vortheile gesehen, welche der Kaiser von Oesterreich aus den an der türkischen Grenze seiner Staaten errichteten Grenzregimentern zieht. Der Zweck dieser Einrichtung besteht, abgesehen von der Bewachung der Grenze, darin, mit geringen Kosten eine große Anzahl Soldaten in Friedenszeiten zu unterhalten und für den Krieg auszubilden, aus einer ziemlich schwachen Bevölkerung verhältnißmäßig viel Soldaten zu ziehen, jedoch unter der Bedingung, daß sie für gewöhnlich im Kreise ihrer Familien leben und ihrem Lebenserwerb nachgehen dürfen, so lange der Krieg sie nicht anderswohin ruft. In den Civilprovinzen Oesterreichs kommt ein Infanterieregiment auf viermalhunderttausend Seelen, in den Militärprovinzen aber auf

funfzig- bis sechzigtausend. Letztere geben also achtmal so viel Soldaten als erstere. Der Erfolg dieser Einrichtung in Oesterreich, im Interesse des Souverains wie im Interesse der Bevölkerung, ihres Wohlstandes und der Fortschritte der Civilisation, rechtfertigt das angenommene System und beweist wie gut und heilsam dasselbe ist.

Die russischen Faiseurs aber kamen auf den Einfall, Regimenter zu colonisiren, ohne sie unter eine Bevölkerung zu stellen, die ihrer Stärke nach den Bedürfnissen des Unterhalts der Soldaten entsprach. Man nahm unerhörterweise als Basis für ein Regiment eine Bevölkerung von drei- bis fünftausend Seelen, welche gewaltsam diesem Regime unterworfen wurde, und diese Bevölkerung, die sich noch obendrein sehr schlecht für das Handwerk eignete, zu dessen Ausübung man sie zwingen wollte, bestand großentheils aus Schiffern des Wolchow, die sich bei ihrem Erwerbszweige sehr wohl befanden. Es war sonach Alles ungünstig, die natürlichen Verhältnisse, wie die Zahl der Bevölkerung.

Man hatte also die Sache umgedreht, und anstatt aus Bauern Soldaten zu machen, machte man aus Soldaten Bauern. Sobald man ein Regiment in einen District legte, schenkte man ihm gewissermaßen die Bevölkerung desselben. Die Töchter wurden die Frauen der Soldaten, der Soldat wurde das Familienoberhaupt und führte das Commando im Hause. Schwiegervater, Schwiegermutter und Schwägerin, Alles war ihm unterthan. Man baute Dörfer in der Form von Barackenlagern und gab den Familien Land, das sie urbar machen mußten. Schöne Gebäude für die Offiziere, für den Hospitaldienst und für die Exercitien in bedecktem Raume wurden mit großen Kosten und in der zweckmäßigsten Weise aufgeführt; im Grunde aber war das Ganze nur eine Art von Kasernirung. Dieses

Isolirungssystem konnte sich nicht durch sich selbst erhalten. Da die Regimenter nicht durch die Bevölkerung des betreffenden Districts gebildet und unterhalten wurden, konnten sie nur durch Rekruten vollzählig erhalten werden, welche die anderen Provinzen des Reichs liefern mußten. Die eingereihten Soldaten, welche außer ihren militärischen Dienstverrichtungen den größten Theil ihrer Zeit auf die Cultivirung des Bodens verwenden mußten, bildeten so militärisch organisirte Landbau-Colonien, aber keine Militär-Colonien; es waren Corps von aus der Armee rekrutirten Landarbeitern, nicht aber von aus Landarbeitern gebildeten Soldaten. Jedes dritte Bataillon war an die Scholle gefesselt und verließ nie seinen Standort, und doch waren die Mannschaften, aus denen es bestand, ganz denselben militärischen Uebungen unterworfen, was geradezu widersinnig war. Es ist ein großer Unterschied, unter militärischer Autorität zu stehen, wie in Oesterreich, den Namen Soldat zu führen, um mehr oder weniger den Geist eines solchen anzunehmen, oder genöthigt zu sein, außer den Beschäftigungen als Landbauer und Colonist auch noch die Pflichten des Militärdienstes zu erfüllen. Die Anwendung der Prinzipien und das System waren daher eben so falsch als die Basis, von der man ausgegangen war. Deshalb hat man denn auch diese ganze Einrichtung wieder fallen lassen, und wenn sie nicht durch einen Ukas aufgehoben worden ist, so hat dies seinen Grund lediglich in der Achtung, die man dem Andenken des Kaisers Alexander zollt. Die aufgeführten großen Gebäude werden jetzt nur noch dazu benutzt, Truppen der Garde oder der Armee in denselben einzuquartieren.

Die aus Cavalerie bestehenden Militärcolonien in der Ukraine sind etwas ganz Andres. Nach vernünftigen Grundlagen eingerichtet und von einem einsichtsvollen, thätigen Manne, dem General de Witt gelei-

tet, der sich ganz vorzüglich für einen solchen Posten eignet, sind sie von dem vollständigsten Erfolge gekrönt worden. Ich werde später Gelegenheit haben, etwas näher auf diesen Gegenstand einzugehen.

Von den Militärcolonien begab ich mich nach Nowogorod, das im Mittelalter eine reiche und blühende Stadt war, gegenwärtig aber den ärmlichsten Anblick darbietet. Die große Umfassungsmauer, welche früher kaum weit genug war, ist noch vorhanden; der größte Theil des Flächenraumes aber, den sie umschließt, ist jetzt eine Wüste und selbst der bewohnte Theil zeigt nur einige elende Hütten.

Ueberhaupt hatten die russischen Provinzialstädte, die ich damals besuchte, nichts Anziehendes für mich. Ein Volk bedarf einer langen Reihe von Jahren, um sich staatlich zu constituiren und zu bereichern. Ein allgemeiner Wohlstand, eine große Sicherheit und das Bewußtsein eines wirksamen Schutzes von Seiten der Staatsgewalt können allein es zur Verschönerung seiner Wohnungen anregen. Nowogorod ist in früheren Zeiten durch Revolutionen zerstört worden, und kein Umstand hat bis jetzt den Wiederaufbau der Stadt begünstigt.

Es ist eine eigenthümliche und bemerkenswerthe Erscheinung, daß der politische Gang der Gesellschaft in Rußland ein ganz entgegengesetzter gewesen ist, wie in dem übrigen Europa. Während der Westen unter dem härtesten Feudalismus seufzte, war der Norden frei. Die Umstände, welche bei uns das Feudalwesen gegründet haben, machen dasselbe erklärlich: eine Folge der Eroberung, wurde es die Basis der socialen Ordnung. Im Norden, der Wiege der Eroberung, hatte sich die Freiheit erhalten; aber nach und nach änderte sich im Westen, und namentlich in Frankreich und England, die Ordnung der Dinge. Die Bildung der Gemeinden mit ihren Gerechtsamen, die Allianz der

Souveraine mit den Völkern, modificirte und verminderte die Zahl und Rechte der Grundherren, und während der progressive Gang der Zeiten diese Völker beschützte, fesselte ein vereinzelter Act die russischen Bauern an die Scholle. Unter der Herrschaft des Usurpators Boris Gudunow, der sich 1598 des Thrones der Czaren bemächtigte und nur fünf Jahre regierte, veränderte ein Ukas das Schicksal der ganzen Bevölkerung. Auf Vorstellung der Grundherren wurde, um zu verhindern, daß die Bauern aus ihren Dörfern fortzogen und den Grund und Boden unbebaut ließen, verordnet, daß die Bauern sich in Zukunft nicht mehr entfernen dürften, sondern dem Boden angehörten, auf dem sie geboren waren. So wurde der Grundherr, der Eigenthümer ihres heimathlichen Bodens, auch Eigenthümer ihrer Person. Dieser ohne Widerspruch aufgenommene Ukas wurde die Grundlage der socialen Ordnung in Rußland und ist es noch heute.

Von Nowogorod setzte ich meine Reise nach Moskau fort, das ich in vier Tagen erreichte. Der Uebergang über das Waldaigebirge bringt einige Abwechselung in die Einförmigkeit der Reise. Dieses Gebirge, welches die Wasserscheide der Flüsse bildet, die sich in die Ostsee und in das Caspische Meer ergießen, erhebt sich nur etwa zwei- bis dreimal so hoch über die Meeresfläche als der Montmartre. Am Fuße des südlichen Abhanges befinden sich schöne und große Seen, deren Schifffahrt mit der der Flüsse und Kanäle des Reichs in Verbindung steht.

Die Gegend, durch die ich kam, war oft sumpfig, theilweis aber auch reich und wohl angebaut. Besonders zeichnet sich die Ebene von Torshok aus. Man baut jetzt eine große Chaussee von Petersburg nach Moskau, was eigentlich Luxus ist, da die großen Waarentransporte auf den Kanälen und Flüssen, oder im Winter auf Schlitten befördert werden. Die Straße

wird daher nur für Reisende sein. Uebrigens rechtfertigt der lebhafte Verkehr zwischen beiden Hauptstädten den Bau derselben hinreichend. Sie schien mir jedoch für einen so beschränkten Zweck zu breit; aber es wird nun einmal in Rußland Alles in gigantischen Dimensionen projectirt und ausgeführt. Der ungeheure Umfang des Reichs hat ohne Zweifel die Leute an Zahlen und Verhältnisse von ungewöhnlicher Größe gewöhnt. Diese schöne Straße, welche damals zum dritten Theile fertig war, ist jetzt vollendet; damals mußte man noch 240 Werst auf sogenannten Knüppeldämmen zurücklegen, eine abscheuliche Art Wege, auf denen die Fuhrwerke unter fortwährenden unerträglichen Stößen dahin rumpeln.

Diese Art Straßenbau verschlingt eine Menge Holz, denn die hierzu verwendeten Stämme halten kaum vier Jahre. Man vermindert die Holprigkeit durch Behauen der Stämme; allein dies erhöht wieder die Kosten bedeutend, theils weil auf diese Weise viel Holz verloren geht, theils wegen der vermehrten Handarbeit.

Ich machte in Twer Halt, einer der wichtigsten Städte Rußlands. Sie ist groß, aber schwach bevölkert und gewährt daher einen öden und traurigen Anblick. Sie liegt an der Wolga, welcher Fluß fast ganz Rußland durchströmt und ihm Ueberfluß und Reichthum zuführt. Dieser Strom ist die große Lebensader des ungeheuren Körpers.

Am 29. Juli kam ich in Moskau an, einer Stadt, die mit keiner andern Aehnlichkeit hat, und deren Anblick Jedermann in Erstaunen setzen muß. Ihre ungeheure Größe, der Character ihrer Gebäude, die tausend oder elfhundert vergoldeten oder bunt bemalten Kuppeln, welche in die Lüfte emporragen, die cultivirten Bodenflächen, welche die verschiedenen Viertel trennen und jedes derselben zu einer abgesonderten Stadt machen, drei mit Bäumen bepflanzte concentrische Bou-

levards, welche die herrlichsten Promenaden der Welt bilden, endlich der Kreml mit seinen Thürmen, Zinnen und mittelalterlichen Befestigungen bilden ein Ganzes, von dem man sich unmöglich eine Vorstellung machen kann. Man könnte die Stadt ein Agregat von Städten nennen, und sie ist gleichsam ein Sinnbild des Landes selbst, das ein Agregat von Reichen ist.

Der Kreml hat eine etwas erhöhte Lage. Alles daran zeigt ein mittelalterliches Gepräge. Früher ein Fort und Residenz der Großfürsten von Moskau, enthält er noch jetzt den Palast, den der Kaiser bei seiner Anwesenheit bewohnt. Obwohl er keinen sehr großen Flächenraum bedeckt, umschließt er doch acht Kirchen, das Palais und einen genügenden Platz zu den täglichen Paraden. Bei diesen Kirchen hat man verschiedene orientalische und chinesische Baustyle angewendet. Eine derselben enthält die Gräber der Czaren, mit denen sie ganz angefüllt ist.

Diese ungeheure Stadt macht einen gewaltigen Eindruck auf jeden Beschauer, um wieviel mehr aber noch auf einen Franzosen. Mußte ihr Anblick mich nicht daran erinnern, daß sie in unsrer Gewalt gewesen war, daß die Macht unserer Waffen sich bis ins Herz des russischen Reiches, bis an das äußerste Ende Europa's, bis an die Grenzen Asiens erstreckt hatte, und dies war noch nicht fünfzehn Jahre her! Damals beugte sich Alles vor uns, Nichts vermochte uns zu widerstehen. Aber dieser kurze Triumph wurde um den Preis von viermalhunderttausend Menschen, die in den Einöden des Landes ihren Tod fanden, um den Preis der Invasion Frankreichs und des Einzugs der Armeen von ganz Europa in Paris erkauft. Unsre vergangene Größe und der furchtbare Sturz, der auf sie folgte, traten mir in dieser Stadt, die so reich an noch frischen Erinnerungen ist, ganz besonders lebhaft vor die Seele. Ein großartiges Beispiel von

der menschlichen Schwäche und vom göttlichen Strafgericht! Der Mißbrauch der Gewalt ruft einen gerechtfertigten Widerstand hervor, der Widerstand führt zum Siege und bald darauf zur Rache. Die Asche Moskau's wurde gleichsam das Element der Wiedergeburt der russischen Monarchie. Wir waren dazu bestimmt, alle Phasen des Glücks zu durchlaufen, um schließlich das größte Unglück über uns hereinbrechen zu sehen. Die Leiden, die wir erduldet hatten, waren durch den Besitz einer milden und väterlichen Regierung, durch den Genuß einer wahren Freiheit, durch einen Zustand der Ruhe und des beispiellosen Gedeihens compensirt worden. Aber diese Güter, deren Werth man nach Verlauf von sechzehn Jahren nicht mehr zu schätzen verstand, wurden uns wieder entrissen und machten dem Chaos Platz, und während die Hauptacteurs der vergangenen großen Scenen von der Erde verschwanden, war Moskau, der Schauplatz so vielen Elendes und so großer Calamitäten, schöner und imposanter als je wieder aufgebaut und der friedliche und glänzende Aufenthalt eines in moralischer, wie in physischer Hinsicht von Jugend und Schönheit strahlenden Kaisers geworden.

Die Kaiserin Mutter war seit dem Tode der Kaiserin Elisabeth in Moskau geblieben. Unmittelbar nach meiner Ankunft wurde ich mit meinem ganzen Gesandtschaftspersonal dieser Fürstin vorgestellt. Ich war erstaunt über ihr imponirendes, oder theatralisches Aeußere. Es lag etwas Majestätisches in ihrem Wesen, eine Miene ernster Würde. Sie bemüht sich augenscheinlich, durch ihre Reden und durch einige markirende Worte Effect zu machen. Ihr höchster Stolz ist, daß sie Nikolaus erzogen hat, eine Aufgabe, deren geschickte Lösung ihrer hohen Intelligenz zur Ehre gereicht. Ihr regsamer Geist machte sie ehrgeizig und lüstern nach Macht. Um ihren Geisteskräften einige

Nahrung zu bieten, übernahm sie die Oberleitung und Beaufsichtigung verschiedener Erziehungs-, Wohlthätigkeits- und gewerblicher Anstalten. In dem Augenblicke wo ihr jugendlicher Sohn den Thron bestieg, glaubte sie sich dazu bestimmt, in seinem Namen zu regieren; er aber wußte sich bei aller religiösen Ehrerbietung, die er ihr zollte, sehr bald von einer Abhängigkeit zu befreien, die sowohl sein Recht wie auch seine Pflicht ihm zu ertragen verboten.

Das zärtlichste Liebesband hat nie aufgehört, die Glieder der kaiserlichen Familie zu umschlingen. Man schreibt dies ganz richtig der Autorität und dem constanten Einflusse der Kaiserin Mutter auf ihre Kinder zu. Man hat sie des Mangels an Aufrichtigkeit beschuldigt, ob mit Grund weiß ich nicht. Ihr unsteter Blick würde dieser Behauptung nicht widersprechen. Sie hat so zu sagen das Geschlecht der Romanow regenerirt. Ihr Gemahl, der Kaiser Paul, war furchtbar häßlich, und jetzt ist das russische Kaiserhaus eines der schönsten von ganz Europa. Dieser Vorzug, der bei uns im Occident gewöhnlich geringgeschätzt wird, ist sicherlich von großem Werthe, denn eine angenehme Persönlichkeit macht stets einen günstigeren Eindruck auf die Massen als eine häßliche. Auch in moralischer Hinsicht hat sie das Geschlecht wieder gehoben. Die Reinheit ihrer Sitten und die Regelmäßigkeit ihres Wandels haben gewissermaßen die Erinnerung an Katharina's Unordnungen verwischt.

Hierauf besuchte ich die Großfürstin Helene, eine liebenswürdige Prinzessin von großer Schönheit und hochgebildetem Geiste. Sie stammt, wie die Kaiserin Marie, deren Großnichte und zugleich Schwiegertochter sie ist, aus dem Hause Würtemberg und zeichnet sich eben so sehr durch ihre geistigen wie körperlichen Vorzüge aus.

Der Kaiser kam endlich in Moskau an und hielt

seinen Einzug daselbst. Das Gefolge und die Equipagen waren mittelmäßig. Die Russen fühlen das Bedürfniß, sich alt zu machen, und daher übertreiben sie die Benutzung von Dingen, welche bei uns längst auf die Seite gestellt sein würden. So werden zum Beispiel die häßlichen Wagen, die man vor sechzig Jahren hatte, vom Hofe für feierliche Gelegenheiten kostbar aufbewahrt. Man würde nöthigenfalls eher neue nach den alten Façons machen, als daß man sich eleganter und bequemer Equipagen bediente, wie man sie gegenwärtig baut. Der Kaiser, zu Pferde, umgeben von seinem Generalstabe, war durch seine Leutseligkeit und sein imposantes Aeußere der Glanzpunkt des Festes. Schöne Truppen in großer Anzahl bildeten vom Thore bis zum Kreml Spalier.

Wenige Tage nach seiner Ankunft gab der Kaiser ein Beispiel von seinem Character, seiner Willenskraft und seinem gesunden Urtheil. Seine Mutter, die seit zwei Monaten von ihm entfernt und den Staatsgeschäften fremd war, glaubte, daß bei Ankunft ihres Sohnes ihr Alles mitgetheilt und zur Entscheidung vorgelegt werden würde. Es kam jedoch anders; die Aufmerksamkeiten der kindlichen Liebe wurden mit keiner vertraulichen Mittheilung verbunden. Die Kaiserin fühlte sich dadurch verletzt und sie beschwerte sich darüber; ihr Sohn aber widerstand unter fortwährender Beobachtung der zärtlichsten Ehrerbietung ihrem Willen. Er sagte zu ihr: „Es wird meinem Herzen stets eine theure Pflicht sein, Ihnen jederzeit die aufmerksamste Fürsorge und Liebe zu bezeigen, es wird dies sogar eines meiner ersten Bedürfnisse sein. Ihre Wünsche zu unterstützen, Ihnen die Mittel zu gewähren, damit Sie Ihre Wohlthätigkeitsanstalten und Ihre Fabriken 2c. in einem gedeihlichen Zustande erhalten können, dies Alles ist mir heilig und der Schatz des Reichs wird Ihnen zu diesen Zwecken stets offen stehen; aber die

Staatsangelegenheiten sind meine Sache und Sie werden mir erlauben, daß ich sie allein besorge." Zwei Tage darauf fand zu Ehren der Kaiserin Mutter eine Revue über 60,000 Mann statt. Der Kaiser defilirte an der Spitze seiner Truppen und begrüßte seine Mutter. Niemals ist er von diesem Benehmen gegen sie abgewichen.

Auf diese Revue folgten mehrere andere, sowie auch verschiedene Manöver. Das bei Moskau errichtete Lager bestand aus acht Bataillonen Garde, dem Grenadiercorps von vierundzwanzig Bataillonen, und dem achtzehn Bataillone starken fünften Corps. Außerdem waren dreiunddreißig Schwadronen Cavalerie, wovon siebzehn der Garde angehörten, und hundertachtundsechzig bespannte Geschütze anwesend. Sämmtliche Corps waren ganz vollzählig und repräsentirten einen Effectivbestand von 53,700 Mann. Ich habe in meinem Leben nichts Schöneres gesehen. Die Linientruppen konnten ohne Nachtheil den Vergleich mit der Garde aushalten, ja in mancher Beziehung schienen sie mir den Vorzug vor derselben zu verdienen. Sie waren besser eingeübt und hatten unverkennbar tüchtigere Offiziere. Sie waren jung, wie die der Garde, verstanden aber ihren Beruf besser als letztere. In der Garde waren damals die Soldaten mehr werth als die Offiziere, die sich weit angelegentlicher damit beschäftigten, den Frauen zu gefallen und angenehme Gesellschafter zu sein, als die Functionen ihrer Grade zu versehen. Der Kaiser Nikolaus, der für alles Nützliche so sehr besorgt ist, wird, davon bin ich überzeugt, diesen Zustand der Dinge gewiß abgeändert haben. Wenn erst die Offiziere der Garde ihre Stellungen so ausfüllen werden, wie die Soldaten und Unteroffiziere die ihrigen, dann wird dieses Corps absolut nichts mehr zu wünschen übrig lassen.

Die Neigung des Kaisers und die russischen Sitten

überhaupt machen militärische Uebungen zum Gegenstand der täglichen Unterhaltung. Bald war es die ganze Cavalerie, welche allein in den großen Ebenen um Moskau manövrirte, bald waren es zwanzig bis dreißig Bataillone Infanterie, ein andermal wieder die gesammte Artillerie. Mehrmals wurden Scheingefechte ausgeführt, die einmal zwei Tage hintereinander dauerten.

Der Kaiser commandirte stets selbst. Ich konnte nicht müde werden, seine Sicherheit, seine Ruhe und seinen Scharfblick zu bewundern, während er doch bisher nur eine Brigade commandirt hatte. Er ist mit einem ganz besonderen Talent zur Leitung der Truppen geboren; nur legt er vielleicht auf Nebendinge mehr Gewicht, als ein commandirender General, und namentlich ein Souverain dies thun sollte. Seine Charakterstärke und sein persönlicher Muth waren bereits erprobt. Die Liebe zum Ruhme konnte in einer Seele wie die seinige ist, nicht in Zweifel gezogen werden. Die Vortrefflichkeit und numerische Stärke seiner Armee gaben ihm die Mittel in die Hand, sich allen Regungen des Ehrgeizes hinzugeben. Alles ließ daher vermuthen, daß er kriegslustig und gierig nach militärischem Ruhm sein werde. Doch eine wahre und große Philantropie scheint diesen Eigenschaften das Gegengewicht zu halten und den kriegerischen Instinct, ohne den man nichts Großes vollbringt, zu neutralisiren. Diese Modification seines Characters ist unzweifelhaft eine große Wohlthat der Vorsehung, um den Weltfrieden zu sichern, denn Niemand hätte denselben mehr stören können als er. Ohne Zweifel wird auch für seine Völker viel Gutes daraus hervorgehen. Ganz seinen Pflichten eines Landesvaters hingegeben, erleuchtet durch den Geist der Gerechtigkeit und unterstützt durch einen unermüdlichen Eifer und durch jugendliche Kraftfülle, wird er sein Volk regieren und eine bessere

Ordnung der Dinge herstellen, als er sie vorgefunden. Dann wird er die Aufgabe erfüllt haben, deren glückliche Durchführung für Rußland von höchster Wichtigkeit ist. Die Elemente, aus denen das Land besteht, und seine natürliche Beschaffenheit sind eine hinreichende Garantie für die Macht, welche die Vorsehung ihm vorbehalten hat.

Bei Gelegenheit der militärischen Uebungen habe ich vielfach mit den russischen Generalen verkehrt und sie oft bei mir gesehen. Es entspann sich sehr bald eine große Cordialität zwischen uns, welche durch die Erinnerungen vom Schlachtfelde noch mehr befestigt wurde. Das Waffenhandwerk führt eine gewisse Brüderlichkeit mit sich, welche ein herzliches Verhältniß zwischen den Kriegsleuten aller Länder erzeugt, ganz besonders zwischen solchen, die einander feindlich gegenübergestanden haben: eine edle Regung des menschlichen Herzens, die ihren Ursprung in der Achtung hat, welche die Pflichterfüllung in den eigenen wie in den Augen Anderer mit sich bringt, denn die besten Richter hierin sind Diejenigen, welche selbst darunter zu leiden gehabt haben. Einem General, der sich leicht hat schlagen lassen, wird ein trauriger Empfang zu Theil, und er selbst erinnert sich einer solchen schmachvollen Epoche seiner Laufbahn nur mit Beschämung. Ganz andere Gefühle empfindet man für den, von dem man entweder geschlagen wurde oder der sich nur nach einem langen und energischen Widerstande schlagen ließ. Es liegt in der Natur des Menschen, Alles was den Stempel der Kraft trägt, zu achten. Man fürchtet Den, der Einem droht, man liebt Den, der Einem beschützt, und die Idee der Kraft hat stets etwas Imposantes. Nichts aber constatirt und verschönert sie mehr als der Muth im Unglück und Mißgeschick. Wenn ich diese Betrachtungen auf mich beziehe, so kann ich sagen, daß ich 1813 und 1814 die Russen und Preußen fast

beständig geschlagen habe, und wo ich sie nicht schlug, mußten sie wenigstens ihren Sieg theuer bezahlen. Diesen Erinnerungen schreibe ich den persönlich so günstigen und wohlwollenden Empfang zu, der mir in Rußland zu Theil wurde.

Von dem russischen Generalstabe muß ich mit großer Zurückhaltung sprechen. Viele Stabsoffiziere waren weder in St. Petersburg noch in Moskau, und die abwesenden konnten gerade die ausgezeichnetsten sein. Nachdem ich jedoch den Grafen Michael Woronzow genannt, meine hohe Achtung vor seinem Character und seinen Fähigkeiten ausgesprochen und mein Erstaunen darüber ausgedrückt habe, daß ein so ausgezeichneter Mann so wenig verwendet wird, kann ich nicht anders sagen, als daß die Generale, die ich kennen gelernt, im Durchschnitt mir ziemlich mittelmäßig erschienen sind. Ich spreche hier nicht von der eigentlichen Instruction im engeren Sinne, sondern von jener allgemeinen Physiognomie, an der wir Militärs sofort einen guten Offizier erkennen. Indessen habe ich einen General Wasiltschikoff kennen gelernt, der ganz das Aussehen eines vorzüglichen Militärs hat; ferner einen General Benkendorf, der eine Division Gardeküraßiere befehligte, und endlich einen General Tolstoi, einen Mann von treffendem Urtheil und großer Erfahrung. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß noch eine Menge anderer Generale den genannten gleichstehen.

In großen Heeren und nach langen Kriegen bilden sich nothwendig viele Generale, welche fähig sind, acht- bis zehntausend Mann gut zu führen und zu befehligen, denn dazu bedarf es nur Dreierlei: Muth, gesunden Verstand und Erfahrung; um aber ein höheres Commando zu bekleiden, sind noch ganz andere Eigenschaften nöthig. Daher sind denn auch die Leute,

die solche Posten gut ausfüllen, in allen Ländern und zu allen Zeiten selten.

Ich muß hier noch den General Diebitsch erwähnen, dessen kurze Carrière durch glänzende Siege, aber auch durch Niederlagen bezeichnet worden ist, welche die letzten Augenblicke seiner Laufbahn verbitterten. Der General Diebitsch war ein ausgezeichneter, hochgebildeter Mann, der sehr gesunde und richtige Ansichten vom Kriege hatte. Ich habe mich oft und lange mit ihm unterhalten und ihn von den einfachen Prinzipien durchdrungen gefunden, die ich in einer längeren Erfahrung als die seinige als die wesentlichen Erfordernisse unsres Berufs erkannt habe. Seine Thatkraft war außerordentlich, seine Bravour glänzend, seine Willensstärke bewundernswerth. Er besaß demnach alle nöthigen Eigenschaften eines Befehlshabers. Der ungeschickte Feldzug von 1828 gegen die Türkei ist nicht sein Werk, wohl aber der von 1829, und dieser macht ihm alle Ehre. Was seinen polnischen Feldzug betrifft, so hing der erste Theil desselben, obgleich unglücklich, von Umständen ab, welche außerhalb der Berechnungen lagen, die das leitende Prinzip dabei sein mußten. Es wäre ungerecht, wollte man ihm die Verantwortlichkeit für den ungünstigen Ausgang aufbürden, denn er war der Spielball der Launen des Glücks, denen alle Ereignisse des Kriegs mehr oder weniger unterworfen sind. Nur die zweite Hälfte dieses Feldzugs kann Gegenstand eines verdienten Tadels sein. Der General Diebitsch überließ sich einer strafbaren Sorglosigkeit. Er besaß das unbedingte Vertrauen des Kaisers Nikolaus, und mir schien er desselben würdig. Von allen russischen Generalen, die ich kennen gelernt habe, kann ihm keiner verglichen werden, mit Ausnahme des Grafen Woronzow und des Grafen Paskiewitsch. Nikolaus hätte keine

bessere Wahl treffen können. Ueberdies aber war diese Wahl schon vorher durch Alexander getroffen worden.

In Bezug auf die Feldmanöver in der Umgegend von Moskau muß ich einen Vorgang erzählen, der den russischen Character kennzeichnet. Das Wort unmöglich verstehen die Russen nicht; man kann sogar behaupten, daß es in ihrem Wörterbuche gar nicht existirt. In Folge dessen wird ein Befehl von den Untergebenen niemals commentirt; man denkt nur an die Vollziehung desselben. Allerdings bietet man, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, nöthigenfalls die kolossalsten Mittel auf. Der Kaiser hatte, als er den Plan einer Operation festsetzte, angeordnet, daß eines der Corps sich auf einem bestimmten Punkte sammeln sollte. Um auf diesen Punkt zu gelangen, mußte man durch ein etwa hundert Toisen langes sumpfiges Thal und über einen Bach. Es wurden sofort eine Masse Arbeiter angestellt, die sich aller zwei Stunden ablösten, und so arbeitete man die ganze Nacht durch. Am folgenden Morgen waren der Damm und die Brücke fertig. In Frankreich würde eine solche Arbeit vierzehn Tage gedauert haben. Ich war ganz erstaunt über das Resultat und habe diesen Vorgang nie vergessen. Der russische Wille ist etwas Exceptionelles, und man kann ihn nicht genug bewundern.

Die Zeit verstrich, der zur Krönung und Huldigung bestimmte Tag rückte heran. Am Sonntag, den 27. August sollte die Feierlichkeit stattfinden. Wegen eingetretener hindernder Umstände wurde sie auf den nächstfolgenden Sonntag verschoben. Inzwischen trat ein unvorhergesehenes Ereigniß von großer Wichtigkeit ein: der Großfürst Constantin kam ganz unerwartet an. Um alle Consequenzen dieses Ereignisses begreiflich zu machen, muß ich etwas weiter ausholen.

Man erinnert sich der näheren Umstände der Empörung, welche im Augenblicke der Thronbesteigung

des Kaisers Nikolaus ausbrach. Constantin hatte sich loyal gegen seinen Bruder benommen und eine Krone ausgeschlagen, die ihm verliehen war, auf die er aber schon in früheren Zeiten verzichtet hatte. Als er diesen lobenswerthen Act ausführte, fand in seinem Innern ein Kampf statt und er bedauerte im Geheimen, ein solches Erbtheil verlieren zu müssen. Diese Gefühle zeigten sich bei tausend verschiedenen Gelegenheiten und am deutlichsten in seinen Briefen an Nikolaus. Nikolaus hatte Constantin in St. Petersburg zu sehen gewünscht. Die Anwesenheit seines Bruders schien ihm nöthig als eine feierliche Bestätigung seines Verfahrens und als eine nochmalige Anerkennung seiner Rechte; Constantin aber war der Einladung unter verschiedenen Vorwänden immer ausgewichen. Er fürchte, schrieb er, durch sein Erscheinen Anlaß zu Ruhestörungen zu geben. Gewöhnlich schloß er seine Antworten mit der Phrase: „Indessen, wenn Ew. Majestät es mir befiehlt, werde ich zu Ihnen kommen", aber der ganze Ton, in welchem er schrieb, war so gut wie eine förmliche Weigerung.

Nikolaus hatte nunmehr die Hoffnung aufgegeben, seinen Bruder sich seinen Wünschen fügen zu sehen, und er hatte sich darein ergeben. Nach seinem Benehmen gegen ihn beim Tode Alexander's und nach der Achtung, die er ihm seitdem bezeigt, hatte er sich nichts vorzuwerfen, und er sagte daher wahrscheinlich zu sich selbst: „Mein Bruder hat die Krone nicht gewollt, aber Einer muß regieren, und so habe ich wider meinen Willen die Last auf mich genommen; aber ich werde sie zu tragen und mich über die Launen Anderer zu erheben wissen."

So standen die Sachen, als die Ueberlegung und vielleicht noch mehr die vernünftigen Vorstellungen der

Fürstin von Lowicz*) Constantin zu Verstande brachten. Er überlegte ohne Zweifel, daß die Nachsicht seines Bruders ihre Grenzen haben, daß dieser, nachdem er eine Laune respectirt, als Gebieter sprechen könnte und daß dann seine Stellung unerträglich werden mußte. Nikolaus' besonnenes und einsichtsvolles Verfahren sicherte seiner Macht einen dauernden Bestand, sie befestigte sich mit jedem Tage mehr. Constantin beschloß daher, durch einen unverhofften Schritt sein früheres Unrecht wieder gut zu machen und sich die Gunst seines Bruders von neuem zu erwerben. Er brach, ohne sich angemeldet zu haben, nach Moskau auf, reiste sehr schnell, verbot auf's Strengste, einen Courier vorauszuschicken, und erschien plötzlich, wie eine Bombe, im Kreml und im kaiserlichen Palaste. Nikolaus arbeitete eben mit dem Fürsten Galiczin, Gouverneur von Moskau, als man ihm den Großfürsten meldete. Der Kaiser antwortete zuerst, er wollte ihn empfangen, sobald er mit der begonnenen Arbeit fertig sei, denn er glaubte, es sei der Großfürst Michael; als man ihm aber erwiderte, daß es Constantin sei, stand er mit dem Ausrufe: „Constantin?" hastig auf, eilte in's Nebenzimmer und fiel seinem Bruder um den Hals. In Zeit von einer Stunde war die ganze ungeheure Stadt Moskau und in zwei Stunden auch die Umgegend von dieser Ankunft unterrichtet, so wichtig war sie in den Augen Aller.

Constantin hatte durch seine Reise von Warschau nach Moskau eine Pflicht zu erfüllen geglaubt; da er sie aber nur mit Widerstreben erfüllte, so wollte er wenigstens die Consequenzen möglichst beschränken. Er hatte seine Anstalten so getroffen, daß er am Tage vor der Krönung eintraf, und den Tag nach derselben gedachte er wieder abzureisen. Zum Glück war die

*) Die morganatische Gemahlin des Großfürsten.

Feierlichkeit um acht Tage, auf den nächstfolgenden Sonntag verschoben worden. Sonach war Constantin gezwungen, eine ganze Woche in Moskau zuzubringen. Ein Zeichen des Zwanges, den er sich angethan, war seine finstere Miene und seine üble Laune. Man sah es ihm an, daß die heftigsten und widerstreitendsten Leidenschaften in seiner Brust tobten.

Nie machte ein derartiges Ereigniß einen lebhafteren und allgemeineren Eindruck. Das russische Volk ist von Natur treu. Die Frage der Rechte Nikolaus' war in den Augen der Massen nicht ganz klar, es bestand noch eine gewisse Besorgniß, einiges Mißtrauen in den Gemüthern. Die freiwillige Ankunft Constantin's und seine Anwesenheit bei der Krönung erklärten und bestätigten Alles; daher gab sich denn auch von Stund an die beste Meinung zu Gunsten des jungen Kaisers kund, und am folgenden Tage waren zwanzigtausend Menschen im Kreml versammelt, um die Parade anzusehen und sich mit eigenen Augen von der Wahrheit einer Thatsache zu überzeugen, die Jedermann mit Glück und Freude erfüllte.

Ich begab mich, wie gewöhnlich, zur Parade und sah den Großfürsten Constantin wieder, den ich 1814 und 1815 und bei mehreren späteren Anwesenheiten in Paris näher kennen gelernt hatte. Sein häßliches Gesicht war in Folge der in ihm gährenden bösen Gefühle wahrhaft abstoßend. Man sah es ihm an, mit welchem Widerstreben er sich entschlossen hatte, nach Moskau zu kommen, wo ihm der Aufenthalt unerträglich war. Nach der Parade machte ich ihm in seinen Gemächern meine Aufwartung. Es wurde mir nicht schwer, aus seinen Reden die Bestätigung meiner Vermuthung zu erkennen. Seine Worte hatten keinen rechten Zusammenhang. Er erzählte mir das Geschehene in verworrener Weise und sagte mir, daß ihn

der Zweifel an der Festigkeit seines Entschlusses gekränkt habe. Ueberdies, setzte er hinzu, passe er nicht zum Regieren und fühle sich ganz untauglich dazu. Er zog bei dieser Gelegenheit einen trivialen Vergleich zwischen sich und einem seiner Lakaien, der, nachdem er fünfzehn Jahre Kürassier gewesen war, sich geweigert hatte, Brigadier zu werden, weil er sich diesem Posten nicht gewachsen fühlte. Ich verließ ihn in sichtlichem Unmuth darüber daß er die Reise hatte antreten müssen, und tausend einander widerstreitenden Gefühlen zur Beute.

Der Kaiser hörte nicht auf, äußerst liebenswürdig gegen den Großfürsten Constantin zu sein. Er bezeigte ihm fortwährend die größte Achtung und Zuvorkommenheit; aber dieser finstre Character nahm Alles mit der gleichgültigsten Kälte hin. Es fanden ihm zu Ehren große Manöver statt; er tadelte Alles laut und mit hämischer Bitterkeit. Seine Sprache war so unschicklich, daß ich mich mehrmals von ihm entfernte, um ihn nicht zu hören, wie ich es denn überhaupt vermied, mich in seiner Nähe aufzuhalten. Endlich aber gelang es den zarten Aufmerksamkeiten des Kaisers doch, einigen Eindruck auf ihn zu machen. Die Befriedigung der Kaiserin Mutter, die ihm diese Reise, als ein Unterpfand der zukünftigen Eintracht unter den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, unendlich Dank wußte, die öffentliche Freude, die sich mit jedem Tage energischer äußerte, das allgemeine Gefühl, daß die Grundursache der Unruhen, von denen das Reich heimgesucht werden konnte, für immer beseitigt war, alles dies rührte ihn endlich. Er bereuete die Reise nicht mehr, er sah ein, daß sie nicht allein ihm, sondern auch dem ganzen Lande nützlich war. Er empfand die innere Zufriedenheit, die aus dem Bewußtsein einer guten Handlung entspringt, und von diesem Augenblicke an spiegelten sich seine freundlicheren Gefühle in seinen Zügen wieder. Sein Gesicht nahm einen außerordentlich freudigen

Ausdruck an; trotz seiner natürlichen Häßlichkeit war es jetzt fast schön zu nennen. Nie ist mir eine ähnliche Umwandlung vorgekommen. So kam der Sonntag, der 4. September, der Tag der Krönung heran. Constantin versah dabei die Functionen eines ersten Flügeladjutanten des Kaisers. Seine Freundlichkeit und Zufriedenheit fiel Jedermann auf, und der Anblick seiner Person in solcher Stimmung verlieh der Feierlichkeit einen ganz absonderlichen Character.

Die Kleinheit der Kirche, in welcher die Ceremonie stattfand, beschränkte die Zahl der dabei Anwesenden nothwendigerweise auf wenige Personen. Nur die höheren Autoritäten waren Zeugen derselben. Die Kirche war eigentlich nur eine Kapelle. Um die Feierlichkeit glänzender zu machen und auch das Volk daran theilnehmen zu lassen, waren durch ein unter freiem Himmel errichtetes großes Amphitheater, in welchem der Kaiser und seine Familie in Procession erschienen, drei Kirchen mit einander verbunden. Sechstausend Zuschauer fanden darin Platz. Die Details der Krönung und Huldigung sind denen in Rheims ähnlich, nur die Verschiedenheit der Lokalität macht einen Unterschied. Bemerkenswerth ist außerdem der Umstand, daß in Rußland die Krönung der Huldigung vorausgeht, während in Frankreich das Aufsetzen der Krone und die Inthronisation erst nachher stattfindet. Die Motive dieser Verschiedenheit sind leicht erklärlich.

Der moralische Theil der Ceremonie war etwas wahrhaft Erhebendes. Der Kaiser nahm, auf seinem Throne sitzend, die Huldigung sämmtlicher Mitglieder seines Hauses entgegen. Die Kaiserin Mutter kniete zuerst vor ihm nieder. Dann legte der Kaiser das Scepter und die Hand der Gerechtigkeit nieder, stieg rasch vom Throne herab und küßte seiner Mutter die Hand, worauf sie ihn in ihre Arme schloß. Constantin trat ebenfalls heran, um seinem Bruder die Hand

zu küssen. Dieser öffnete ihm die Arme und drückte ihn mit Innigkeit an's Herz. Später, in dem Augenblicke, wo der Kaiser vom Throne herabsteigt, um sich in das Sanctuarium zum Abendmahl zu begeben, übergiebt er dem diensthuenden Adjutanten einen entblößten Degen. Constantin, welcher die Function versah, nahm den Degen mit Grazie in Empfang. Nach den minutiösen Details der griechischen Ceremonien begab sich der Kaiser mit seinem Gefolge in das Amphitheater, und trat dann in die Kirche seiner Ahnen, wo er seine Andacht verrichtete. Als er sich so öffentlich zeigte, ward er mit den lebhaftesten Acclamationen, mit Aeußerungen der einmüthigsten und aufrichtigsten Freude begrüßt. Die Einigkeit der kaiserlichen Familie erhöhte das allgemeine Glück. Das Wetter war überdies prächtig. Nie konnte ein derartiges Fest einen glänzenderen und erhabeneren Anblick gewähren.

In den alten Gemächern des Kremls nahm die kaiserliche Familie öffentlich ein ceremoniöses Mahl ein. Eine glänzende Illumination, von der man sich schwer einen Begriff machen kann, beschloß diesen schönen Tag.

Der Kreml ist auf einer kleinen Anhöhe erbaut, welche auf der Flußseite steil abfällt. Den mittelalterlichen Befestigungen fehlt es nicht an Eleganz, und die alten Gebäude, die sie umschließen, dienen ihnen zur Zierde. Der sehr hohe Iwansthurm überragt Alles. Die Illuminationen ließen die Umrisse aller Gebäude genau erkennen und eine Feuermasse, die auf der Spitze des Iwansthurmes angebracht war, bildete eine würdige Krone dieses prächtigen Schauspiels und schien gewissermaßen auch den Himmel mit dem Schmucke der Erde zu bekleiden. Der Punkt, von dem sich die Illumination am schönsten ausnahm, war das Ufer der Moskwa, da wo der Fluß eine Biegung macht; hier konnte man zugleich auch die glänzende Erleuchtung

der Promenade unterhalb des Kreml sehen, an deren Endpunkte sich der große Exercirsaal befindet.

Nach der Krönung fanden die üblichen Feste statt und zwar in folgender Ordnung:

Das erste wurde im Kreml gegeben und zu diesem hatten nur die höchsten Klassen Zutritt. Diese sehr schöne und sehr zahlreiche Versammlung des ganzen Hofes war von nur kurzer Dauer, man hatte kaum Zeit sich zu orientiren. Die kaiserliche Familie zog sich schon nach einer Anwesenheit von nicht ganz einer Stunde wieder zurück.

Die zweite für die Bourgeoisie bestimmte Fête wurde im Schauspielhause gegeben. Die Frauen erschienen fast alle in der Tracht irgend einer russischen Provinz, und diese Trachten waren äußerst kostbar und elegant. Die Herren waren in Uniform ohne Degen, oder im Domino. Man kann sich nichts Schöneres denken, als diese unendliche Mannichfaltigkeit der reichen Costüme und den Glanz der Perlen und Diamanten, mit welchen die Damen geschmückt waren.

Auf der Bühne war eine Tafel für die kaiserliche Familie servirt. Nur die Gesandten mit ihren Gemahlinnen, die dames à portrait und der Marschall Sacken wurden hinzugezogen.

Das dritte Fest gab der Kaiser den Kaufleuten. Man wählte dazu den großen Exercirsaal. Es bestand aus einem splendiden Diner, zu welchem achthundert Offiziere eingeladen waren. In der Mitte des Saales waren drei Tafeln für das Banket aufgeschlagen und die beiden Enden waren als Gärten hergerichtet.

Die vierte Fête galt dem Adel. Sie fand in dem Gebäude des adeligen Clubs statt, einem der prächtigsten und zu solchen Zwecken passendsten Lokale, die mir je vorgekommen sind. Das Fest bestand aus einem brillanten Balle und einem Souper. Die Versammlung war sehr zahlreich und glänzend.

Das fünfte gab ich. Ich bewohnte den Palast Kurakin, einen der größten in Moskau und einer von denen, welche der Brand von 1812 verschont hat. So geräumig er war, erwies er sich doch als zu klein für die Zahl der Eingeladenen. Ich ließ daher einen zeltartig decorirten prächtigen Speisesaal erbauen, der mit Trophäen und anderen passenden Verzierungen ausgeschmückt wurde. Eine Cantate war eigens für dieses Fest geschrieben und componirt worden; der Kaiser ließ mich aber ersuchen, sie nicht aufführen zu lassen. Sämmtliche Damen erhielten Blumensträuße. Es herrschte überall eine vorzügliche Ordnung. Die Bedienung war den ganzen Abend eben so prompt und präcis wie in einer kleinen Gesellschaft.

Der Kaiser war sehr heiter und unterhielt sich über eine Stunde mit mir. Er blieb bis zwei Uhr auf dem Balle, was bei ihm noch nicht dagewesen war. Er überhäufte mich mit Freundlichkeiten. Beim Souper gewährten die Frauen, welche zuerst allein an die verschiedenen Tafeln geführt wurden, in Folge der Kostbarkeit ihrer Toiletten und der Pracht ihrer Juwelen einen wahrhaft blendenden Anblick. Siebzehnhundert Kerzen erleuchteten den Saal und erzeugten eine Helligkeit, die dem Tageslichte nahe kam. Ich verlor den Kaiser nicht aus den Augen, ohne ihn jedoch durch meine Anwesenheit zu belästigen; aber ich hielt mich stets in seiner Nähe, um seine geringsten Wünsche erfüllen zu können. Kurz, ich durfte mir schmeicheln, daß keines der gegebenen Feste beifälligere Aufnahme gefunden hatte.

Die letzten waren die des Herzogs von Devonshire, des außerordentlichen Gesandten Englands. Diese waren mittelmäßig und schlecht angeordnet, auch keineswegs zahlreich besucht. Hierauf kamen die Fêten der russischen Großen, wie die des Fürsten Jussupoff

und der Gräfin Orloff, bei denen die größte Pracht entfaltet wurde.

Den Beschluß endlich bildete ein großes Volksfest außerhalb der Stadt. Es waren eigens dazu große Gebäude errichtet worden. In der Mitte war ein schöner Pavillon für den Kaiser, seine Familie und den ganzen Hof erbaut; in einiger Entfernung von demselben erhoben sich rund herum Amphitheater, von denen einige mit Musikchören besetzt, andere mit Victualien gefüllt waren, welche dem Volk gratis verabreicht wurden. Außerdem war hier Alles vereinigt, was bei solchen Gelegenheiten die Menge ergötzen kann. Der Beschluß des Festes erinnerte an die noch etwas rohen Sitten der Russen. Es wurde Alles der Plünderung preisgegeben, Jeder nahm von den Ueberbleibseln aller Art mit, was ihm unter die Hände kam.

Bevor ich Moskau verließ, unternahm ich einige Ausflüge in die Umgegend, um die vornehmsten Schlösser und Landsitze der Nachbarschaft zu sehen. Sie sind nicht sehr zahlreich; man sollte erwarten, daß ihrer bei der großen Menge von Edelleuten, welche Moskau bewohnen und die meist enorm reich sind, viel mehr sein müßten. Das des Grafen Scheremetjef das in Staulies (?) in geringer Entfernung von der Stadt liegt, wo sonst prächtige Feste stattfanden, war in sehr verfallenem Zustande. Das Innere ist mit einer Masse der kostbarsten Kunstschätze angefüllt, aber das Haus droht den Einsturz, und doch hat der Graf Scheremetjef drei Millionen Revenuen. Während seiner Minderjährigkeit wurde sein Vermögen liquidirt und seine Schulden bezahlt. Wir haben kaum einen Begriff von den Vermögen dieser russischen Großen; die Zahlen haben fast etwas Erschreckendes, und doch verschwinden diese ungeheuren Summen oft spurlos und Schulden und Verlegenheiten treten an deren Stelle.

Das nach meinem Geschmack schönste Landhaus in der Umgegend Moskau's gehört dem Fürsten Galiczin. Es liegt in Kolomenskoe an einem Nebenflusse der Moskwa. Es ist ein köstlicher Wohnsitz; Alles darin ist mit der größten Sorgfalt eingerichtet und unterhalten. Dieser Landsitz würde selbst in der Umgegend von Paris oder London einen Ruf haben. Die Umgebung von Moskau ist hügelig und das mit Wäldern und Feldern in mannichfaltiger Abwechselung bedeckte Plateau von Bächen durchschnitten, und dennoch gewährt es einen traurigen und monotonen Anblick. Es fehlt eine genügende Bevölkerung, um Leben hinein zu bringen.

Der Augenblick der Abreise rückte heran. Der Kaiser verlieh mir als Zeichen seiner Zufriedenheit und Achtung den St. Andreas-Orden. Mit dem Besitze dieses Ordens, des ältesten und angesehensten in Rußland, ist zugleich der des Alexander- und des Annen-Ordens verbunden. Die russischen Herrscher haben ihm einen hohen Werth erhalten durch die Zurückhaltung, mit der sie ihn verleihen. Zu der Zeit, als ich ihn erhielt, gab es nicht mehr als fünfunddreißig Ritter desselben, die Ausländer mit inbegriffen.

Außerdem machte mir der Kaiser einige Gegenstände von Malachit und einen Zobelpelz zum Geschenk.

Nachdem mich der Kaiser verschiedene Male als Gesandten zur Tafel geladen hatte, wünschte er, mich auch privatim bei sich zu sehen. Ich speiste zu fünft bei ihm mit der Kaiserin, dem Prinzen Karl von Preußen, seinem Schwager, und dem Prinzen Philipp von Hessen, seinem Vetter. Die Einfachheit, Artigkeit und der feine Takt, welche in diesem Familienkreise herrschen, lassen sich nicht beschreiben. Als ich eintrat, sagte der Kaiser lachend zu mir: „Ich habe Sie einmal zu Tisch „ohne Umstände" eingeladen; Sie speisen heute bei Frau von Nikolaus." Er zeigte sich als einen gegen

seine Gäste liebenswürdigen und zuvorkommenden Wirth voll Aufmerksamkeit und geselliger Heiterkeit. Der Großfürst Thronfolger kam während der Mahlzeit, um seine Eltern zu besuchen. Nach aufgehobener Tafel entfernte er sich; kurz darauf erschien er wieder in seiner Soldatenuniform und mit dem Gewehr, um vor uns zu exerciren.

Den Schluß aller Festlichkeiten sollte ein von der Artillerie der Garde bereitetes Feuerwerk bilden. Dieses Schauspiel war ohne Widerrede das prachtvollste, das ich je gesehen habe. Ich will ein paar Worte darüber sagen. Zuvörderst sah man, wie überall, eine Menge kleinerer und größerer Piecen, wie z. B. einen Tempel ꝛc., alles von vorzüglich schönem buntfarbigem Feuerwerk ausgeführt. Dann aber sah man einen kolossalen Circus mit offenen Portiken erscheinen, in welchem drei mit Feuerwerk bedeckte und von Pferden gezogene antike Wagen, geführt von Männern in ebenfalls alterthümlicher Tracht und von buntem Feuer strahlend, placirt waren, um darin eine Wettfahrt zu unternehmen. Zweimal fuhren sie rund im Circus herum. Das Feuerwerk schloß mit einem Bouquet, von dessen Dimensionen man sich schwer eine Vorstellung machen kann. Es waren vierundfünfzigtausend Raketen und hunderttausend Brillantschwärmer, welche gleichzeitig losgingen und den Ausbruch eines Vulkans vorstellen sollten. Während das Feuerwerk zu den Augen sprach, sprachen vierzig ununterbrochen donnernde Kanonen zu dem Ohre.

Nach diesem wunderschönen Schauspiele nahm ich zum letzten Male Abschied vom Kaiser. Er umarmte mich mit einem Ausdruck von Freundschaft und Herzlichkeit, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Er ersuchte mich mit ganz besonderem Wohlwollen, mein ihm gegebenes Versprechen, ihn in einigen Jahren wieder zu besuchen, nicht zu vergessen, ein Versprechen, das

ich schon auf dem Punkte gestanden habe zu erfüllen, wenn auch unter ganz anderen Auspicien als unter denen ich es gegeben. So Gott will, werde ich es noch erfüllen. Am folgenden Tage brach ich nach Warschau auf. Meine ersten Schritte auf diesem Wege brachten mich auf das Schlachtfeld an der Moskwa.

Da es meine Absicht war, das Schlachtfeld an der Moskwa oder von Borodino, wie die Russen es nennen, genau in Augenschein zu nehmen, um mir an Ort und Stelle ein Urtheil über die Umstände zu bilden, welche dieses wichtige Ereigniß begleiteten, hatte ich die drei erschienenen Beschreibungen von dieser Schlacht bei mir, nämlich die von Chambrai, von Segur und von Buturlin. Unter den mich begleitenden Gesandtschaftsattachés befanden sich einige Offiziere, welche der Schlacht beigewohnt hatten, außerdem waren mehrere russische Offiziere in meinem Gefolge, die ich mit nach Frankreich nahm und die ebenfalls in der Schlacht mitgekämpft hatten, und es fehlte mir sonach nicht an Mitteln, um auf dem Terrain alle wünschenswerthen Nachweisungen zu erhalten. Ueberdies ist das Schlachtfeld nicht groß, so daß man es in einigen Minuten in seiner ganzen Ausdehnung beschreiten kann.

Von den drei Beschreibungen, welche ich angeführt habe, ist die von Segur die beste, die verständlichste und jedenfalls auch die wahrste. Höchst wahrscheinlich ist Alles so gewesen wie er es erzählt. Man sieht den Punkt, wo Napoleon während der Schlacht stand und man kann sich denken, daß er dort nichts sehen, nichts beurtheilen, nichts rechtzeitig anordnen konnte. Die ersten Dispositionen wurden ohne Zweifel mit der Absicht getroffen, daß die Garde in Linie eintreten sollte, um die Corps Davoust's und Ney's zu unterstützen. Unter dieser Bedingung waren die Dispositionen gut. Als man aber die Garde verlangte, wurde sie verweigert, und dadurch der ganze Schlachtplan über den Haufen

geworfen. Wenn die Garde nicht vorgehen sollte, so war die Disposition fehlerhaft; es befanden sich zu viel Truppen im Centrum, wo nur ein Scheinangriff gemacht wurde, und nicht genug auf dem rechten Flügel, wo die großen Schläge und die Hauptanstrengung stattfinden sollten. Nach der Erstürmung der Fleschen, welche das Dorf Semanowski deckten, und nach der Einnahme dieses Dorfes waren die Corps von Davoust und Ney nicht mehr im Stande zu kämpfen. Die erlittenen Verluste und die Versprengung der Mannschaften entzogen diesem Corps alle Consistenz. Es bedurfte schlechterdings frischer Truppen, um sie zu zu unterstützen und selbst sie zu ersetzen. In Ermangelung eines Besseren nahm die Cavalerie dies auf sich. Sie verlor durch das feindliche Feuer viel Leute. Indessen warf sie Alles was sie vor sich hatte, umging die im Mittelpunkt gelegene Redoute, bemächtigte sich derselben und überlieferte sie dem Vicekönig, der nunmehr debouchiren konte.

Jetzt war die Schlacht gewonnen; aber um Resultate zu erlangen, mußte man mit compacten Massen herzhaft auf der Straße nach Moskau vorrücken. Die französischen Truppen, die sich auf diesem Punkte gezeigt hätten, würden keinen Widerstand gefunden haben, weil die russische Armee diesen Augenblick in Unordnung und Verwirrung war. Jetzt kam der General Belliard zum Kaiser und bat ihn um seine Garde, damit sie die Cavalerie unterstütze. Er verweigerte sie und man verlor die ganze Frucht der erlangten Erfolge. Kein ernstes Gefecht würde stattgefunden haben und die russische Armee, außer Stande sich wieder zu formiren und zu kämpfen, wäre vernichtet oder zum großen Theile gefangen genommen worden.

Ein geschickter General muß es allerdings vermeiden, seine Reserven zu zeitig in's Feuer gehen zu lassen. Er muß die erste Unterstützung, die man von ihm ver-

langt, verweigern, denn die engagirten Truppen können es stets nicht erwarten, um solche zu bitten. Er muß jeden Einzelnen möglichst ausbeuten, ihn zwingen, die ganze Energie und alle Fähigkeiten, die er besitzt, zu entwickeln; allein es kommt der Augenblick, wo es eben so wichtig ist, die Unterstützungen herbeikommen zu lassen, als es vorher nützlich war, ihre Absendung zu verschieben, und hierin hat Napoleon an der Moskwa gefehlt. Ueberhaupt ist er an diesem Tage einem Grundsatze untreu geworden, den ich ihn während seines ganzen Lebens habe aufstellen und behaupten hören: daß nämlich die Generale, die ihre Truppen für den Tag nach der Schlacht aufsparen, allemal geschlagen werden. Ist der Sieg vollständig, der Tag entscheidend, so sind die Reserven am nächsten Tage überflüssig. Also am Schlachttage, dem Tage der wirklichen Krisis muß man Alles aufopfern, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Napoleon handelte damals aber nicht so, obgleich er in diesem Falle sein Prinzip ohne alle Gefahr hätte befolgen können, denn, ich wiederhole es, seine Garde würde kein ernstes Gefecht zu bestehen gehabt haben.

Napoleon war überhaupt während des ganzen russischen Feldzugs nicht mehr der Nämliche; sein militärisches Genie war erschlafft, seine Thatkraft verschwunden, eine große Sorglosigkeit und Apathie war an die Stelle seiner sonstigen Fürsorge getreten, eine habituelle Unschlüssigkeit war der Grundzug seines Characters geworden. Herr von Segur hat diese große Umwandlung, die er schmerzlich beklagt, sehr wahr geschildert. Er stellt Napoleon 1812 so dar, wie ich ihn 1813 gefunden habe. Der große Feldherr hatte sich selbst überlebt.

Nachdem ich einen ganzen Tag auf dem Schlachtfelde an der Moskwa zugebracht, setzte ich meine Reise fort und machte zunächst wieder in Smolensk Halt.

Ich machte hier ganz die nämlichen Beobachtungen bezüglich der leider nur zu berühmten Schlacht, welche daselbst geliefert wurde. Es ist unbegreiflich, welcher Dämon den Gedanken eingeben konnte, gegen dreißig Fuß hohe Mauern anzurennen, in denen keine Bresche war, und sie ohne Leitern erklimmen zu wollen! Wie konnte man die Idee haben, sie mit Feldstücken zu öffnen? Diese Mauern sind sehr dick und von Backsteinen. So blieben denn auch acht- bis zehntausend Mann auf dem Platze und wurden ohne den mindesten Nutzen hingeopfert. Kein Verständiger konnte sich hierüber Illusionen machen. Die, welche Napoleon an jenem Tage sahen, haben mir ohne Ausnahme gesagt, daß er gegen Alles, was unter seinen Augen vorging, gleichgültig war und daß aus jedem seiner Worte eine unglaubliche Sorglosigkeit sprach.

Nach Smolensk besuchte ich die Beresina traurigen Andenkens, wo alle Trümmer der Armee umkommen zu sollen schienen. Die Verfolgung von Seiten der Armeen Kutusow's und Wittgenstein's war lau und ängstlich. Es wäre leicht gewesen, die ganze französische Armee, die so wenig im Stande war zu kämpfen, in den Fluß zu werfen, wenn man sie mit ein wenig Energie angegriffen hätte; am unbegreiflichsten aber ist das Benehmen des Admirals Tschitschakoff, der mit einer schönen, ungeschwächten Armee auf dem rechten Ufer stand. Gerade in dem Augenblicke, wo er die französische Armee mit den Vorarbeiten zu ihrem Uebergange beschäftigt sah, gab er der gegenüberstehenden Division Schaplitz (?) Befehl, sich zu entfernen, und als er aufbrach, unterließ er es, die über die Moräste der Straße nach Wilna geschlagenen Brücken zu verbrennen. Die Zerstörung derselben würde der Armee nach bewerkstelligtem Uebergang über die Beresina ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gestellt haben. Sie wäre dann ohne Kampf vernichtet worden, denn

auf dem rechten Ufer angelangt, konnte sie weder vor- noch rückwärts. Eine Verkettung so außerordentlicher Umstände berechtigte Napoleon zu dem Glauben, daß trotz alles Unglücks, das über ihn hereingebrochen, sein Stern noch nicht aufgehört habe, ihn zu beschützen.

Ich kam in Warschau an. Den Tag darauf besuchte ich den Großfürsten Constantin, der mich zur Parade führte. Nach der Parade besichtigten wir das polnische Corps, das vollständig in der Ebene von Wola aufgestellt war. Drei Stunden lang führte diese Armee mit seltener Vollkommenheit große Manöver aus. Ich habe so schöne und so vortrefflich eingeübte Truppen nirgends gesehen als bei uns in unsrer Glanzperiode, jedoch auch nur ausnahmsweise. Sie ließen nichts, absolut nichts zu wünschen übrig. Die beiden nächstfolgenden Tage begleitete ich den Prinzen wieder zur Parade. Dann nahmen wir die gesammte Cavalerie in Augenschein und den Tag darauf die Artillerie. Beide Waffengattungen standen auf eben so hoher Stufe der Vollendung wie die Infanterie.

Wenn der Großfürst Constantin, wie man versichert, kein großer General war (es soll ihm dazu eine der wesentlichsten Eigenschaften fehlen), so war er doch sicherlich der beste Inspecteur, den es je gegeben, und eben so vortrefflich verstand er es, Truppen zu formiren. Nachdem ich seinem persönlichen Verdienst in dieser Beziehung habe Gerechtigkeit widerfahren lassen, muß ich bemerken, daß auch so leicht keinem anderen General so große Mittel zu Gebote stehen, um gute und schöne Truppen zu schaffen. Auch wird er durch die Nationalität trefflich in seinen Operationen unterstützt, denn die Polen sind ein specifisch kriegerisches Volk und werden so zu sagen als Soldaten geboren. Eine beträchtliche Anzahl von Offizieren dieser Truppen hatte bei uns gedient und unsere Feldzüge mitgemacht.

Die polnische Armee lagerte während der schönen

Jahreszeit divisionsweise vor den Thoren Warschau's. Diese prächtigen Barackenlager erinnerten mich an das Lager von Zeist in meinen jüngeren Jahren. Es ist bekannt, wie sehr permanente Truppenvereinigungen dazu beitragen, den militärischen Geist zu bilden und die Instruction zu vervollkommnen. Die polnische Armee erhielt gleichen Sold wie die französische, und in Rücksicht auf den Preis der Lebensmittel waren diese Soldaten die reichsten in Europa.

Der Großfürst Constantin ernannte unmittelbar alle Offiziere bis mit Einschluß des Oberstlieutenantsgrades. Dieses Ernennungsrecht in den Händen eines Mannes, der alle Offiziere seiner Armee kannte, unter ihnen lebte und mehr als jeder Andere im Stande war, sie zu beurtheilen, verbürgte die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Wahlen. Um endlich eine Idee von der militärischen Bildung zu geben, die man von den Offizieren verlangt, will ich sagen, was ein Unteroffizier leisten mußte, um zum Lieutenant befördert werden zu können. Der Großfürst stellte mir etwa dreißig Unterlieutenants vor, welche unlängst ernannt waren, nachdem sie den an sie gestellten Anforderungen genügt hatten, und die jetzt auf eintretende Vacanzen warteten. Bevor ein Unteroffizier Offizier werden konnte, mußte er zuerst ein Peloton, dann ein Bataillon und dann eine Brigade commandiren. Welchen Werth man auch auf die Instruction legen mag, dies heißt zu weit gehen. Ich konnte mich denn auch nicht enthalten, gegen den Großfürsten zu äußern, daß diese Masse von Generalen in so untergeordneten Stellungen sehr schwer zu befriedigen und zu lenken sein und ihren natürlichen Chefs vielfache Verlegenheiten bereiten müsse.

Die polnische Armee, über welche der Großfürst Constantin freie Disposition hatte, bestand aus zwölf Infanterieregimentern zu drei Bataillonen, acht Cavalerieregimentern zu vier Schwadronen und außer-

dem zwei Regimentern Gardereitern, sowie endlich aus sechs Compagnien Artillerie.

Die polnische Armee war so vorzüglich instruirt, daß man im Fall eines Kriegs ihre Glieder hätte dedoubliren und eine den Soldaten gleiche Anzahl Rekruten in dieselben einstellen können. Nach Verlauf von drei Monaten würde diese neue Zusammensetzung vorzügliche Kriegstruppen ergeben haben.

Ich hatte Gelegenheit, zum ersten Male die Bemerkung zu machen, wie großen Nutzen man aus den Congreve'schen Raketen ziehen kann. Sie trafen so richtig und ihre Handhabung vermittelst Handböcken war so leicht, daß ich erstaunt war über die mannichfaltigen Zwecke, zu denen man sie verwenden kann. Diese neue Waffe kann in dem nächsten Kriege eine sehr wichtige Rolle spielen.

Ich erstattete bei meiner Zurückkunft nach Frankreich Bericht darüber und drang in die Regierung, sich damit zu beschäftigen. Sie that es und gegenwärtig ist die französische Armee damit versehen. Der commandirende General, der sich ihrer im nächsten Feldzuge am geschicktesten bedienen wird, hat eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen zu erwarten. Die moderne Taktik wird dadurch warscheinlich verändert werden und folglich auch die Waffen und die Zahlenverhältnisse derselben. Diese Raketen werden in der Kriegswissenschaft Epoche machen. Ich will die Gründe dafür angeben und die hauptsächlichsten Folgen der Erfindung darthun.

Jedermann kennt den Einfluß der Artillerie am Tage der Schlacht und die Rolle, die sie im Kriege spielt. Diese Rolle ist immer wichtiger geworden, nicht allein in Folge der Vermehrung der Artillerie bei den Armeen, sondern noch mehr wegen ihrer außerordentlichen Mobilität, welche gestattet, ihre Bewegungen bis in's Unendliche zu combiniren; jedoch hat diese Mobilität noch

ihre Grenzen, und die Zahl der in's Feld mitzunehmenden Kanonen ist beschränkt, nicht nur wegen der Kosten, sondern auch wegen der Beschwerlichkeiten, die mit dem Transport eines übermäßigen Materials verbunden sind, welche Beschwerlichkeiten so groß werden können, daß die Nachtheile derselben auf Märschen die zu erwartenden Vortheile im Augenblick der Action bei weitem überwiegen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die zu beobachtenden Grenzen vier Geschütze auf je tausend Mann nicht übersteigen dürfen; doch kann dieses Prinzip nicht fortwährend festgehalten werden, da in einem Feldzuge von einigen Monaten die Verminderung des Materials nicht gleichen Schritt hält mit der Infanterie und Cavalerie. Die Congreve'schen Raketen sind nach und nach sehr vervollkommnet worden. Da man sie jetzt mit großer Genauigkeit richten kann, bilden sie schon eine Hülfsartillerie, welche durch die weitere Ausdehnung, der ihre Anwendung noch fähig ist, bald zu einer Hauptwaffengattung werden dürfte.

In der That, wenn eine Waffe nur aus dem angewendeten Projectil besteht, wenn keine Maschine nöthig ist, um dieses fortzuschleudern, und sie dem feindlichen Feuer keine Fläche darbietet, wenn man endlich durch einfache Dispositionen diesem Feuer momentan eine solche Ausdehnung geben kann, daß die Front eines Regiments mit einem Hagel von Kanonenkugeln überschüttet werden kann, der das Feuer einer Batterie von hundert Stück Kanonen repräsentirt, dann sind die Zerstörungsmittel von der Art, daß es nicht mehr möglich ist, nach den Regeln und Prinzipien, welche der gegenwärtige Zustand der Kriegskunst gutheißt, gegen sie anzukämpfen.

Ich würde mir die Anwendung der Congreve'schen Raketen folgendermaßen denken. Ich würde in jedem Regiment sechshundert Mann für den Dienst dieser

neuen Waffe ausbilden. Zwei Wagen genügen, um hundert Raketenböcke zu transportiren, wie sie in Oesterreich eingeführt sind, und diese hundert Raketenböcke, jeder von drei bis vier Mann bedient, würden auf gegebenen Befehl ein Feuer eröffnen, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Kann man einem solchen Feuer Truppenmassen entgegenstellen und aussetzen? selbst Truppen in Schlachtordnung und in mehreren parallelen Linien? Gewiß nicht. Da aber der Gewinn einer Schlacht darin besteht, daß man den Feind zum Weichen bringt, so muß man auf ihn losgehen und den Zwischenraum überschreiten, durch den man von ihm getrennt ist. Um dies aber mit möglichst geringer Gefahr zu bewerkstelligen, muß man dazu diejenige Waffengattung verwenden, welche die Distancen am schnellsten durcheilt. Es muß sonach vorzugsweise Cavalerie dazu verwendet werden, und diese Cavalerie muß eine neue Manövrirmethode befolgen, bei der sie weniger Gefahr läuft, durch das feindliche Feuer vernichtet zu werden, das heißt als Tirailleurs vereinzelt, doch aber bereit, sich auf ein gegebenes Signal zu vereinigen, um sich für den Anprall vorzubereiten, der auf die ausgeführte Charge folgen muß. Bei diesem Kriegssystem, bei dieser neuen Art und Weise des Kämpfens wechselt die Infanterie ihre Rolle und wird der Beistand der Congreve'schen Raketen, oder diese Raketen sind vielmehr ihre eigentliche Waffe, die Gewehre aber ein bloßes Accessorium, um Angriffe zurückzuweisen.

Die Infanterie muß daher eine ganz andere Instruction erhalten. Sie muß in zwei Theile zerfallen, von denen der eine die Raketen zu werfen hat, der andre dazu bestimmt ist, jenen zu unterstützen und ihm als Sammelpunkt zu dienen, wenn ein unmittelbarer Zusammenstoß mit dem Feinde erfolgt. Auch muß das Zahlenverhältniß der Waffengattungen ein

andres werden. Man braucht mehr Cavalerie und weniger Infanterie. Die Cavalerie muß in anderer Weise eingeübt sein als sie es jetzt ist. Es bedarf einer Infanterie-Artillerie, wenn ich mich so ausdrücken darf, deren Thätigkeit sich darauf beschränkt, die Raketen zu bedienen und die Bedienung derselben zu unterstützen, die verschanzten Posten zu besetzen, die Festungen zu vertheidigen und den Gebirgskrieg zu führen.

Aber diese neue Artillerie erlangt eine große Wichtigkeit in tausend Fällen, wo die Kanonenartillerie keine Rolle spielen kann. In Gebirgsgegenden kann man jetzt nur eine kleine Anzahl Geschütze fortbringen, welche daselbst von geringer Wirkung sind. In den Raketen hat man eine Waffe von bedeutender Tragweite, die überall, auf hohen Bergspitzen, wie auf niederen Plateaus leicht und in großer Menge anzubringen ist. In einer Ebene läßt sich mit deren Hülfe jedes Gebäude in eine Festung verwandeln, der Thurm einer Dorfkirche wird die Platform einer furchtbaren Batterie. Kurz, diese Erfindung in ihrem gegenwärtigen Zustande und mit den Verbesserungen, deren sie fähig ist, läßt sich für unzählige Umstände, auf alle möglichen Combinationen anwenden und wird einen ungeheuren Einfluß auf die Zukunft des Heerwesens ausüben.

Wenn die Raketen von einem besonderen Corps bedient, wenn sie wie die Artillerie behandelt werden, können sie, da ihrer dann zu wenig sind und überdies das Zielen damit immer etwas unsicher bleibt, nicht viel nützen. Nur bei einer Anwendung derselben in großem Maßstabe können sie vernichtend wirken und wirklichen Nutzen bringen, und zu dem Ende müssen sie die Waffe der eigentlichen Armee werden.

Die Menschen denken im Allgemeinen wenig über die Natur der Dinge nach. Man nimmt das, was Andere bestimmt haben, gern und vertrauensvoll als

richtig an. Man handelt oft nach einem Schlendriansgeiste, ohne seinen Verstand dazu anzuwenden, Dinge zu modificiren und zu verbessern, die der Verbesserung fähig sind. Die Wichtigkeit der Congreve'schen Raketen wird daher erst mit der Zeit erkannt und gewürdigt werden; wenn aber ein geschickter und kluger General in dem nächsten Kriege die Sache in ihrem ganzen Umfange erfaßt und alle voraussichtlichen Consequenzen derselben übersieht, wenn er in aller Stille seine Mittel vorbereitet, um sie auf dem ersten Schlachtfelde in Anwendung zu bringen, so wird er Erfolge erzielen, denen nichts zu widerstehen vermag, so lange der Feind sich nicht derselben Mittel bedient. Das persönliche Genie des Oberbefehlshabers wird bei diesem wichtigen Experiment von großem Einfluß auf den Ausgang des Krieges sein.

Obwohl indessen alle Berechnungen der Vernunft die von mir vorausgesagten Resultate erwarten lassen, so kann doch nur die Erfahrung den wirklichen Nutzen der Erfindung constatiren. Es giebt so viele unvorhergesehene Umstände, welche die begründetsten Erwartungen modificiren, daß der Besonnene und Nüchterne nur dann vollständig überzeugt sein wird, wenn die Thatsachen seine Hoffnungen realisirt haben; aber die Wahrscheinlichkeit ist so groß, daß ein spekulativer General, wie schon gesagt, seine Mittel in aller Stille vorbereiten wird, um dann den Feind durch deren Anwendung in Erstaunen zu setzen. Ist er der Einzige, der sich derselben bedient, so wird er sehr wahrscheinlich Herr des Schlachtfeldes bleiben. Ist sein Gegner eben so spekulativ und umsichtig als er, so wird er wenigstens dagegen geschützt sein, jenem zum Opfer zu fallen, und entspricht der Erfolg nicht ganz seinen Hoffnungen, so besteht das ganze Unglück darin, daß er einige Arbeit und Geldkosten vergeblich aufgewendet hat. Die Voraussicht muß jedoch nicht nur die unmittelbare An-

wendung dieser neuen Waffe, sondern auch alle Consequenzen in's Auge fassen, welche in Bezug auf die anderen Waffen, deren Zahlenverhältnisse und Handhabung daraus hervorgehen.

Der Empfang, der mir von Seiten des Großfürsten geworden, war ein sehr freundlicher, und außer den militärischen Genüssen verschaffte er mir auch noch andere Annehmlichkeiten, welche keinen geringeren Reiz für mich hatten. So stellte er mich seiner Gemahlin, der Fürstin von Lowicz, vor. Ich speiste täglich mit ihr und dem Großfürsten und verbrachte jedesmal mehrere Stunden in ihrer Gesellschaft. Die Sanftmuth, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit dieser Frau waren mit nichts zu vergleichen.

Die Fürstin von Lowicz besaß, ohne schön, ja ohne nur hübsch zu sein, alle Eigenschaften, um zu fesseln und zu bezaubern. Ihr sanfter Einfluß hat den heftigen Character Constantin's beträchtlich gemildert. Sie übt eine für Jedermann heilsame Herrschaft über ihn aus. Ein auf die Erde herabgestiegener Engel im vollen Sinne des Worts, bestätigt der Hergang ihres Todes die Lobsprüche, die ich ihrem Gedächtniß spende und die ich ihrer Person hätte darbringen mögen. Bei unseren vertraulichen Unterhaltungen war der Großfürst stets freundlich und heiter. Die Geschichten, die er mir erzählt hat und welche alle wegen der Personen und der Orte, die sie betrafen, mehr oder weniger Interesse für mich hatten, würden einen Band füllen. Nach einem dreitägigen höchst angenehmen Aufenthalt setzte ich endlich meine Reise nach Paris über Wien fort.

Das Königreich Polen genoß bereits die Früchte einer einsichtsvollen Verwaltuug. Schöne Straßen durchschneiden es schon in allen Richtungen. So war ich von Bielsk nach Warschau auf einer prächtigen Chaussee gefahren. Eine ähnliche führte nach Kalisch.

In der Richtung, die ich verfolgte, war ihr Bau noch nicht weit vorgeschritten; aber schon waren bedeutende Strecken fertig, und in dem Augenblicke wo die Revolution ausbrach, war sie ganz vollendet. Ich hatte mehrere ausgezeichnete polnische Offiziere wiedergefunden, welche früher mit mir gedient hatten, unter anderen den General Zimerski, und einen Hauptmann oder Major Namens Zemanowski. Das Zusammentreffen mit ihnen machte mir große Freude. Ich begab mich nach Krakau, wo ich über die Weichsel ging, um die österreichischen Staaten zu betreten.

Bevor ich in meinen Erzählungen fortfahre, will ich eine Uebersicht über die russische Armee geben, wie sie damals war; man wird sich danach ein Bild von ihrer damaligen Organisation, ihrer Verwaltung, ihren Sitten und ihren eigenthümlichen Verhältnissen machen können. — Seitdem hat ihre Organisation bedeutende Veränderungen erfahren, worüber ein anderes Werk von mir vollständige Angaben enthält. Meine Nachweise werden für Militärs nicht ohne Interesse sein.

Die russische Armee.

Die eigenthümliche Lage des russischen Reichs, seine ungeheure Ausdehnung und seine, mit Ausnahme einiger Provinzen, sehr dünne Bevölkerung, machen die Rekrutirung schwierig und langsam und zwingen den Kaiser von Rußland, wenn anders er in Europa eine mit seiner Macht im Verhältniß stehende Rolle spielen will, seine Armee auch in Friedenszeiten auf dem Kriegsfuße zu erhalten.

Wollte er anders handeln, wollte er sie erst in dem Augenblicke in Kriegsbereitschaft bringen, wo er ihre Anwendung berechnet, so würde er, da die Ereignisse oftmals unverhofft eintreten und die Voraussehungen

der Politik nicht immer zutreffen, niemals zur rechten Zeit schlagfertig sein, um wirksam handeln zu können, und oft würden die definitiven Resultate schon erzielt sein, wenn er kaum erst im Stande wäre, sie zu fördern oder zu hemmen. Ich habe manchen Soldaten gesehen, welcher elf Monate lang marschirt war, um aus seinem Geburtsorte zu dem Corps zu stoßen, für welches er bestimmt war. Da es junge, noch an keinerlei Schwierigkeiten des Lebens gewöhnte Leute sind, die eine solche Reise zurücklegen müssen, und die ihnen nöthige Unterstützung oft sehr unvollkommen ist, so entsteht daraus ein beträchtlicher Verlust an Mannschaften, der das Facit der angeordneten Rekrutirung oft um die Hälfte reducirt. So ergeben 100,000 Mann neu ausgehobener Truppen in den Cadres gewöhnlich einen Effectivbestand von nur 50,000 Mann. Diese 50,000 Mann kommen durchschnittlich erst sechs Monate nach ihrer Aushebung an und ihre Einübung erfordert doppelt so viel Zeit als bei den anderen europäischen Soldaten, insbesondere bei den Franzosen, das heißt ein Jahr bei der Infanterie und zwei Jahre bei der Cavalerie.

Es sind sonach drei Ursachen, welche die Rekrutirung langwierig machen und die unmittelbare Verwendung der Rekruten verhindern. Die russische Armee muß daher, selbst wenn die Verhältnisse die einfachsten, der Bedarf am schwächsten ist und die Politik kein Ereigniß voraussieht, das möglicherweise die Beihülfe der Waffen erheischen dürfte, dennoch vollzählig und marschfertig sein, damit sie vorkommendenfalls sofort marschiren kann. Da die Bevölkerung Rußlands gegenwärtig über 50 Millionen Seelen beträgt, so kann sie auch ein zahlreiches Heer stellen. Das Ansehen dieser Macht in Europa hängt von den Streitkräften ab, die sie entfaltet, und da überdies ihre Armeen, wenn sie in weiter Entfernung Krieg zu führen haben, um so zahl-

reicher sein müssen, als auch die unentbehrlichen Echelons zu liefern und die durch lange Märsche unausbleiblich eintretenden Verluste zu ersetzen sind, so muß sie beständig zahlreiche Cadres vollzählig erhalten.

Ganz anders ist es bei den Mächten des Westens, wo die dichte Bevölkerung gestattet, in kurzer Zeit die erforderlichen Rekruten auszuheben und zusammenzuziehen. In Oesterreich, wo jedes Regiment sein Territorium hat, wo der Bataillonscadre stets an seinem Orte bleibt und die Beurlaubten im Auge behält, und wo man diese für die vorgeschriebenen Exercirübungen jederzeit einberufen kann, hat man nach dem Willen des Souverains zugleich eine zahlreiche Armee für den Krieg und eine mehr oder minder große Anzahl Soldaten für den Friedensbedarf. Hier sind sonach alle Vortheile vereinigt, alle nothwendigen Bedingungen erfüllt. In Frankreich, wo man nicht diese elastische Organisation hat, die sich allen Verhältnissen anschmiegt, gewähren zwei Dinge Ersatz dafür: die zahlreiche Bevölkerung auf einem verhältnißmäßig kleinen Flächenraume, und die Leichtigkeit, mit der der französische Bauer Soldat wird. Mit guten Cadres kann man binnen drei Monaten die Soldaten für den Krieg ausbilden und sie nach Ablauf dieser Zeit gegen den Feind führen. Ich habe diese Erfahrung mehrmals gemacht.

Um meine Bemerkungen über die Langsamkeit der Rekrutirung des russischen Heeres durch ein Beispiel zu unterstützen, will ich ein unwiderlegliches Factum aus der neuesten Zeit anführen. Zu der Zeit als ich Rußland verließ, war die russische Armee so stark, daß sie nach Abzug der für Asien und Finnland nöthigen Contingente und der unerläßlichen Garnisonen für das Inland noch 300,000 Mann disponibler Linientruppen zählte, ungerechnet die polnische Armee und die Kosaken. In den beiden Feldzügen gegen die Türken

haben Krankheiten und das feindliche Feuer 200,000 Mann consumirt. Diese Schätzung klingt sehr hoch; aber sie rührt von einem der ausgezeichnetsten russischen Generale her, einem wahrheitliebenden, urtheilsfähigen Manne, der in meinen Augen eine unverwerfliche Autorität ist, vom General Woronzoff. Da die europäischen Zustände nicht beunruhigend waren, beeilte man sich nicht, diesen Verlust zu ersetzen. Da kam die polnische Revolution von 1830, und siehe da, man vermochte keine 120,000 Mann zusammenzubringen. Im Laufe dieses Kriegs, der neun Monate dauerte, war man nicht im Stande, nach und nach mehr als 150,000 Mann in Activität zu setzen, und das war der Grund, warum sich der Kampf dergestalt verlängerte. Die Vollzähligkeit der russischen Armee im Jahre 1826 war noch das Resultat der außerordentlichen Aushebungen von 1812 und 1813, die erst 1815 disponibel wurden und die sich conservirt hatten, weil seitdem Friede gewesen war.

Nachdem ich in diese Details eingegangen bin, um die Prinzipien zu erklären, auf welche die russische Armee basirt ist, will ich auch ihre Organisation ausführlich betrachten. Die Infanterie des russischen Heeres bestand damals aus hundertdreiundachtzig Regimentern zu drei Bataillonen, nämlich:

Kaiserliche Garde, zehn Regimenter;
Grenadiere, sechzehn;
Carabiniers, sieben;
Linie, hundert;
Jäger, fünfzig;
Summa hundertdreiundachtzig.

Außerdem waren achtzig Bataillone für Garnisonen detachirt, welche zwei in Sibirien stehende Divisionen bildeten.

Die Cavalerie bestand aus sechsundsechzig Regimentern, nämlich:

Kaiserliche Garde, zehn Regimenter;
Kürassiere, acht;
Dragoner, siebzehn;
Uhlanen, zwanzig;
Jäger, acht;
Husaren, zwölf;
Gardekosaken, eins;
Summa sechsundsechzig.

Die Artillerie war folgendermaßen formirt:

Die Fußartillerie, zweiunddreißig Brigaden zu fünf Compagnien jede;

Die reitende Artillerie, siebenunddreißig Compagnien;

Die Pionniere, acht Bataillone;

Der Train, vierzig Bataillone.

Endlich gab es zweiundfünfzig Regimenter Kosaken zu Fuß und zu Pferde.

Außerdem bestand die polnische Armee aus:
Acht Regimentern Infanterie;
Vier Regimentern Chasseurs à pied;
Vier Regimentern Chasseurs à cheval;
Vier Regimentern Uhlanen;
Zwei Brigaden Artillerie, worunter vier Compagnien reitende.

Unabhängig von der eigentlichen Armee, wie ich sie eben beschrieben habe, existiren folgende nicht zur Linie gehörende Truppen:
Sechsundsiebzig Garnisonsbataillone;
Fünfhundertvier Districtscompagnien;
Zweiundfünfzig Ambulancecompagnien.

Die Armee war in neunundzwanzig Infanteriedivisionen organisirt, welche mit den zwei Divisionen der Garde und den zwei polnischen Divisionen im Ganzen dreiunddreißig Divisionen bildeten. Jede Division bestand aus sechs Regimentern, vier Linien- und zwei Jägerregimentern, welche drei Brigaden bildeten.

Viele von diesen Regimentern hatten in der Brigadenformation nur zwei Bataillone, indem sechsundneunzig dritte Bataillone in Reservedivisionen organisirt waren, welche zu Arbeiten der Regierung verwendet wurden.

Die Cavalerie bildete achtzehn Divisionen, je zu vier Regimentern à vier Schwadronen. Alle diese Divisionen waren in verschiedene Armeecorps zu zwei bis drei Divisionen Infanterie und ein bis zwei Divisionen Cavalerie organisirt. Diese Armeecorps waren das der Garde, das der Grenadiere und sieben Corps, die sich durch Größe und Wahl der Mannschaften auszeichneten (?). Ferner gab es: das lithauische Corps, das finnische, das kaukasische, das sibirische und das orenburger Corps (die beiden letzteren jedes nur aus einer Division Infanterie und aus irregulärer Cavalerie bestehend). Zu diesen Corps mußte dann noch die polnische Armee gerechnet werden. Sämmtliche Corps, das finnische, sibirische und orenburger ausgenommen, bildeten drei Commandos.

Das erste Commando, unter dem Namen der ersten Armee, bestand aus der Garde, dem Grenadiercorps und den fünf ersten Corps;

Das zweite, unter dem Namen der zweiten Armee, aus dem sechsten und siebenten Corps;

Das dritte endlich, unter dem Namen der polnischen Armee, aus den polnischen Truppen und dem lithauischen Corps.

Nach Grundlagen, die mir ziemlich genau zu sein schienen, deren nähere Auseinandersetzung aber mich hier zu weit führen würde, belief sich der annähernde Effectivbestand der sieben Armeecorps und des lithauischen Corps auf 318,000 Mann Infanterie und 63,700 Pferde. Rechnet man davon die Kranken und Ausfälle aller Art ab, so geht man jedenfalls nicht über die Wahrheit hinaus, wenn man sagt, daß der Kaiser von

Rußland damals, nachdem er allen Bedarf des Innern und der südlichen Grenzlinien befriedigt, außer Landes mit 300,000 Mann agiren konnte, die polnische Armee und die Kosaken nicht inbegriffen.

Die bespannte Artillerie zählte auf dem Friedensfuße damals 1092 Geschütze und konnte bei Eröffnung eines Feldzugs durch Erhöhung der Batterien von acht auf zwölf Geschütze um die Hälfte vermehrt werden.

Die Bataillone bestanden aus vier Compagnien, jede Compagnie nach dem Organisationsetat 258 Mann stark; auf die Compagnie kamen fünf Offiziere und auf das Bataillon zwei höhere Offiziere. Jedes Cavalerieregiment bestand aus sechs Feldschwadronen zu hundertvierzig Pferden mit sieben Offizieren, und aus einer siebenten Depotschwadron.

Ausgenommen in St. Petersburg, Moskau und einer sehr kleinen Anzahl von Städten, die eine Garnison haben und wo die Truppen kasernirt sind, ist die russische Armee in Cantonnements untergebracht. Da diese Cantonnements sehr weitläufig sind, so entsteht daraus eine große Zersplitterung, welche der Instruction nachtheilig ist. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, geschieht in den verschiedenen Divisionen der Armee alljährlich Folgendes.

Infanterie. — Am 1. April werden die Compagnien im Hauptorte des Bataillons zusammengezogen und einen Monat hindurch einzeln exercirt. Am 1. Mai vereinigen sich die Bataillone jedes Regiments und es wird zwanzig Tage lang regimenterweise manövrirt.

Die Brigademanöver finden während der zehn ersten Tage des Monats Juni statt, die Divisionen werden vom 10. Juni bis zum 10. Juli zu Lagern zusammengezogen, wo sie manövriren, und nach dem 10. Juli erfolgt die Dislocirung, das heißt, die Truppen kehren in die Cantonnements zurück, in denen sie

den Winter über zugebracht haben. Die Hauptleute sind für die Instruction ihrer respectiven Compagnien verantwortlich.

Cavalerie. — Im Frühjahr werden die Cantonnements auf einen Monat enger zusammengezogen und man läßt während dieser Zeit die Schwadronen eines und desselben Regiments manövrireu. Im Herbst nähern sich die Regimenter einander und manövriren vierzehn Tage lang brigadenweise, dann zehn Tage divisionsweise. Die Schwadronscommandanten sind für die Instruction ihrer Schwadronen verantwortlich. Die Prinzipien beim Reiten sind die nämlichen wie in Preußen. Die Bewegungen geschehen in drei Gliedern, was bei den Schwenkungen große Präcision erfordert. Die Offiziere sollen damals nicht besonders instruirt gewesen sein. Aller zwei Jahre werden die Armeecorps, Infanterie und Cavalerie, zusammengezogen, um längere oder kürzere Zeit zu manövriren.

Die Exercirreglements der Infanterie und Cavalerie sind fast ganz dieselben wie in Frankreich; aber das Reglement für die Lager der Truppen ist von dem unsrigen ganz verschieden. Bei uns campiren die Truppen in Fahnenlinie, und wenn sie das Lager verlassen, sind sie naturgemäß in Schlachtordnung formirt. Daraus folgt, daß unsere Lager einen ungeheuren Flächenraum einnehmen und doch sehr schmal sind, daß die so ausgebreiteten Truppen, wenn sie von Cavalerie überrumpelt werden, leicht vernichtet werden können. In Rußland ist die Anordnung des Lagers bataillonsweise in Colonne; die Lagergassen sind mit der Fahnenlinie perpendiculär, und die Breite derselben gestattet den Soldaten, wenn sie aus ihren Zelten treten, die beiden Sectionen des Pelotons zu bilden, die ihre Vereinigung formiren soll. So ist in einem Augenblick die ganze Armee in Bataillonscolonne formirt, bereit zu debouchiren, und die Tiefe des Lagers macht

es zu einer Art Festung gegen die Cavalerie. Die häufigen Kriege gegen die Türken und die daraus hervorgehenden Nothwendigkeiten haben die Russen auf die Idee dieses Lagerungssystems gebracht, welches stets und überall befolgt werden sollte, denn wenn die Truppen aus dem Lager heraustreten, sollen sie nicht zum Schlagen, sondern zum Marschiren formirt sein.

In Petersburg ist eine Cavalerieschule, in welche die Regimenter Zöglinge schicken, die als Bereiter zu ihren Corps zurückkehren.

Der Garde ist ein Regiment Infanterie, bekannt unter dem Namen des Instructionsregiments, beigegeben. Es besteht aus Detachements von sämmtlichen Infanteriecorps der Armee. Diese Detachements werden gewechselt und bringen so eine gleichförmige Instruction in ihre respectiven Regimenter zurück.

Avancement. — Das Avancement geschieht in Friedenszeiten nach der Anciennetät, das heißt bis zum Oberstengrade; in jedem Regiment bis zum Hauptmannsgrade; in der Division und selbst zuweilen im Armeecorps bis zum Majorsgrade. Die Oberstlieutenants und Obersten werden beliebig versetzt und gehen sogar zu anderen Waffengattungen über. Die Avancements werden nach vorhandenen Tabellen vom Generallieutenant angeordnet. Ist ein Offizier durchaus unfähig, hat aber sonst nichts gethan, was seine Entlassung genügend motiviren könnte, so setzt man den nächstfolgenden auf die Beförderungsliste und der Grund dieser Maßregel wird im Tagesbefehl angegeben. Wegen dieser Bestimmung kommt jedoch der Fall überhaupt sehr selten vor.

Niemand, ohne Ausnahme, welcher Familie er immer angehören mag, kann Offizier werden, ohne Gemeiner und Unteroffizier gewesen zu sein. Eine Unteroffizierschule der Garde bietet den protegirten jungen Leuten das Mittel, dieser gesetzlichen Bestimmung

nachzukommen, ohne ihren Standesprivilegien etwas zu vergeben. Nach zwölfjähriger völlig tadelloser Dienstzeit ist ein Unteroffizier de jure Offizier. Er erhält dann entweder diesen Grad in der Armee oder eine demselben Range entsprechende Civilanstellung. Der Unteroffiziersrang giebt die Befähigung, in den Adelstand erhoben zu werden, der aber nicht erblich sein kann. In dieser Weise werden jedes Jahr etwa achthundert Offiziere ernannt. Der Offizier der alten Garde (es giebt fünf Infanterieregimenter und sechs Cavalerietrupps alte Garde) steht im Range um zwei Grade über seinem wirklichen Dienstgrade. So ist der Hauptmann Oberstlieutenant und gilt oft als Oberst in der Armee, der Lieutenant ist Major und gilt oft als Oberstlieutenant, der Unterlieutenant ist Hauptmann und gilt oft als Major. Bei der jungen Garde ist der Rang nur einen Grad höher als der wirkliche Dienstgrad. Das Avancement geht in der Garde so rasch, daß ein junger Mann gewöhnlich nach zehnjähriger Dienstzeit schon Oberst ist. Dann steht er auf gleicher Anciennetätsstufe mit den Obersten der Armee.

Bewaffnung. — Die Truppen sind mit guten Waffen versehen, welche aus den unter Leitung der Artillerie stehenden Fabriken des Landes hervorgehen. Die bedeutendsten Waffenfabriken sind in Tula. Die Infanterie hat ein Gewehr nach dem verbesserten französischen Modell von 1777. Die Gewehre der Jäger sind zwei Zoll kürzer, haben aber zwei Zoll längere Bajonnette. Die Kürassiere tragen den doppelten Küraß, wie in Frankreich.

Verwaltung. — Die Administration jedes Regiments ist in den Händen des Obersten und er erstattet darüber dem Generallieutenant Bericht, der zu gleicher Zeit die Functionen des Generalinspecteurs und des Intendanten versieht.

Die Armeeverwaltung hat keine feststehenden Regeln. Der Mißbräuche sind viele, und bei der Cavalerie sind sie ärger als bei der Infanterie, wegen der Fouragen, Remonten 2c. Der Preis der Fouragen ist auf die Marktpreise basirt, aber diese werden von den Generalstabschefs der Armeecorps festgesetzt, die sie je nach den Bedürfnissen der Regimenter erhöhen. Man sieht daraus, welche Verwirrung in den Ausgaben und Rechnungsablagen herrschen muß.

Viele Regimenter sind incomplet, und dies kommt theils dem Privatinteresse, theils den Bedürfnissen des Corps zu Gute. So zum Beispiel dient der Preis des Futters für die siebente Schwadron, welche gewöhnlich keine Pferde hat, zur Ergänzung des Preises der Remontepferde, für welche der Kaiser nur hundertzwanzig Rubel giebt. Den colonisirten Cavalerieregimentern sind ihre Remonten durch die Gestüte gesichert, welche diese Ansiedelungen enthalten. In der Garde wendet man ein andres Mittel an, um sich werthvolle Pferde zu verschaffen. Man bewilligt einem reichen Offizier einen sechs- bis zwölfmonatlichen Urlaub, um den er anhält, nur unter der Bedingung, daß er je nach seinen Vermögensumständen zehn, fünfzehn, zwanzig, ja dreißig Remontepferde für sein Regiment liefert. Die für das Garderegiment bestimmten Remontepferde werden dem Kaiser vorgeführt, der weiß, welcher Offizier sie geliefert hat. Dies hat einen großen Wetteifer unter den Offizieren zur Folge, denen auf diese Weise ein Urlaub oft fünfzehn- bis zwanzigtausend Franken kostet.

Ausgenommen in St. Petersburg, Moskau und einigen anderen größeren Städten, sind die Truppen cantonnirt. Die Bauern ernähren die bei ihnen einquartirten Soldaten und sollen zur Entschädigung dafür die drei Pfund Roggenmehl täglich erhalten, welche der Staat für den Mann liefert. Gewöhnlich giebt

jedoch das Regiment dem Bauer nichts, sondern verkauft das Mehl. Man läßt sich von den Beamten des Gutsherrn die erfolgte Ablieferung bescheinigen; gewöhnlich aber werden diese Bescheinigungeu gegeben, ohne daß etwas abgeliefert wurde.

Die Kasernenrationen werden um vier Unzen Grütze vermehrt. Für den Erlös eines Theils des Mehles kaufen sich die Soldaten Sauerkraut. Sie trinken Kwas, ein aus Malz und Mehl bereitetes gegohrnes Getränk. Die kasernirten Soldaten erhalten die Erlaubniß zu arbeiten, was ihre Lage ein wenig verbessert. Die Garde hat außer anderthalb Pfund Fleisch und einem halben Pfund Fisch die Woche, Gemüse in beliebiger Quantität, aus Gärten, welche von Soldaten cultivirt werden. Auch an anderen Orten genießen die Regimenter einer solchen Begünstigung und haben Gemüsegärten zu ihrer Verfügung. Oft bringen diese einen so reichen Ertrag, daß ein Theil davon zum Nutzen der Soldaten verkauft werden kann.

Etwas Eigenthümliches ist die fast jeder Bequemlichkeit entbehrende Lebensweise des russischen Soldaten. Die Kasernen sind von jedem Hausgeräth entblößt, und die Soldaten schlafen auf Pritschen, wie bei uns in Frankreich auf der Wache. Ueberdies entspricht diese Sitte dem Geschmack der Nation, denn die höheren Stände schlafen auf Matratzen, die fast eben so hart sind als Holz, und selbst beim Kaiser habe ich denselben Gebrauch bemerkt.

Die Bekleidung der russischen Truppen ist schön, von guter Qualität und von elegantem Schnitt. Die Uniform hält nur zwei Jahr, der Capot drei Jahr. Die Soldaten der Garde erhalten alle Jahre einen neuen Uniformrock. Die Löhnung der Unteroffiziere ist sehr gering, die der Offiziere beläuft sich mit Einrechnung verschiedener Gehaltszulagen auf gleiche Höhe wie in Frankreich. Die Löhnung der Gemeinen beträgt nur

zehn Papierrubel das Jahr; die eines Soldaten der Garde und eines Cavaleristen zwölf. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse der Truppen sind in Rußland so wohlfeil, daß der Gesammtunterhalt eines Infanteristen, mit Einschluß aller dazu gehörigen Elemente, wie der aller zwanzig Jahre erfolgenden Erneuerung der Armatur, dem Kaiser nicht mehr als 120 Papierrubel jährlich kostet. So erfordert der Unterhalt eines Infanterieregiments zu drei Bataillonen auf dem Friedensfuße nur einen Aufwand von 236,840 Papierrubel, der eines Cavalerieregiments zu sechs Schwadronen mit dreizehnhundert Pferden 380,000 Papierrubel jährlich. Wenn die Lage des russischen Reichs und seine eigenthümlichen Verhältnisse es in die Nothwendigkeit versetzen, auch in Friedenszeiten sehr bedeutende Streitkräfte unter den Waffen zu haben, so wird ihm diese drückende Last durch die verhältnißmäßig geringen Unterhaltskosten der Truppen einigermaßen erleichtert. Die Macht der Staaten besteht aus variirenden Elementen. Das Geld und die Bevölkerung halten sich in gewissen Proportionen das Gleichgewicht. Hinsichtlich dieser Combination der Kräfte gehört Frankreich zu denjenigen Staaten, in denen das Verhältniß am günstigsten ist. Da es eine zahlreiche, dicht zusammengedrängte und von Natur kriegerische Bevölkerung hat, so ist der Bedarf an Mannschaften für die Armee leicht aufzubringen, und die Finanzquellen des Landes sind hinreichend, damit es alle nützlichen Ausgaben bestreiten kann.

Von der Artillerie habe ich bereits anderwärts gesprochen, aber ich will hier noch einige Worte hinzufügen. Die Artillerie ist in Brigaden zu fünf Compagnien organisirt. Jeder Division der Armee ist eine Brigade beigegeben. Vier Compagnien haben jede zwölf Geschütze zu bedienen, die fünfte gehört zum Park. Jede Division muß sonach achtundvierzig Ge-

schütze haben, was über vier Stück auf je tausend Mann ergiebt, das stärkste Verhältniß, das je angenommen worden ist und das augenscheinlich seine großen Nachtheile hat. Die Repartirung der gesammten Artillerie auf die Divisionen ist ebenfalls unvortheilhaft, denn die Mobilität muß dadurch sehr erschwert werden. Wenn man großer Artillerieeffecte bedarf, so entzieht man momentan den Divisionen einen Theil; allein diese Maßregel muß jederzeit Verwirrung herbeiführen. Die Organisation dieser Waffengattung gestattet zwei Arten von Artillerie zu haben: die der Divisionen, welche ausreichend, doch nicht übermäßig stark sein muß, und die der Reserve, welche getrennt von den Divisionen bestehen muß. Letztere muß der ganzen Armee angehören. Sie muß zur Verfügung des Oberbefehlshabers sein, der sie mit weiser Vorsicht überall anwendet, wo sie am nützlichsten sein kann, ohne den Marsch der Divisionen bei ihren respectiven Bewegungen zu behindern. Die Bewegung einer Armee in ihrer Gesammtheit ist stets langsam. Ein geschickter General muß daher schlechterdings darauf Bedacht nehmen, daß die Fractionen der Armee, das heißt die Divisionen, sich rasch auf verschiedene Weise mit einander vereinigen können.

Die Artilleriecompagnie hat ihre Gespanne bei sich, die einen integrirenden Theil derselben bilden. Die Anzahl der bedienenden Mannschaft und der Pferde besteht bei der zwölfpfündigen Einhörnerbatterie aus 321 Mann und hundertachtzig Pferden. Bei der reitenden Artillerie hat die Compagnie 266 Mann und 401 Pferde. Jede Batterie wird von einem Obersten oder Oberstlieutenant commandirt, und die Compagnie hat sechs Offiziere, nämlich: einen Hauptmann (erster oder zweiter Klasse) zwei Unterlieutenants und zwei Fähndriche, einen Feldwebel und dreiundzwanzig Unteroffiziere. Die theoretische Instruction ist im Allge-

meinen schwach, aber die Geschützexercitien, die Ausführung der Manöver und die Schnelligkeit der Bewegungen verdienen das größte Lob.

Das Avancement bei der Artillerie findet in allen Corps nach der Anciennetät statt, bis auf den General, der besonders gewählt wird. Der Feldzeugmeister der Artillerie führt die Verwaltungsarbeiten dieses Corps gemeinschaftlich mit dem Major-General des Kaisers. Er hat unter seiner Oberleitung die Instruction, die Arsenale und die Gießereien. Der Armeebedarf des Reichs wird durch vier große Arsenale geliefert, nämlich das von Petersburg, das von Kasan, das von Kiew und das von Biansk. Dort befinden sich auch die Pulverfabriken. Artilleriedepots sind in einer großen Anzahl von Städten auf Grund ihrer geographischen Lage errichtet. Die zu den Truppen gehörenden Munitionsparks sind im Mittelpunkte der Cantonnements der Armeecorps placirt; endlich giebt es auch stationäre Compagnien Garnisonsartillerie. Die Festungen des Reichs bilden elf Arrondissements, nämlich: St. Petersburg, Alt-Finnland, Neu-Finnland, Liefland, Donau, Kiew, Süden, Kaukasus, Georgien, Orenburg und Sibirien.

Ich schließe diese gedrängte Uebersicht über die russische Armee mit einigen Worten über ihren Geist. Man findet unter den Soldaten einen großen Patriotismus, eine große Anhänglichkeit an das Land, eine große Aufopferung für den Ruhm desselben und für den Souverain. Dieses Gefühl ist der ganzen Nation eigen. Der russische Bauer, obgleich Leibeigener und Sklave, ist von Gefühlen für sein Vaterland beseelt, die ihm Ehre machen und die sich andere Völker, welche dieses geheiligte Wort beständig im Munde führen, zum Muster nehmen können. Sonderbare Erscheinung! hier wo die Nation kein persönliches Recht hat, ist der Einzelne einer aufopfernden Hingebung fähig, während

man anderwärts, wo die Sache des Souverains auch zugleich die jedes Unterthanen ist, viel geringere Anhänglichkeit an denselben hegt. Alles ist Widerspruch im menschlichen Herzen; geht man aber dieser Erscheinung auf den Grund, so findet man die Erklärung in Folgendem:

Im Zustande der Barbarei kennen die Menschen nur natürliche Genüsse, deren Urquell die Familie ist. Der ganze Zauber der Erinnerungen ist in der Stätte concentrirt, die sie zurückruft. Durch die Civilisirung erweitert sich der Kreis der Genüsse, und man theilt bald Gefühle und Freuden mit Menschen, die man nie gesehen hat. Indem die Leidenschaften und die Eitelkeit bei einem Leben in's Spiel kommen, das materiell das nämliche ist, kommt ein Augenblick, wo zwischen denselben Klassen der verschiedenen Länder mehr Analogie und mehr natürliche Aehnlichkeit stattfindet, als zwischen den Individuen verschiedener Klassen einer und derselben Nation.

Uebrigens ist die Sklaverei bei den Russen nicht so hart, als der Name andeutet. Im Allgemeinen sind die russischen Bauern materiell glücklich. Der Schutz ihrer Herren ist ihnen nicht allein nützlich, sondern zuweilen so nothwendig, daß Beispiele von Leibeigenen vorkommen, die ihre Freigebung nicht annehmen. Ein einziger Umstand macht sie hart: daß nämlich der Leibeigene seine Freiheit nicht erlangen, sich nicht loskaufen kann, wenn er die Mittel dazu erspart hat und wenn es sein Wille ist. Es giebt russische Bauern, die von ihren Herren die Erlaubniß erhalten haben, sich in Moskau niederzulassen, dort ihr Glück gemacht haben und Millionäre geworden sind. Der Herr ist stolz darauf, einen so reichen Leibeigenen zu besitzen, dessen Vermögen er sich aneignen könnte, den er aber desselben nicht beraubt. Ohne ihn in Contribution zu setzen, verweigert er ihm doch die Freiheit, welche eine

Bürgschaft für seine Zukunft und das Complement seines Wohlbefindens sein würde.

Der religiöse Geist ist im Volke wie in der Armee allgemein. Um ihn zu nähren und zu befriedigen, hat man für jedes Regiment eine Kapelle errichtet, die unter den Schutz eines Heiligen gestellt ist. Die Soldaten feiern den Namenstag des Schutzheiligen ihres Regiments, wie die Bauern den des Schutzheiligen ihrer Gemeinde. Bei der Garde geschieht dies mit großer Solennität, welche noch erhöht wird durch die persönliche Anwesenheit des Kaisers. Dieser wohnt dem Gottesdienste bei und nimmt an einem Mahle Theil, das die Offiziere veranstalten und zu welchem eine bestimmte Anzahl der ältesten und empfehlenswerthesten Soldaten eingeladen wird, die der Kaiser umarmt. Ueberhaupt wird in Rußland nichts unterlassen, was diesen Stand ehren kann, der zugleich so schön und so hart ist, und der den Lohn für seine Mühen und Beschwerden nur in der öffentlichen Meinung und Achtung findet.

Noch etwas Bemerkenswerthes, was nirgends als in Rußland existirt, sind die in St. Petersburg, Moskau und einigen anderen Städten erbauten ungeheuren Exercirsäle, welche den Truppen gestatten, ihre Exercirübungen auch während der schlechten Jahreszeit fortzusetzen. Sie sind so groß, daß ein starkes Bataillon nebst einer Abtheilung Cavalerie und Artillerie sich darin in Schlachtordnung formiren kann. Das strenge Klima motivirt die Errichtung dieser Gebäude, welche anderwärts von geringem Nutzen sein würden. Das Zimmerwerk zu diesen Gebäuden, gewöhnlich nach dem Systeme Philibert Delorme's construirt, ist ein Muster von Leichtigkeit und Eleganz. Paul I. ließ die ersten Exercirhäuser bauen.

Noch ein Wort über die Winter-Einrichtungen. Während der großen Kälte exercirt die Cavalerie nicht

und die Pferde bleiben in den Ställen. Man hat es dahin gebracht, sie mit sehr schwachen Futterationen im besten Zustande zu erhalten. Zu Anfang der Einstallung für den Winter füttert man sie acht Tage lang sehr reichlich mit Körnern; dann aber kann man die Ration ohne Nachtheil allmälig bis auf ein außerordentlich kleines Maß reduciren. Die Pferde leiden dabei durchaus nicht; sie bleiben vollkommen gesund und behalten eine genügende Corpulenz.

Hiermit schließe ich diese Abschweifung über die russische Armee und kehre zu meiner Reise zurück.

Ich nahm Abschied vom Großfürsten Constantin und setzte, sehr befriedigt von dem was ich in Rußland und Polen gesehen, meinen Weg nach Wien fort. Nachdem ich Cracau berührt, eine kleine Republik, die ihr Entstehen einer sonderbaren Laune des Kaisers Alexander verdankt, besuchte ich die Salzwerke von Wieliczka, die schönsten und größten, die es in der Welt giebt. Dann reiste ich durch österreichisch Schlesien, ein liebliches, wohlhabendes, dicht bevölkertes Land mit lebhafter und blühender Industrie. Von hier an macht der Reisende eine Beobachtung, die sich in allen österreichischen Staaten, mit Ausnahme Ungarns und Galiziens, beständig gleich bleibt. Man sieht eine glückliche, reiche, wahrer Freiheit genießende Bevölkerung, die mit Milde und Gerechtigkeit regiert wird, sich des ihr zu Theil werdenden fürsorglichen Schutzes bewußt und ihrem Landesherrn innig zugethan ist.

Mit wahrem Vergnügen sah ich Wien wieder. Meine erste Anwesenheit daselbst vor sieben Jahren war meinem Gedächtniß noch gegenwärtig. Ich sprach dem Kaiser nochmals meinen Dank für seine mir bewiesene Güte aus. Nachdem ich drei Tage in Gesellschaft des Fürsten von Metternich verlebt, setzte ich meine Rückreise nach Paris fort, nicht im entferntesten ahnend,

daß mein nächster Besuch der österreichischen Kaiserstadt unter den Auspicien meines persönlichen Mißgeschicks und des Unglücks meines Vaterlandes stattfinden würde. Ich beschleunigte meine Reise, um vor dem Namenstage des Königs in Paris einzutreffen, und kam am 2. November daselbst an.

Der König empfing mich äußerst freundlich und drückte mir seine volle Zufriedenheit über die Art und Weise aus, wie ich ihn repräsentirt und die mir übertragene Sendung erfüllt hatte. Die letzte glänzende Episode meines Lebens war hiermit beendigt.

Nachdem ich in Paris die Annehmlichkeiten meiner Reise erzählt und einige Zeit die noch frischen Erinnerungen genossen, die sie in mir zurückgelassen hatte, zeigten sich mir bald Ursachen zu Kummer und Verdruß. Während meiner fünfmonatlichen Abwesenheit waren meine Privatangelegenheiten in große Unordnung gerathen. Ich fand sie in einem beklagenswerthen Zustande. Nach erneuten unglaublichen Anstrengungen, um mich aus der Verlegenheit zu reißen, mußte ich mich endlich entschließen, das ganze Gebäude zusammenstürzen zu sehen, mich mit meinen Gläubigern zu arrangiren und den Stammsitz meiner Väter zu verkaufen, die Stätte, wo ich geboren war, die ich verschönert hatte und wo ich meine letzten Tage ruhig und geachtet zubringen zu können geglaubt. Ich hoffte, als Lohn für mein vielbewegtes, mühevolles Leben das genießen zu können, was Horaz mit Recht so hoch rühmt und was er das Otium cum dignitate nennt. Doch es sollte ganz anders kommen, ein furchtbarer Sturm sollte noch über mich hereinbrechen. Nachdem ich die Veräußerung aller meiner Etablissements und aller meiner Besitzungen beschlossen, trat ich alle meine übrigen Revenuen meinen Gläubigern ab und behielt nur so viel als ich durchaus zum Leben brauchte: zwölftausend Franken jährlicher Renten. Endlich lieh mir

der König fünfmalhunderttausend Franken, um mir das Arrangement mit meinen Gläubigern zu erleichtern. Ich übergehe in Bezug hierauf nutzlose Details, die nur peinliche Erinnerungen in mir wecken würden. Die festgesetzte Anordnung wurde durchgeführt, und es war daraus eine erhebliche Verbesserung meiner Lage erwachsen, als die Julirevolution Alles auf's neue zerstörte. Ich hatte nach Bezahlung sämmtlicher Schulden die Gewißheit, wieder in den Besitz des Schlosses und Parks zu kommen, was mein einziger sehnlicher Wunsch war. Ein specielles Uebereinkommen mit dem neuen Besitzer hatte mir das Rückkaufsrecht auf fünf Jahre gesichert; da aber die Revolution mich der Liquidationsmittel beraubte, konnte ich nicht in den Genuß dieses Rechtes treten und die theuerste Hoffnung meines Lebens wurde somit vernichtet.

Zu Anfang des Jahres 1827 beschäftigte ein Vorfall privater Natur ganz Paris. Herr von Talleyrand, der am 21. Januar zur Todtenfeier für Ludwig XVI. nach Saint-Denis gegangen war, erfuhr daselbst eine öffentliche Beleidigung und erhielt damit den Lohn für einen im Jahre 1814 geschmiedeten verbrecherischen Anschlag, dem er ohne Zweifel nicht fremd gewesen war. Ein Graf oder Marquis von Maubreuil, ein Edelmann aus einer der westlichen Provinzen, der in unsrer Armee diente, hatte im Augenblicke der Restauration eine Art legitimistischen Fanatismus gezeigt. Er war ein Mann von mehr als zweideutiger Moralität. Die Umgebungen Talleyrand's, die Herren von Vitrolle und Roux-Laborie, machten diesem Offizier, wahrscheinlich im Einverständniß mit ihrem Chef, den Vorschlag, Napoleon auf seiner Reise nach der Insel Elba zu ermorden. Unter verschiedenen Vorwänden erwirkte man für ihn die nöthigen Vollmachten, um die alliirten Truppen requiriren zu können, und er machte sich auf den Weg.

Anstatt aber Napoleon nachzureisen, hielt Maubreuil die Königin von Westfalen an und nahm ihr ihre Diamanten ab. Er wurde wegen dieses Verbrechens vor Gericht gestellt und zu Einkerkerung verurtheilt. Die Diamanten fanden sich in der Seine wieder. Seitdem bemühte sich Maubreuil vergebens, die Protection des Herrn von Talleyrand zu erlangen. Endlich wurde er seiner nutzlosen Anstrengungen überdrüssig, schwur Letzterem ewigen Haß und erzählte überall den Auftrag, den er erhalten, den er aber, sagte er, nur übernommen habe, um Napoleon zu retten. Noch nicht befriedigt durch diese Rache, lauerte er seinem Feinde bei einer feierlichen Gelegenheit auf, um ihn in's Gesicht zu schlagen. Nach vollbrachter That versuchte er gar nicht zu entfliehen. Er wurde vor Gericht gestellt. Hier erzählte er mit großer Ruhe die Ursache seines Hasses und seines Racheactes. Herr von Talleyrand bot Alles auf, die Richter zu überzeugen, daß man ihm habe nach dem Leben trachten wollen, und behauptete namentlich auf das Entschiedenste, daß er einen furchtbaren Faustschlag an die Stirn erhalten habe. Maubreuil antwortete darauf: „Ich habe Herrn von Talleyrand eine Ohrfeige auf die linke Wange gegeben. Er hat geschrieen, weil er Furcht hatte, und er ist gefallen, weil er schlechte Beine hat.“ Maubreuil wurde vom Zuchtpolizeigericht zu Einsperrung verurtheilt, und Jedermann lachte über den Unfall des großen Mannes.

Einige Zeit nach diesem Vorgang erhoben sich Streitigkeiten zwischen dem Könige und der Regierung von Algier, und es kam zum Kriege. Man sprach von einer nothwendig gewordenen Expedition, um der Seeräuberei für immer ein Ende zu machen, indem man die Barbareskenstaaten vernichtete und an ihrer Stelle Colonien gründete. Ich trat sofort als Bewerber um das Commando auf, für den Fall daß die Expedition

zu Stande kommen sollte. Ich glaubte kraft meiner Antecedentien, der verschiedenen Commandos, die ich bekleidet, und der zahlreichen Feldzüge, die ich mitgemacht hatte, ein wohlbegründetes Anrecht darauf zu haben. Zu Ende des Jahres 1827 wurde die Frage erörtert, ob diese Expedition zeitgemäß sei, und man entschied dieselbe für den Augenblick verneinend; aber ich erhielt vom Könige und dem damaligen Ministerium, dessen Präsident Herr von Villèle war, die Zusicherung, daß, wenn die Expedition noch unternommen würde, ich die Oberleitung derselben erhalten sollte. Ich wartete daher in Geduld, that mehrere vorbereitende Schritte und bemühte mich rastlos, Jedermann von der Nothwendigkeit des Unternehmens zu überzeugen. Zu gleicher Zeit kam ich, um eine anhaltende Beschäftigung zu haben, auf den Gedanken, die Revision meiner Denkwürdigkeiten zu beginnen und so in meinen Erinnerungen zu leben.

Das Jahr 1827 erwies sich als fruchtbar an bedeutsamen Ereignissen und Symptomen bevorstehender Revolutionen. Der Einfluß der Congregation nahm mit jedem Tage zu. Die Jesuiten, deren Anstalten sich rasch vermehrten, schienen eine Macht zu erlangen, die Alles in ihr Bereich zu ziehen drohte. Die Mißvergnügten ergriffen denn auch jede Gelegenheit, um ihre Gesinnungen kund zu geben.

Um diese Zeit starb der Herzog von Liancourt. Er war ein braver Mann, ein Menschenfreund gewesen. Sein Name war populär und gab ohne seinen Willen den Factiösen Autorität, deren verbrecherische Absichten er unwissentlich ermuthigte. So werden die rechtschaffenen Leute fast immer Mitschuldige bei Revolutionen. Sie allein machen den Ausbruch derselben möglich. Ihr begründeter Tadel des Regierungsganges dient den Feinden der Gesellschaft als Stütze, um die Staatsgewalt anzugreifen und ihre Wirksamkeit

zu schwächen. Wenn im Laufe der Ereignisse die Existenz der Regierung gefährdet wird, wollen die Rechtschaffenen, die vor der Zukunft erschrecken, sie unterstützen; dann aber sind ihre Anstrengungen machtlos und sie sind die Ersten, die das zusammenstürzende Gebäude zerschmettert. Der Herzog von Liancourt hatte schon früher die Rolle eines Opponenten der Regierung gespielt, und er wollte sie eben wieder aufnehmeu, als der Tod seine Laufbahn beendigte. Arge Mißgriffe der Polizei veranlaßten eine Collision zwischen den jungen Leuten der Schulen und der Behörde. Die Weigerung, sie den Sarg des Herzogs tragen zu lassen, führte eine momentane Ruhestörung herbei. Bei der damaligen Stimmung der Gemüther nahm der unbedeutendste Vorfall gleich einen höchst bedenklichen Character an. Doch einige Zeit darauf trat ein Ereigniß von weit größerer Wichtigkeit ein, das den Sturz des Thrones und der Dynastie direct und unleugbar vorbereitete.

Zum Gedächtniß des energischen Ausdrucks der Gesinnungen der Bewohner von Paris im Augenblicke der Restauration hatte Ludwig XVIII. bestimmt, daß an jedem dritten Mai, dem Jahrestage seines Einzuges in Paris, der Dienst im Schlosse einzig und allein von der Nationalgarde versehen werden solle. Die königliche Garde und die Gardes-du-Corps traten ihr für diesen Tag ihre Posten ab und der König überließ die Sorge für seine Sicherheit ganz und ausschließlich den Bürgern, ein Vorrecht, das ihrer Eitelkeit schmeichelte. Dieser Gebrauch wurde von Karl X. beibehalten, die Ausübung desselben aber auf den 12. April verlegt, an welchem Tage er im Jahre 1814 seinen Einzug gehalten hatte. Gewöhnlich fand bei dieser Gelegenheit eine große Revue über die Nationalgarde statt. Erschreckt durch die Symptome einer feindseligen Stimmung, nahm der König Anstand, die Revue anzubefehlen;

doch auf die Gegenvorstellungen des Herzogs von Reggio, damaligem Obercommandanten der Nationalgarde, welcher diesem Corps sein Ansehen erhalten wollte, wurde sie auf Sonntag den 27. April anberaumt. Es wurden alle Anstalten getroffen, um ihr den Character eines öffentlichen Festes zu geben.

Gleichzeitig hörte die beständig intriguirende Congregation nicht auf, Befürchtungen einer zur Zeit rein imaginären Gefahr zu äußern; sie wollte um jeden Preis den König von seinem Volke trennen, damit er der öffentlichen Meinung nicht nachgäbe. Ein unheilvoller Instinct ließ sie Unruhen herbeiwünschen. Man sagte, das Leben des Königs werde bei dieser Revue gefährdet sein. Man consignirte die Truppen in ihre Kasernen und placirte deren an Orte in der nächsten Umgebung des Marsfeldes, wo die Revue stattfinden sollte, nachdem man Patronen unter sie vertheilt und die Revue auf den Tag festgesetzt hatte, an welchem die Garderegimenter sich ablösten, wodurch die in Paris anwesende Truppenzahl verdoppelt wurde. Da ich mich selbst von dem Stande der Dinge überzeugen wollte, beschloß ich, obwohl ich nicht Dienst hatte, den König zu begleiten und mich während der ganzen Dauer der Revue in seiner unmittelbaren Nähe zu halten.

Eine ungeheure Menschenmenge umgab das Marsfeld. Noch nie hatte sich die Nationalgarde so zahlreich eingefunden. Fünfzigtausend Mann waren in vortrefflicher Haltung unter den Waffen versammelt. Es kam ganz anders als man vermuthet hatte. Der Ruf: „Es lebe der König!“ ließ sich mit größter Einstimmigkeit vernehmen. Nur in drei Legionen vermischten sich damit die Rufe: „Nieder mit den Ministern! nieder mit Villèle! nieder mit den Jesuiten!“ In zweien dieser Legionen waren diese Rufe vereinzelt, nur in einer waren sie sehr zahlreich und unter der unermeßlichen

Zuschauermenge ließ sich nur der Lebehochruf für den König vernehmen. Diese Thatsachen sind streng der Wahrheit gemäß. Ich erkläre hiermit, mich durch den Augenschein davon überzeugt zu haben.

Ebenso war es beim Defiliren. Neun Legionen riefen einzig und allein: „Es lebe der König!“ und die drei anderen äußerten abermals die Gesinnungen, die sie bereits in dem Augenblicke, wo der König vor ihrer Front vorbeigeritten war, an den Tag gelegt hatten. Der Eindruck, den die Revue im Ganzen auf den König machte, war kein ungünstiger. Nach dem Defiliren näherte sich ihm der Herzog von Reggio, um seine Befehle entgegenzunehmen. Karl X. antwortete ihm in meiner Gegenwart: „Ich ersuche Sie, Herr Herzog, einen Tagesbefehl zu erlassen, in welchem Sie der Nationalgarde über die Anzahl und die vortreffliche Haltung Derer, die sich zur Revue eingefunden, sowie auch über die Gesinnungen, die sie gegen mich an den Tag gelegt haben, meine Zufriedenheit, zugleich aber auch über einige damit vermischte betrübende Rufe mein Bedauern auszudrücken.“

Der König trat den Rückweg in die Tuilerien an. Als er im Schlosse angekommen und abgestiegen war, entließ er uns am Fuße der sogenannten Königstreppe. Er kam auf mich zu und sagte mit einem ihm eigenen Tone von Bonhomie zu mir: „Nun, es sind doch mehr Gute als Schlechte.“ — „Wie?“ entgegnete ich ihm, „sieben Achtel sind Gute!“ Dies war die Stimmung des Königs, als er in's Schloß zurückkam; aber die Legion der Chaussée d'Antin, deren Rufe bei der Revue feindselig gewesen waren, rief während des Vorbeimarschirens unter den Fenstern des Finanzministeriums beständig: „Nieder mit Villèle!“ Der Minister, der bei Herrn von Appony, dem österreichischen Gesandten, speiste, wurde sogleich von dieser Beleidigung unterrichtet. Außer sich und auf's Höchste erbittert,

verläßt er die Tafel, fährt in die Tuilerien und überredet den König, die Auflösung der Nationalgarde anzubefehlen. Die Ordonnanz wird unterzeichnet und dem Herzoge von Reggio in dem Augenblicke überbracht, wo er den Tagesbefehl aufsetzen ließ, der die Zufriedenheit des Königs ausdrücken sollte. Die dienstthuenden Nationalgarden wurden mitten in der Nacht, und selbst ohne auf ihren Posten durch Truppen abgelöst zu werden, plötzlich und schimpflich nach Hause geschickt.

Dieser unglaubliche Vorfall hat einen unermeßlichen Einfluß auf unsere Geschicke gehabt. Er hat den Ausbruch der Julirevolution vorbereitet und erleichtert. Man sieht hier wieder einmal, welch' ein schlechter Rathgeber der Zorn ist. Man löst ein aus der ganzen Bürgerschaft von Paris zusammengesetztes Corps von fünfzigtausend Mann auf und jagt es mit Schimpf und Schande fort, während fünfundvierzigtausend davon die besten Gesinnungen an den Tag gelegt und nur fünftausend gegen die dem Souverain schuldige Ehrerbietung verstoßen haben. Eine sonderbare Gerechtigkeit! Man schickt von Eitelkeit erfüllte Leute, nachdem man sie unzufrieden gemacht und gekränkt hat, nach Hause, ohne sie zu entwaffnen; eine sonderbare Vorsicht! Kurz, man vergißt die einfachsten Regeln der Staatsklugheit. Bei stattfindenden Spaltungen pflegt man die Zahl seiner Freunde, wenn man von ihnen spricht, höher anzugeben als sie ist, und dagegen die Zahl seiner Feinde möglichst auf Null zu reduciren, ein Verfahren, das oft von sehr heilsamem Einfluß auf die öffentliche Meinung ist. Hier ist es das gerade Gegentheil: man versichert angesichts von ganz Paris, angesichts von ganz Frankreich, angesichts des Auslandes, daß der König mit seiner Hauptstadt entzweit ist. Man weiß wahrhaftig nicht, welchen Namen man einer solchen Maßregel geben soll. Die Vernunft würde

erlaubt, ja selbst geboten haben, zwei Legionen aufzulösen, um sie neu zu organisiren. So würde man eine passende Maßregel getroffen und zugleich einen nützlichen Act der Strenge geübt haben.

Die Obersten der zwei strafbaren Legionen waren beide Hofmänner, nämlich der Graf von Boisgelin und Herr Sosthène de la Rochefoucauld. Schon deshalb konnte ihre Gesinnung nicht so gut sein. Diese Wahlen waren ganz verkehrt; aber man schien sich damals ordentlich Mühe zu geben, Alles in einem dem gesunden Verstande widerstreitenden Sinne zu thun. Eine Nationalgarde kann ihrer Natur nach weder durch Strafen noch durch Belohnungen geleitet werden, sondern lediglich durch Einflüsse. Solche Einflüsse können nur vermittelst natürlicher, persönlicher Beziehungen, also nur zwischen Leuten eines und desselben Standes zur Geltung kommen. Ein großer Fabrikant, der viele Arbeiter beschäftigt, ein Bankier, der Credite eröffnen kann, das sind die Leute, welche naturgemäß zu den Commandos in ihren Stadtvierteln berufen sind; ein grand seigneur aber, der mit hochmüthigem Stolze auf die Nationalgarden herabsieht und Anforderungen an sie stellt wie an Linientruppen, wird sich bald verhaßt machen und man wird sich bei jeder Gelegenheit bemühen, ihm zu mißfallen und ihm entgegenzuarbeiten. Um dieses traurige Kapitel von der Nationalgarde zu beendigen, will ich noch ein Wort hinzufügen. Wollte man sie nur los sein, so bestand das ganz einfache Mittel darin, daß man sie aus dem Schlosse entließ und ihr für ihre Dienste höflich dankte. Dann wäre Jeder zufrieden gewesen, denn Jeder war müde und sehnte sich nach Ruhe. Aber stets mußte man die Organisation und die Listen beibehalten, denn auf alle Fälle ist es jederzeit ein großer Vortheil für die öffentliche Ordnung und für die Regierung, wenn es fünfzigtausend militärisch organisirte und bewaffnete

Bürger giebt, unter dem Commando von Chefs, welche die Regierung gewählt hat und die von ihnen als solche anerkannt sind. Bleiben sie bei vorkommenden Ruhestörungen auch nicht alle treu, so wird es doch wenigstens ein großer Theil desselben sein, und dieser ist die legitime, ordentliche und legale Gewalt.

Die Ereignisse, welche ich eben erzählt habe, wurden die Grundursache der beständig feindseligen Gesinnungen der Pariser gegen den König. Die Wähler, welche den Absichten des Hofes stets entgegen waren, drückten zur Genüge diese Gesinnungen aus, welche später den Ausbruch der Julirevolution herbeiführten, die in Ermangelung einer Nationalgarde nur durch die unmittelbare Anwendung der Militärgewalt bekämpft werden konnte und wegen unzureichender Truppenmassen den Umsturz des Thrones zur Folge hatte.

Im Laufe der Session legte die Regierung der Pairskammer den Entwurf eines Militärstrafgesetzbuches vor. Zwei Commissionen theilten sich in die Arbeit, und ich wurde zum Präsidenten der Hauptcommission ernannt, welche die Strafen, die Organisation der Tribunale und deren Competenz festzustellen hatte. Eine gewissenhafte Arbeit, an der ich thätigen Antheil nahm und bei der ich durch einen sehr tüchtigen Mann von großer Einsicht und ehrenwerthem Character, den General d'Ambrugac, Mitglied der Pairskammer, kräftig unterstützt wurde, war das Ergebniß unserer Sitzungen. Sie wurde der Deputirtenkammer vorgelegt, die aber nicht Zeit fand, sie vor dem Schlusse der Session zu votiren, und sie blieb daher unvollendet. Nie ist eine bessere Arbeit über diesen Stoff angefertigt worden und es wäre sehr zu wünschen, daß sie mit der Zeit noch die legislative Genehmigung erhielte.

Unmittelbar nach beendigter Session stellte eine königliche Ordonnanz die Censur wieder her. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Bedürfniß dieser Maßregel

fühlbar geworden war; aber bedauern muß man auch, daß eine entgegengesetzte Ansicht zuvor ihren Einfluß geltend gemacht und zwei Jahre früher eine Stimmung vernichtet hatte, die sich mit der Zeit befestigt haben würde.

Der König begab sich hierauf in's Lager von Saint-Omer, wo zwölf- bis fünfzehntausend Mann zusammengezogen waren, und besuchte die bedeutendsten Städte der Picardie, Flanderns und des Artois. Diese für die Instruction der Armee sehr nützliche Truppenanhäufung hatte Anlaß zu allerhand Gerede gegeben. In Frankreich macht man oft viel Lärm um nichts. Man hatte behauptet, der König werde in der Mitte dieser Truppen die Gesetzgebung und die Charte abändern, ein Gerücht, das geflissentlich verbreitet worden war, um die Gemüther aufzuregen, das aber jeder Begründung entbehrte.

Der König wurde von den Truppen gut empfangen und war sehr zufrieden mit ihrem Geiste. Es überkam ihn hier eine kleine absolutistische Anwandlung, denn er sagte am Abend eines Manövertages zu dem Herzoge von Mortemart: „Mit Hülfe dieser braven Leute könnte man sich Gehorsam verschaffen und den Gang der Regierung sehr vereinfachen.“ — „O ja,“ entgegnete ihm Mortemart, „allein dann dürfte der König gar nicht mehr vom Pferde kommen, und er ist schon jetzt müde.“ — „Das ist wahr,“ versetzte der König.

Das Ministerium Villèle mit seinem unsicheren Gange hatte allen Parteien mißfallen. Durfte man auch dem Cabinetschef einen großen politischen Scharfblick absprechen, so mußte man ihm doch ein bedeutendes administratives Talent und Vorsicht zuerkennen. Herr von Villèle, ein courageuser und schlauer Staatsmann, lavirte inmitten der einander entgegenstehenden Parteien und haschte nach Popularität, während er

sich zugleich die Gunst des Hofes zu erhalten suchte, was bei stattfindenden Parteispaltungen immer schwierig ist, zu seiner Zeit aber geradezu unmöglich war. Eine servile Kammer, das Ergebniß schmachvoll fraudulöser Wahlen, hatte ihn gehalten und ihm mit blinder Ergebenheit gedient. Man kann dem Minister vorwerfen, daß er ihre Willfährigkeit nicht noch mehr benutzte, um monarchische Institutionen zu gründen und die Mängel abzustellen, an denen die damalige Staatsverfassung Ueberfluß hatte; aber so weit reichte sein Geist nicht. Er hielt sich mit einer Art Passion in den administrativen Grenzen und glaubte schon sehr viel für das Land gethan zu haben, indem er in das votirte Budget die Specialität einführte, eine verderbliche Maßregel, welche der Kammer die eigentliche Regierungsgewalt in die Hand gegeben hat, denn wenn auf der einen Seite Ordnung in den Finanzen ein Element der Stabilität für die Regierung ist, so ist auf der andren Seite Sklaverei in den Finanzen ein großes Hinderniß, das alle Bewegungen der Staatsgewalt hemmt. Bei einer Regierung wie die unsrige muß das Gesetz sich darauf beschränken, die großen Ausgabemassen zu bestimmen. Die Unterabtheilungen derselben müssen von der Regierung festgestellt werden, und so nützlich eine durch Ordonnanz vorgeschriebene genaue Specialität ist, die nöthigenfalls durch eine andere Ordonnanz modificirt werden kann, so nachtheilig für das öffentliche Wohl ist die Bestimmung derselben durch ein Gesetz. Dieser unselige Fehler, eine der Ursachen des unsicheren Regierungsganges und unserer Unglücksfälle, ist das Werk Villèle's.

Inzwischen war Herr von Villèle trotz aller seiner Anstrengungen unpopulär geworden, und die öffentliche Meinung zog sich von ihm zurück. Er unterwarf sich freiwillig der Gefahr neuer Wahlen und appellirte so an die Meinung des Landes, eine unkluge, durch

nichts gebotene Maßregel, denn die Kammer hatte eine noch zweijährige legale Existenz. Diese Maßregel widerstritt sogar seinem vorsichtigen Character. Gleichzeitig ernannte er sechsundsiebzig Pairs, um seine Macht in der hohen Kammer zu befestigen. Diese durch nichts gerechtfertigte Ernennung verletzte die öffentliche Meinung. Die Wahlen fielen theilweis ungünstig für ihn aus; sie machten die Dauer seiner Macht ungewiß, während feindselige Bewegungen in den unteren Volksschichten, die ich ziemlich leicht unterdrückte, sich in der Rue Saint-Denis wiederholten. Doch Villèle's Muth wurde nicht erschüttert; die auftauchenden neuen Hindernisse schienen denselben im Gegentheil zu vermehren, und er hoffte mit Erfolg gegen seine Feinde ankämpfen zu können. Allein Die, welche ihn stürzen sollten, befanden sich in Reihen, die ihn hätten unterstützen sollen.

Die mit seiner Mäßigung unzufriedenen Ultra-Royalisten, die fromme Partei, die ehrgeizigen Intriguants, denen alles Talent und alle Einsicht abging, die aber von ihrem vermeintlichen Genie eingenommen waren und an deren Spitze der Fürst von Polignac und der Herzog von Rivière standen, ruhten und rasteten nicht, bis sie ihn beim Könige in Mißcredit gebracht hatten, in der Hoffnung, ihn zu ersetzen. Und dies waren die nämlichen Männer, zu deren Gunsten Villèle jenen großen Gerechtigkeitsact, die Entschädigung der Emigranten, erwirkt und diese colossale Operation mit einem glänzenden Geschick und Erfolg durchgeführt hatte! Sie glaubten fest, seine Gewalt zu erben; doch für diesmal irrten sie sich.

Nachdem der König zu Anfang des Jahres 1828 Herrn von Villèle entlassen hatte, wählte er dessen Nachfolger, aus Besorgniß wegen der Physiognomie der Kammer, in der liberalen Meinungsschattirung. Die Herren de la Ferronays, de Caux, Portalis,

Roi, Martignac, Saint-Cricq, Feutrier, Hyde de Neuville und Vatismenil bildeten dieses neue Ministerium. Die beiden Letzteren gehörten der unter dem Namen der Abtrünnigkeit (défection) bekannten Coterie an, deren Oberhaupt Herr von Chateaubriand war. Dieses durch Mangel an Talent, und noch mehr durch Characterschwäche, durch erbärmliche Eifersüchteleien, welche die Ernennung eines Präsidenten verhinderten, und durch eine philisterhafte Rivalität gebrechliche Ministerium, verlor in dem Augenblicke, wo Herr von la Ferronays durch einen Schlaganfall gezwungen wurde, sich von den Staatsgeschäften zurückzuziehen, jede Spur von Ansehen. Da jedoch Mäßigung der vorherrschende Character dieser Verwaltung war, so beschwichtigte sie wenigstens die Gemüther, und der König wurde auf einer Reise, die er nach Lothringen und dem Elsaß unternahm, überall mit Jubel empfangen. Allerwärts gab man ihm Beweise von Liebe und großer Popularität. Einige Concessionen, die das Ministerium gemacht hatte, wurden vom Hofe getadelt; keine derselben aber hatte ernste Folgen. Das wahre Uebel, welches das neu errichtete Gebäude unterminirte, war die geringe Unterstützung, die es beim Könige fand. Man wußte, daß die Männer, die seine Zuneigung und sein Vertrauen besitzen sollten, in einer erklärten Opposition verharrten. So hatte diese von Haus aus schwache Regierung auch noch den Einfluß des Königs zu bekämpfen, der ihren Gang hemmte, anstatt ihn zu fördern. Ein solcher Zustand konnte nicht von Dauer sein, und doch hätte eine gewisse Ruhe, die in den Gemüthern herrschte, dazu dienen können, etwas Stabiles zu begründen.

Einer der ersten Schritte dieses neuen Ministeriums war die Bildung eines obersten Kriegsrathes, in welchen ich berufen wurde. Drei Marschälle von Frankreich waren darin. Der Dauphin führte den Vorsitz,

und unter ihm präsidirte jeder der Marschälle einer als Commission constituirten Fraction des Conseils. Ich hatte speciell die Cavalerie-Commission unter mir und führte oft bei den vorbereitenden Arbeiten derselben den Vorsitz. Wir gaben uns mit Eifer den gründlichsten Untersuchungen und Erörterungen hin. Es gab keine Organisationsfrage, die wir nicht berathen hätten; aber die Incapacität des Dauphins lähmte Alles. Die einzige Arbeit, welche die Genehmigung des Königs erhielt und zur Ausführung kam, war die Organisation der Artillerie, so wie sie jetzt ist, ein wahres Meisterstück, das allen Anforderungen des Dienstes entspricht. Die Artillerie ist nicht mehr in Personal, Material und Bespannung eingetheilt. Die Einheit ist die Batterie, das heißt Geschütze mit Allem was zu ihrer Bedienung und zu ihrem Train gehört. Alles ist unter die Befehle der nämlichen Offiziere gestellt. Auch das Material erfuhr eine unmöglich noch weiter zu treibende Vereinfachung, und ich wüßte nicht, was im Interesse einer besseren Anwendung dieser wichtigen Waffengattung noch zu wünschen sein könnte.

Bei der Infanterie hatten wir ein gemischtes System einführen wollen, das sich ein wenig dem in Oesterreich bestehenden näherte. Wir hatten Frankreich in fünf große Arrondissements eingetheilt, und die darin ausgehobenen Regimenter sollten dieselben für gewöhnlich nicht verlassen. So wären diese Regimenter stets in der Nähe ihrer Rekrutirungsmittel und ihrer Reservebataillone gewesen. Diese letzteren Bataillone sollten lediglich aus solchen Mannschaften bestehen, die noch drei Jahre zu dienen hatten und die beurlaubt werden sollten, nachdem sie fünf Jahre unter den Fahnen zugebracht. Diese Bataillone sollten nur Leute aus dem nämlichen Arrondissement enthalten, welchem die Mannschaften der Corps angehörten, denen sie einverleibt gewesen waren. So würde zum Beispiel ein

dreitausend Mann starkes Regiment aus fünfzehnhundert zehn bis zwölf verschiedenen Departements angehörenden Mann, welche weniger als fünf Jahre gedient hatten und beim Corps anwesend waren, und aus fünfzehnhundert einem und demselben Departement angehörenden Mann, welche mehr als fünf Jahre gedient hatten und vom Corps abwesend waren, bestanden haben. Dieses System würde fast alle Vortheile des österreichischen, ohne einen einzigen der Nachtheile, die man diesem vorwerfen kann, gehabt haben; aber es blieb Alles unentschieden, der Dauphin konnte sich zu nichts entschließen.

Die neue Verwaltung hatte in die Theilung des Kriegsministeriums gewilligt und der Dauphin hatte das Personal auf sich nehmen wollen. Zu dem Ende war Herr von Champagny, einer seiner Adjutanten, zum Director ernannt worden und arbeitete mit ihm. Waren die Beförderungen von ihnen vorgenommen, so unterzeichnete sie der Kriegsminister, der sonach die Verantwortlichkeit für die Wahlen des Prinzen übernahm. Diese unpolitische Maßregel bürdete dem Dauphin das Gehässige der Verweigerungen auf, während der Minister die Gunstbezeigungen zu spenden schien. Man kann die Handlungen des Dauphins nicht tadeln, denn sie waren in der Regel ordnungsgemäß und legal; aber der aus seinen neuen Functionen resultirende nothwendige Verkehr mit den Offizieren der Armee machte ihm seiner Manieren wegen viele Feinde. Diese Theilung der Autorität schwächte die schon so gebrechliche Verwaltung noch mehr.

Die Angelegenheiten Griechenlands beschäftigten schon seit mehreren Jahren die Gemüther. Die Sache der Religion und der Freiheit dieses Barbarenvolks schien Jedermann am Herzen zu liegen. Eine sonderbare Stimmung der französischen Nation, welche plötzlich eine durch nichts gerechtfertigte Theilnahme in ihr

weckte. Die Liberalen beuteten diese Mine aus und stellten sich an die Spitze der Opposition. Man interessirte sich für das Schicksal der Griechen, man veranstaltete Sammlungen für sie, es bildete sich ein Comité, welches die ihnen zu gewährenden Unterstützungen vertheilte, und man hätte glauben sollen, das Geschick der ganzen Welt hinge von einigen Tausend Banditen ab, die man nach ihrem wahren Werthe hätte würdigen sollen. Ich wurde ersucht, in dieses Griechen-Comité einzutreten; allein es hat mir Zeit meines Lebens stets widerstrebt, mich an extra-legalen politischen Associationen zu betheiligen, da ich sie immer aus Schwachköpfen, Dupirten und Schurken zusammengesetzt glaubte und ich in keiner dieser Kategorien figuriren wollte. Die Unordnungen in der Türkei und das Loos der bedrückten Griechen mußten allerdings die öffentliche Aufmerksamkeit und Theilnahme erwecken; aber die Politik hatte einen ganz andern Gang zu befolgen.

Die europäischen Mächte hatten zwischen zwei Wegen zu wählen: entweder im bloßen Interesse der Humanität zu interveniren, oder die Ersetzung der türkischen Macht durch eine neue, starke und achtunggebietende Macht vorzubereiten. Im ersteren Falle mußte man den Großherrn, während man ihm die Souverainetät über Morea ließ, dahin bringen, daß er diesem Lande eine Organisation gab, ähnlich der der Moldau und Walachei, und die Griechen würden dann, befreit von einem sich tagtäglich fühlbar machenden Despotismus, in Frieden wieder aufgeathmet haben. Im zweiten Falle mußte man für die neu zu gründende Ordnung der Dinge ein großes Ländergebiet umfassen einen Staatskörper bilden, der mächtig genug war, um eine politische Rolle zu spielen, und eines Tages, wenn das Geschick die letzte Stunde dieses verfallenen Thrones herbeigeführt, Constantinopel besetzen. Anstatt dessen schuf man da ein Königreich, wo kaum die

Elemente zu einer Provinzialorganisation vorhanden waren; man setzte eine Krone auf das Haupt des Chefs einer Bevölkerung von achtmalhunderttausend elender Bettler; man stellte einen Haufen Menschen, der nur durch Gewalt zu lenken ist, unter ein constitutionelles Regime. Eine militärische Organisation, deren specieller Zweck die Sicherung des Gehorsams gewesen wäre, entsprach allein den Bedürfnissen dieser Bevölkerung. Dies ist jederzeit die zweckmäßigste Regierungsform für Barbaren, und es genügt, daß die Chefs einsichtsvolle Männer sind. Ein solches System, das leicht durchzuführen und dessen Wirkung prompt und nachhaltig ist, verbürgt die Ordnung und bereitet die Civilisation vor. Unter seinem gegenwärtigen Regime ist dieses kleine Land eine Last für Europa und wird es noch lange bleiben.

Das angenommene System lag im Interesse Rußlands, dessen Zweck die Schwächung des ottomanischen Reichs sein mußte. Es lag ferner auch im Interesse Englands, das, weil es die Jonischen Inseln besitzt, dort leicht Gesetze dictiren und dieses Land zu einer Art Annexum machen zu können glaubte, worin es sich aber getäuscht hat. Nur die Absichten Rußlands waren vernünftig und den Interessen einer erleuchteten persönlichen Politik entsprechend. Frankreich und England haben in dieser Angelegenheit die Rolle von Geprellten gespielt; England aber ist durch seine Berechnungen, Frankreich durch die Illusion hochherziger Gefühle, durch die Macht einer vorübergehenden Meinung, einer launenhaften, flüchtigen Mode getäuscht worden.

Am 20. October hatten die französischen, englischen und russischen Geschwader die Seemacht des Großherrn angegriffen und bei Nawarin in Asche verwandelt. Somit hatten diejenigen beiden Staaten, denen am meisten um die Erhaltung seiner Seemacht zu thun

sein mußte, gedankenloserweise einer dritten geholfen, der darum zu thun war, sie zu vernichten. Allein der Seesieg verhinderte nicht, daß Morea von der damals dem Sultan ergebenen ägyptischen Armee besetzt wurde. Um endlich dieser langwierigen und peinlichen Geschichte ein Ende zu machen, ward eine Expedition für nöthig gehalten. Der General Maison erhielt das Commando derselben. Man hätte meinen sollen, daß seine directe Opposition gegen die Bourbons ein Hinderniß für ihn sein würde, diesen Beweis von Vertrauen zu erlangen; aber das schwache Ministerium glaubte sich durch Erwählung dieses Generals den Beistand und die Stütze der liberalen Partei zu verschaffen. Maison aber, ein Mann ohne alle Thatkraft, ein General von geringer Anciennetät, der durchaus keinen Einfluß auf die Armee hatte, brachte ihm keinerlei Unterstützung. Diese Wahl verringerte das Ansehen der Regierung, noch mehr aber schadete sie sich, als der König später den General Maison zum Marschall ernannte, obgleich er keine einzige hervorragende Waffenthat verrichtet und überdies zu denjenigen Generalen gehörte, die am wenigsten Anspruch auf eine solche Auszeichnung hatten. Ich sprach mich darüber offen und unumwunden gegen Karl X. aus und fragte ihn, was er für einen General thun würde, der das Land gerettet hätte, wenn er eine solche Belohnung demjenigen gewährte, der weder ältere noch neuere Rechte geltend zu machen habe.

Ich war auf's Land gezogen und brachte daselbst so viel Zeit zu, als meine Arbeiten im Kriegsrathe und meine Hofpflichten gestatteten. In dem alten stolzen Schlosse Dépoisse in Burgund, bei guten Freunden und in der Nähe liebenswürdiger Nachbarn, wie Herr und Frau von Guitaut, begann ich in diesem Jahre die Arbeit, die ich gegenwärtig vollende und welche durch die Umstände einen so großen Werth für mich

erhalten hat. Auch in Saint-Germain und auf dem in der Nähe gelegenen Schlosse Grandchamp hielt ich mich viel im Kreise einer Familie auf, die ich herzlich liebe. Der Gatte, der General von Damrémont, ist mit mir verwandt; mehrere Jahre hindurch ist er mein erster Adjutant gewesen und hat sich in meiner Nähe für seinen Beruf ausgebildet. Er ist ein ausgezeichneter Offizier, den ich schätze und achte. Seine Gattin, eine reichbegabte Frau, Tochter des Generals Baraguey-d'Hilliers, ist meine Mündel, denn die Familie erwählte mich nach dem im Jahre 1813 bei seiner Zurückkunft aus Rußland erfolgten Tode ihres Vaters zum Vormunde. Die Zeit verstrich mir in angenehmer Ruhe und ich erwartete von der Zukunft eine Verbesserung meiner Lage. Meine Schulden verminderten sich, in acht Jahren hatte ich die Gewißheit, sie vollständig bezahlt zu haben und wieder in den Besitz des väterlichen Stammsitzes zu kommen, mein sehnlichster Wunsch und das einzige Ziel meiner Anstrengungen. Inzwischen schien das Glück mir noch einmal lächeln und eine Gelegenheit bieten zu wollen, wieder aus meiner Ruhe auf den berauschenden Schauplatz des Kriegs zurückzukehren. Es war von neuem die Rede von der Expedition nach Algier.

Zu Anfang dieses Jahres war der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochen. Am 4. Juni war die russische Armee über die Donau gegangen und hatte Isakdschi genommen. Die Thore dieser Festung waren angesichts des Feindes geöffnet worden. Der glückliche Uebergang eines so mächtigen Stromes hatte Schrecken und Entsetzen unter den Türken verbreitet. Keine Widerstandsmittel waren vorbereitet, und die Russen brauchten nur zu marschiren; aber unglaublicherweise waren die russischen Streitkräfte nicht im voraus zusammengezogen worden, die disponiblen Truppen erschienen nicht in hinreichender Stärke, um

in's Innere vorrücken zu können, und der Kaiser blieb mit etwa fünfzehntausend Mann achtzehn Tage lang in den Trajanischen Linien. Die Verzögerung der Ankunft der Truppen vor der Operation ist unverzeihlich, nicht minder ist es die Einstellung der Offensive, selbst mit nicht zahlreichen Truppen. Fünfzehntausend Mann reichen hin, um ein großes türkisches Heer zu schlagen, und die Russen hatten zur Zeit Niemanden vor sich. In einem solchen Kriege ist die successive Ankunft der Truppen sehr vortheilhaft. Man braucht keine großen Unterhaltsmittel, die Communicationen sind naturgemäß gedeckt und fortwährender Ersatz der Verluste erhält die Corps in genügender Vollzähligkeit. Man setzte den damals begangenen Fehlern die Krone auf, indem man sich sofort mit der Belagerung von Braila beschäftigte und zu dieser Operation Mittel verwendete, die anderwärts besser hätten angewendet werden können. Man suspendirte also eine Offensive, die man nach Möglichkeit hätte beschleunigen sollen. Schumla, das bei Eröffnung des Feldzugs ohne Vertheidigung war, hatte Zeit, eine Garnison zu erhalten, und der von vornherein verfehlte Feldzug bestand nur noch aus einer Reihe von Fehlern.

Wäre man schnell marschirt, so hätte man Schumla fast ohne Schwertstreich nehmen und sich der Defilés des Balkan bemächtigen können. Die Schwierigkeit dieses Kriegs beruhte hauptsächlich im Mangel an Lebensmitteln; dieser Uebelstand würde bedeutend vermindert worden sein, wenn man sich nicht aufgehalten hätte; bei dem langen Verweilen auf einem Punkte aber hatte man große Entbehrungen zu ertragen. Man kam auf die unglückliche Idee, Varna zu belagern, eine Operation ohne Zweck und Nutzen. Varna ist ein schlechter Handelshafen; es kann für die Türken nicht der Versammlungsort einer Armee sein und nützte auch

den Russen nichts, wenn es in ihre Hände fiel. Es war demnach ganz überflüssig, daß man sich die Mühe nahm, es zu belagern; etwas Andres wäre es gewesen, sich der Rhede von Burgas und des den Eingang zu derselben vertheidigenden Forts von Sisopoli zu bemächtigen. Dieser Ort, ein vortrefflicher Ankerplatz und geeignet, die größten Geschwader jenseit des Balkan zurückzuhalten, war den Russen als ein Depot für die Lebensmittel, die Verwundeten und Kranken bezeichnet.

Sobald sich die russische Armee dieses Punktes bemächtigt, hatte sie nach bewerkstelligtem Uebergang über den Balkan eine doppelte Communicationslinie und Magazine aller Art zur Hand. Achttägige Arbeiten und sechstausend Mann Landungstruppen, unterstützt durch eine Flotte, setzten sie in den Stand, sich hier gegen alle türkischen Streitkräfte zu vertheidigen.

Man mußte sich also zuerst dieses Punktes bemächtigen, dann über den Balkan gehen, und so konnte man den Frieden dictiren oder in Constantinopel einrücken. Im Jahre 1829 befolgte man dieses Verfahren. Damals hatten indeß die Türken einige Streitkräfte beisammen, und was in diesem Jahre mit Leichtigkeit ausgeführt wurde, hätte 1828 noch leichter erzielt werden können.

Die französische Regierung, welche mit Recht günstig gegen Rußland gestimmt war, ließ sich verleiten, dessen Absichten in einer Weise zu fördern, die einer gesunden Politik widerstritt. Die Intervention Frankreichs hätte unter anderen Auspicien stattfinden sollen.

Frankreich hat stets die Wahl zwischen zwei Allianzen in Europa: es kann sich entweder Rußland oder Oesterreich anschließen. Diese letztere Allianz gewähr-

leistet ihm den Frieden Europa's, denn Oesterreich, eine gemäßigte Centralmacht, kann nicht nach Vergrößerung seines Ländergebiets streben, da es schon so viel besitzt als es vernünftigerweise nur wünschen kann, und es muß ihm daher um Erhaltung des Friedens zu thun sein. An Oesterreich und Frankreich schließt sich naturgemäß England an, und diese Tripleallianz hält Rußland in Schach, dessen kolossale Macht, ungeheure Mittel und rastloser Ehrgeiz Europa unaufhörlich bedrohen. In der eigenthümlichen Lage, in der sich das Haus Bourbon befand, versprach eine russische Allianz andere Vortheile, indem sie eine Gebietsvergrößerung begünstigte, deren Frankreich bedurfte und welche die Dynastie populär gemacht haben würde. Die französische Regierung konnte unschlüssig sein, wozu sie sich entscheiden sollte; als sie aber einmal entschlossen war, die Russen zu begünstigen, mußte sie diese Freundschaft geltend machen, Nutzen daraus ziehen und eine Operation in Angriff nehmen, die uns die Rheinufer und das Großherzogthum verschafft und dadurch den moralischen und materiellen Interessen Frankreichs Genüge geleistet haben würde. Diese Allianz allein kann früher oder später die Erreichung dieses Zieles ermöglichen.

Oesterreich ist zu eifersüchtig auf Frankreich, als daß es die Vergrößerung seiner Macht ruhig mit ansehen sollte. Das Andenken an die erlittenen Demüthigungen ist bei ihm noch zu frisch, als daß es zum Wohlwollen geneigt sein könnte. Rußland hingegen, das weit entfernt ist und ein ungeheures Feld zur Ausbeutung vor sich hat, kann die Allianz und Freundschaft Frankreichs niemals zu theuer bezahlen.

Es gab jedoch einen Mittelweg, der französischen Regierung stand noch eine andere vorsichtige Politik offen. Man mußte vor Eröffnung der Feindseligkeiten

die Trükei durch eine directe Drohung erschrecken. Man mußte ein Geschwader mit einigen Truppen nach der Levante schicken, sich als Vermittler aufwerfen und den Großherrn zwingen, den Russen gerecht zu werden, deren Reclamationen großentheils begründet und durch die Nothwendigkeit motivirt waren. Kurz, man mußte die Türken wie Kinder behandeln, die man verhindert, sich einer Gefahr auszusetzen, die ihnen zum Verderben gereichen muß. Doch man verstand es weder, einen kühnen Entschluß zu fassen, der uns zum ersten Range in Europa erhoben und uns eine große Zukunft bereitet haben würde, noch als vorsichtiger Friedensstifter aufzutreten. Man sprach Wünsche für den Sieg der Russen aus, man schloß sich ihnen mit dem Willen und bis zu einem gewissen Punkte selbst durch die That an, indem man Oesterreich drohte, gegen dasselbe zu interveniren, wenn es im Interesse der Türkei handelte. Kurz, man trug viel zur Vernichtung der türkischen Macht bei, ohne Frankreich specielle Vortheile zu sichern, ein gedankenloses und kurzsichtiges Verfahren.

Währenddem schleppte sich das Ministerium mühsam hin. Herr von Chabrol, der nach dem Sturze des Ministeriums Villèle, dem er angehörte, anfangs mit in dasselbe eingetreten war, hatte bald die Nothwendigkeit erkannt, sich von einer Verwaltung zu trennen, deren politische Färbung nicht die seinige war. Er hatte demzufolge seine Entlassung eingereicht und war durch Hyde de Neuville ersetzt worden; aber obwohl er von den Staatsgeschäften zurückgetreten war, hatte er doch das Vertrauen des Königs behalten, mit dem er in häufigem Verkehr blieb. Achtzehn Monate einer ruhigen und ungestörten, aber auch schwachen und farblosen Verwaltung waren verstrichen, da sahen sich die nichts ahnenden, den täglichen wohlwollenden Versicherungen des Königs

vertrauenden Minister plötzlich aus dem Amte getrieben und ihrer Portefeuilles beraubt.

Herr von Chabrol, dessen unersättlicher Ehrgeiz sich nicht an die Ruhe hatte gewöhnen können, dessen Geist und Instinct ihn zur Intrigue trieben, obwohl sein Character nicht der Rechtschaffenheit ermangelte, benutzte seine Beziehungen zum Könige, um ihm das Geheimniß seiner Unzufriedenheit zu entlocken, die er durch stetes Billigen und andrerseits durch fortwährendes Tadeln der Operationen des Ministeriums noch vermehrte. Er wurde beauftragt, ein neues Cabinet zu bilden, dessen Chef Herr von Polignac sein sollte, eine verderbliche, fast wahnwitzige Idee, die den Sturz der Monarchie herbeiführte. Herr von Chabrol wurde, indem er sich dazu hergab, der Urheber unsres Unglücks. Er trat selbst in dieses Ministerium ein und zog einige vernünftige, aber schwache Männer in dasselbe, die unfähig waren, den Strom aufzuhalten, dem man sich aussetzte.

Die ernannten Minister hatten Mühe sich zu verständigen, und das Cabinet wurde daher umgestaltet und definitiv aus den Herrren von Polignac, von Chabrol, Courvoisier, Bourmont, d'Haussez, Montbel und Guernon de Ranville zusammengesetzt, bis im Jahre 1830, wo die Zeit der Gewaltmaßregeln herannahete, die Herren von Chabrol und Courvoisier, welche den Abgrund vor sich gähnen sahen und keine Lust hatten, mit dem Throne, den er verschlingen sollte, hineinzustürzen, ihre Posten aufgaben. Sie wurden durch die Herren von Peyronnet, Chantelauze und Capelle ersetzt.

Ich befand mich in der Normandie, auf dem Schlosse Dangu, bei einer mir nahe befreundeten ausgezeichneten Frau, der Gräfin de la Grange, der

Gemahlin eines Generals, welcher lange Zeit mein Waffengefährte gewesen war, als die unselige Ordonnanz vom 7. Juli erschien. Ich war ganz bestürzt darüber und wollte meinen Augen nicht trauen. Von diesem Augenblicke an sah ich nur Unglück und Verderben für mein Vaterland voraus.

Vierundzwanzigstes Buch.

1830—1834.

Meine Bemühungen, um die Expedition nach Algier zu Stande zu bringen. — Meine Beziehungen zu dem General Bourmont und zu den übrigen Mitgliedern des Ministeriums. — Illoyalität Bourmont's. — Abgeschmackter Witz des Dauphins. — Verschiedene Täuschungen. — Character des Dauphins. — Ordonnanzen vom 25. Juli 1830. — Befehl, mich nach Paris zu begeben. — Militärische Occupation von Paris. — Der 27., 28. und 29. Juli. — Ich übergebe das Commando dem Dauphin. — Stimmung des Königs. — Berathungen über die Operationen in Paris. — Discussion mit dem Dauphin über die Zurücknahme der Ordonnanzen. — Ich erlasse einen Tagesbefehl, um die Truppen bei den Fahnen zurückzuhalten. — Heftiger Auftritt mit dem Dauphin. — Rückzug des Königs. — Seine Ankunft in Rambouillet. — Vorgang in Trappes. — Ich rathe dem Könige, zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux abzudanken. — Ankunft von Commissaren beim Könige. — Sie kehren nach Paris zurück. — Ankunft der pariser Colonnen. — Die Commissare werden beim Könige eingeführt. — Abreise von Rambouillet. — Der König ändert seinen Entschluß. — Rückzug nach Cherbourg. — Reise des Königs. — Seine Einschiffung in Cherbourg. — Würdigung des Ministeriums Villèle. — Fehler, welche die Revolution von 1830 herbeiführten. — London. — Ich gehe nach Holland und dann nach Wien. — Der Fürst von Metternich. — Anekdote von dem Herzoge von Orleans. — Anekdote von Eugen Beauharnais. — Der Kaiser von Oesterreich und seine Familie. — Die Gesellschaft von Wien. — Die österreichische Regierung. — Unsere Arbeiten. — Ich begegne dem Herzoge von Reichstadt. — Unterredung. —

Mein intimes Verhältniß mit diesem Prinzen. — Seine Intelligenz. — Seine Ansicht über seine Lage. — Meine Erzählungen von den Feldzügen seines Vaters. — Sein Lebewohl. — Seine Krankheit. — Sein Tod. — Portrait des Herzogs von Reichstadt. — Reise nach Ungarn. — Linz. — Ischl. — Salzburg. — Arbeiten an der Straße zwischen dem Thale des Rheins und dem des Po. — Die Schweiz im Jahre 1833. — Die Borromäischen Inseln. — Como. — Mailand. — Triumphbogen. — Schlachtfeld von 1796. — Von Eugen errichtetes Monument. — Verona. — Venedig. — Die orientalische Frage. — Mögliche Lösung, bei der Frankreich seinen Theil erhalten würde.

Acht Monate einer angenehmen Muße waren mir auf dem Lande verstrichen. Ich hatte auf dem köstlichen Wohnsitze des Generals Damrémont ein mir seit langer Zeit unbekanntes Familienleben, eine mir ganz neue Behaglichkeit und Ruhe gefunden. Ganz mit der Abfassung dieser Denkwürdigkeiten beschäftigt und meinen Geist mit den schönsten Erinnerungen nährend, erschien mir die Vergangenheit in den glänzendsten Farben. Der Augenblick, wo ich diese angenehme Existenz aufgeben mußte, war gekommen, und am 15. Januar kehrte ich zu meinem großen Leidwesen wieder nach Paris zurück.

Man erinnert sich, daß es beim Beginn der Feindseligkeiten mit Algier mein sehnlicher Wunsch gewesen war, die Expedition zu befehligen, welche früher oder später gegen diese Stadt unternommen werden sollte. Die verschiedenen Ministerien hatten dem Anscheine nach im Prinzip anerkannt, daß ich der Einzige sei, dem man die Leitung dieser Operation übertragen konnte. Ich hatte mich daher beständig als im Besitz wohlerworbener Rechte und als den zum Commando dieser bevorstehenden Expedition designirten General betrachtet. Ich schien auch in der That besser als ein Anderer die erforderlichen Bedingungen zu erfüllen.

Der Grad eines Marschalls ward als nothwendig erachtet für das Commando einer derartigen Expedition, die eine Truppenmacht von dreißigtausend Mann in sich begreifen, an der die Marine Theil nehmen und die in weiter Entfernung stattfinden sollte. Die militärischen Grade sind nicht zum Vergnügen Derer, die damit bekleidet werden, erfunden, sondern sie sind da, um die Commandos zu bestimmen und den Gehorsam zu sichern. In Friedenszeiten und unter gewöhnlichen Verhältnissen ist es für einen General ein Leichtes, sich Gehorsam zu verschaffen; aber inmitten der Hindernisse und Verwickelungen des Kriegs ist nichts schwieriger als das. Wenn Gefahren, Leidenschaften und physische Leiden auf die Mannschaften einwirken, so schreckt Alles sie ab, Alles wird ein Vorwand oder Anlaß zur Widersetzlichkeit. Der Oberbefehlshaber muß ein möglichst hochstehender Mann sein, damit er um so eher im Stande ist, Alles zu überwinden. Er bedarf der Autorität des Grades, der ihm eine constante hohe sociale Stellung verleiht, und damit muß er die Autorität des Characters, die einer hohen Meinung von seiner Tüchtigkeit verbinden, die sich auf seine früheren Thaten gründet. Dann wird er, wenn anders ihm nicht Hindernisse entgegentreten, welche thatsächlich über menschliche Kräfte gehen, überall reussiren, wo ein anderer General, dem einige dieser Wirkungsmittel fehlten, gescheitert sein würde. Aus eben diesen Gründen ist bei übrigens gleichem Talent, gleicher Bravour und gleichem Character auch eine vornehme Herkunft ein Vortheil, und ein General aus königlichem Geblüt ist demnach jedem andern vorzuziehen.

Dieses in der Natur der Dinge, in der Kenntniß des menschlichen Herzens und der Bedingungen und Nothwendigkeiten des Kriegs begründete Raisonnement genügte, um darzuthun, daß für das Commando der Expedition nach Algier ein Marschall einem einfachen

Generallieutenant vorzuziehen war, der weder die Autorität des Ranges, noch die des militärischen Rufes mitbrachte und dessen Pflicht inmitten der Schwierigkeiten eines Krieges ganz neuer Art es war, in weiter Entfernung über seines Gleichen Machtgebote zu sprechen.

Noch mehrere andere Umstände sprachen zu meinen Gunsten und bezeichneten mich speciell unter den vorhandenen Marschällen. Ich war der Einzige, der den Feldzug in Egypten mitgemacht, und der Krieg, den man vorhatte, war ganz gleicher Art. Außerdem hatte ich lange mit Muselmanen verkehrt und kannte deren Sitten. Es war von einer Belagerung die Rede und ich hatte während des ersten Theils meiner Laufbahn bei der Artillerie gedient. Endlich mußte auch meine politische Stellung volles Vertrauen einflößen. Alles schien mir somit zu versprechen, daß der früher gefaßte Entschluß nicht abgeändert werden würde, und Alles schien mir die Verwirklichung meiner Hoffnungen zu verbürgen.

Zu dem unheilvollen Zeitpunkte, wo Herr von Bourmont zum Kriegsminister ernannt wurde, brachte ich diese Angelegenheit bei ihm zur Sprache. Ich theilte ihm die mir vom Könige gemachten Versprechungen, meine Wünsche und meine Rechte mit, und bat ihn um seine Unterstützung. Ich sprach mich freimüthig gegen ihn über das aus was ihn persönlich anging, und er erklärte mir ganz entschieden, indem er mir die Gründe entwickelte, daß er nicht daran denke und nicht daran denken könne, dieses Commando für sich selbst zu beanspruchen. Er sagte, er wisse Niemanden als mich, dem dasselbe übertragen werden könnte.

Ich dankte ihm, sagte ihm aber, daß ich seine Erklärung für eine Artigkeit halte, und setzte hinzu, daß es mir sehr natürlich scheinen würde, wenn ein Minister und Generallieutenant sein Ansehen benutzte, um

ein Commando zu erlangen, dessen fast nothwendige Consequenz die Verleihung des Marschallsstabes sein werde. Er beharrte jedoch auf seinen gegentheiligen Versicherungen und dies in einem Tone, daß ich vernünftigerweise an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln konnte. Diese meine Ueberzeugung spornte mich zu verdoppeltem Eifer an, um die Expedition zu Stande zu bringen.

Von Zeit zu Zeit sprach Bourmont mit mir von seinen Plänen in Bezug auf die Expedition. Er bat mich um die Erlaubniß, mir eine Denkschrift mitzutheilen, die er verfaßt habe, um die Nothwendigkeit ihrer Ausführung darzuthun und die dazu erforderlichen Mittel zu entwickeln. Auf seinen Wunsch begab ich mich zu ihm. Drei Stunden lang sprachen wir über seine Arbeit. Im Allgemeinen schien sie mir gut und acceptable, bis auf einige kleine Modificationen. Allein die Sache ging nicht vorwärts, und dies aus einem sehr wesentlichen Grunde: weil Herr von Bourmont von Natur unglaublich langsam ist; die Zeit verstreicht bei ihm ohne nützliche Anwendung, er scheint ihren Werth nicht zu kennen. Somit verging Tag auf Tag, ohne daß er mit einer ernstlichen Proposition hervorgetreten wäre, und doch hatte man stets Zweierlei anerkannt, worüber alle Welt einig war: daß nämlich die Vorbereitungen vier Monate Zeit erforderten und daß der günstigste Zeitpunkt, die Expedition in's Werk zu setzen, der Anfang des Maimonats war.

Der Jahresschluß rückte heran, aber umsonst drang ich zu wiederholten Malen in den Kriegsminister, um ihn zu bestimmen, daß er die Sache bei seinen Collegen zur Sprache brachte. Er nahm Anstand, die algierische Frage ernstlich anzuregen, weil er wußte, daß der Dauphin derselben abgeneigt war.

Als ich eines Tages gegen Ende December bei ihm war, nahm er mich auf die Seite und sagte zu mir:

„Unsre Angelegenheit steht schlecht; die Marine will von der Expedition nichts wissen und macht Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Sie behauptet es sei zu spät, um dieses Jahr daran zu denken.“ — „Aber der Admiral Mackau ist ihr günstig; lassen Sie ihn kommen, bearbeiten Sie ihn und schieben Sie ihn vor.“ — „Auch er,“ entgegnete mir Bourmont, „theilt jetzt die offenkundige Ansicht seines Ministers.“ — „Ich werde zu ihm gehen,“ erwiderte ich; „diese Sinnesänderung ist mir unbegreiflich; denn vor Kurzem noch hat er sich gegen mich ganz anders ausgesprochen.“

Nach diesen Worten verließ ich den Minister. Ich schrieb alsbald ein paar Zeilen an Herrn von Mackau, und er kam zu mir. Er sagte mir nun wörtlich Folgendes: „Noch nie hat Herr von Bourmont in ernster oder officieller Weise mit uns über die Expedition gesprochen. Nur einmal, als wir mit ihm beim schwedischen Gesandten speisten, zog er mich und den Marineminister, als der Kaffee servirt wurde, in einen Winkel des Salons und theilte uns oberflächlich den Plan der Expedition mit. Wir antworteten ihm, daß die Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen uns bis zum Frühjahr etwas kurz scheine, daß eine kostbare Zeit darüber hingehen werde, bis die Sache in Gang kommen könne, da noch gar keine Voranstalten getroffen seien. Nachdem wir uns in diesem Tone etwa zehn Minuten über den Plan unterhalten hatten, trennten wir uns, ohne daß irgend etwas auf die Absicht hingedeutet hätte, den Gegenstand auf's neue zur Sprache zu bringen.“

Ich erstaunte, wie man leicht denken kann, nicht wenig über diese Erklärung und ich gelangte mit Herrn von Mackau zu der Schlußfolgerung, daß weder Bourmont noch sonst Jemand, außer mir, etwas von der Expedition wissen wollte. Es war nur ein

Köder für die öffentliche Meinung, aber kein wirklich gefaßter Plan.

Herr von Polignac hatte die sonderbare Idee, unseren Streit mit dem Dey von Algier durch den Pascha von Aegypten ausfechten zu lassen und diesen zu beauftragen, mit Hülfe einer Subsidie ihn zur Raison zu bringen. Die Idee war geradezu wahnsinnig. Der Pascha von Aegypten, der so weit von Algier entfernt war und dem es damals sowohl an regelmäßigem Kriegsmaterial wie an wohlinstruirten Truppen fehlte, welche den Anforderungen einer Belagerung genügt hätten, würde ein solches Unternehmen nimmermehr mit Erfolg durchzuführen vermocht haben. Polignac hätte damit nur Herrn Drovetti, dem französischen Consul, der mit dem Pascha aus Interesse befreundet war, Geld verdienen lassen, das er wahrscheinlich mit dem Urheber dieser wunderlichen Idee getheilt haben würde. Polignac dachte jedoch ganz ernstlich an die Ausführung derselben. Ein Adjutant des Generals Guilleminot, Namens Huder, wurde mit der Unterhandlung beauftragt und zu dem Ende nach Alexandrien geschickt.

Bourmont hatte mich seiner Zeit davon in Kenntniß gesetzt und auch er fand die Sache so thöricht wie ich selbst. Huder war zu ihm gekommen, um seine Befehle entgegenzunehmen. Er hatte lange mit ihm gesprochen und ihn, wie er mir sagte, von den Nachtheilen dieses Planes überzeugt. Er hatte ihm speciell anempfohlen, dem Pascha die ungeheuren Schwierigkeiten der Ausführung desselben vorzustellen. Um den Abgesandten in diesem Verfahren zu ermuthigen, das dem officiellen Zwecke seiner Mission widerstritt, hatte er ihm im voraus das Kreuz der Ehrenlegion verliehen.

Mehemed Ali aber, der schöne Millionen vor Augen gesehen, die er zu nehmen und auch zu behalten gedachte, denn er würde sich auf eine kleine De-

monstration beschränkt haben, und der überdies von Drovetti bearbeitet worden war, hatte alle Vorschläge angenommen und Huder mit einer günstigen Antwort zurückgeschickt.

Als dieser im Lazareth angekommen war, reiste Drovetti nach Toulon ab, um mit ihm zu conferiren und die Verwirklichung seiner Wünsche zu beschleunigen. Es war der 15. Januar, zu welcher Zeit ich vom Lande zurückgekehrt war und meinen Wohnsitz für den Rest des Winters in Paris genommen hatte. Der herkömmlichen Sitte gemäß machte ich kurz nach meiner Ankunft den verschiedenen Ministern an ihren respectiven Empfangstagen meine Aufwartung und der Marineminister sprach bei dieser Gelegenheit mit mir oberflächlich von der Expedition nach Algier, nahm mich dann auf die Seite und sagte zu mir: „Herr Marschall, Sie haben viel über diese Expedition nachgedacht; ich möchte gern einmal ausführlicher mit Ihnen darüber sprechen und Ihre Ansicht in Bezug auf die Mittel zur Ausführung kennen lernen.“ Ich erwiderte ihm, daß ich zu seinen Diensten sei, und erbot mich, ihn am nächstfolgenden Tage wieder zu besuchen. Nachdem dies festgesetzt war, beschlossen wir, Herrn von Mackau mit zu der Conferenz zu ziehen.

In dieser Conferenz, bei welcher alle von verschiedenen gemischten Commissionen von Land- und Seeoffizieren entworfenen Projecte vorgelesen wurden, bewies ich Herrn d'Haussez, daß die Forderungen viel zu hoch gegriffen seien; zur Vergleichung nahm ich die Kosten der Expedition nach Aegypten an und wies auf die verschiedenen Umstände hin, die uns jetzt zu Statten kamen. Ich bewies, daß dazu weder die verlangte Anzahl Schiffe, noch die verlangte Anzahl Pferde, folglich auch nicht die für die Vorbereitungen als nothwendig angegebene Zeit erforderlich war. Die Conferenz machte Eindruck auf d'Haussez; jedoch als

völliger Neuling in der Verwaltung der Marineangelegenheiten und gewissermaßen gezwungen, sich darin auf seine Bureaux und auf die Admirale zu verlassen, die im Allgemeinen der Expedition abhold waren, schwankte er noch, zu welcher Ansicht er sich entscheiden sollte.

Ich setzte Herrn von Bourmont von dieser Conferenz in Kenntniß und ersuchte ihn, womöglich Nutzen daraus zu ziehen. Er versprach es mir, obwohl er mir durchaus keine Hoffnung zu haben schien. In diesem Zustande blieben die Dinge einige Tage. So war das Ende des Januar herangekommen. Noch vierzehn Tage und es war nicht mehr möglich, in diesem Jahre etwas zu unternehmen. Der Abschluß des Tractats mit dem Pascha von Aegypten schien sofort erfolgen zu müssen und ich seufzte in jeder Beziehung über die Geschichte.

Ich hatte zum Oefteren mit Herrn von Chabrol von meinen persönlichen Hoffnungen und Wünschen gesprochen, zur Zeit da er als Marineminister dem Cabinet Villèle angehört und daher an dem Entschlusse, mir das Commando zu übertragen, falls die Expedition zu Stande kam, Theil genommen hatte. Da er mir fortwährend günstig geblieben war, sprach ich am 31. Januar in den Tuilerien auf's neue mit ihm über die Sache und unterrichtete ihn von der Conferenz, die ich mit d'Haussez gehabt.

„Haben Sie mit Herrn von Polignac gesprochen?" fragte er mich.

„Nein," antwortete ich.

„Ich rathe Ihnen, dies zu thun; es ist unerläßlich, wenn Sie reussiren wollen."

Sogleich wendete ich mich an Herrn von Polignac, der wegen Unwohlsein eben erst in das Conseilzimmer getreten war, und bat ihn, mir Ort und Stunde einer Unterredung zu bestimmen. Es war das

erste Mal in meinem Leben, daß ich mich über eine wichtige Angelegenheit mit ihm besprechen und mich zu einem andren Zwecke, als um ihm einen Höflichkeitsbesuch zu machen, zu ihm begeben wollte. Er setzte unsre Unterredung auf Montag den 1. Februar Mittags fest.

Ich ging sofort auf die Sache selbst ein, indem ich ihn um Verzeihung bat, daß ich politische und Staatsfragen in Anregung brächte, zu deren Erörterung ich eigentlich nicht berufen sei; aber ich setzte hinzu: „Meine Erlebnisse und die daraus hervorgegangenen Erfahrungen werden mich entschuldigen.“ — Hierauf fuhr ich fort: „Es ist allgemein das Gerücht verbreitet, die Regierung beabsichtige, den Pascha von Aegypten vermittelst eines Tractats und Subsidien zu beauftragen, unsren Streit mit Algier auszufechten und uns Genugthuung zu verschaffen. Ich bin zu dem Glauben berechtigt, daß, wenn anders dieses Gerücht begründet ist, Sie Ihren Zweck nicht erreichen werden. Der Pascha von Aegypten mag Ihnen noch so große Versprechungen machen, es liegt nicht in seiner Macht, dieselben zu erfüllen. Wo ist die ihm nöthige Belagerungsartillerie? wo sind seine Kanoniere, seine Sappeurs, seine Genieoffiziere ꝛc.? Eine derartige so verwickelte Operation geht weit über die Kräfte der Türken, wegen der natürlichen Schwierigkeiten, die sie darbietet, und wegen des Ensembles, das sie erfordert.“

„Nun,“ entgegnete er mir, „seine Armee wird zu Lande, das Material zur See kommen.“

„Aber, Herr Minister, Alexandrien ist fünfhundert Lieues von Algier entfernt; es sind auf dem Wege dahin Wüsten zu passiren, Regentschaften zu besiegen, arabische Stämme zu unterwerfen oder zu gewinnen. Die Eroberung Asiens durch Alexander war leichter auszuführen als die der afrikanischen Küste durch Mehemed Ali. Selbst angenommen es bräche eine

Revolution zu seinen Gunsten aus, was bei den vielen einander entgegenstehenden Interessen unmöglich ist, so würden sich doch, hätte er auch Myriaden von Arabern unter seinen Befehlen, die in Algier befindlichen sieben- bis achttausend Türken mit Erfolg vertheidigen."

„Aber die Festung Algier ist auf der Landseite nicht stark."

„Sie ist uneinnehmbar für Leute, die keine Kanonen oder doch nur eine schlechte und schlechtbediente Artillerie haben. Im Kriege, wie fast überall anderwärts, ist Nichts absolut, Alles ist relativ. Wo die Angriffsmittel Null sind, da sind die Vertheidigungsmittel leicht. Für eine mit schlechter Artillerie versehene Armee sind einfache Mauern uneinnehmbar, während auf der andern Seite Metz und Lille nach einer gewissen Zeit fallen müssen vor den Mitteln, welche die Kriegskunst und der jetzige Stand der Wissenschaften bei der Belagerung von Festungen anzuwenden gestattet."

„Aber Frankreich könnte seine Marine, seine Kanoniere, seine Genieoffiziere 2c. liefern."

„Sie vergessen, daß die Protectionsarmee, welche den Feldzug besteht, immer die Hauptsache, die Artillerie hingegen, trotz ihrer hohen Wichtigkeit in vorliegendem Falle, nur ein Accessorium ist. Ihre Operationen sind zwar wesentlich, aber doch untergeordnet. Und wollen Sie sie unter die Befehle des Pascha's stellen? sollen die Truppen des Königs von Frankreich die Hülfswerkzeuge eines unwissenden Barbaren sein? soll ihre Sicherheit von seinen Dispositionen abhängen? Dies wäre ein Scandal, der die ganze Armee empören würde. Es giebt nur Eine vernünftige Auffassung der Frage: die Expedition muß durch eine mit allen ihren Mitteln ausgerüstete französische Armee in's Werk gesetzt werden, und will man den Pascha von Aegypten daran

Theil nehmen lassen, so kann man ein Corps von seinen Truppen zur Unterstützung verwenden. Die Frage muß umgedreht werden: man muß mit einer französischen Armee unter dem Commando eines Franzosen operiren und ein ägyptisches Detachement mit dazu nehmen. So verstehe ich die Sache und nur so erblicke ich in der Mitwirkung der Türken einigen Nutzen. Die wirklichen Operationen werden von der Armee ausgeführt, sie überwindet die eigentlichen Schwierigkeiten, während das türkische Corps durch seine Anwesenheit nur beweist, daß wir keinen Religionskrieg führen. Turbane bei den Vorposten werden alle Mauren entwaffnen und die türkische Miliz isoliren und dem allgemeinen Hasse preisgeben. Jedes andere System, glauben Sie mir, ist rein illusorisch, und würde kein anderes Resultat haben als den Pascha zu bereichern und uns zum Gespött für ganz Europa zu machen."

Herr von Polignac stützte sich nun darauf, daß es wegen der vorgerückten Zeit und der erforderlichen großen Vorbereitungen für dieses Jahr nicht mehr möglich sei, etwas zu unternehmen. Ich setzte ihm hierauf auseinander, daß es doch noch Zeit sei, wenn man keinen Augenblick säumte. Man könnte ohne Nachtheil die gestellten Forderungen vermindern, die viel zu hoch gegriffen seien, was ich ihm durch Vergleichung mit den für die Expedition nach Aegypten aufgewendeten Mitteln bewies. Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung sagte Polignac endlich: „Herr Marschall, Sie haben meine Ansicht von der Sache ganz und gar verändert, der Gesichtspunkt, aus dem Sie dieselbe betrachten, ist mir völlig neu. Lassen Sie mich darüber nachdenken, dann wollen wir weiter davon sprechen."

Das erste Resultat dieser Unterredung war, daß Drovetti's Plan sogleich aufgegeben und etwas dem von mir Angedeuteten Analoges an dessen Stelle gesetzt

wurde. Herr von Langsdorf, Gesandtschaftsattaché, der sich damals in Paris befand, wurde augenblicklich nach Alexandrien geschickt, um die mit Mehemed Ali begonnenen Unterhandlungen um jeden Preis abzubrechen. Er sollte dem Pascha einen anderen Plan vorschlagen, dessen Basis eine gleichzeitige Expedition zu Lande gegen die Regentschaften Tunis und Tripolis war. Es gelang jedoch Herrn von Langsdorf trotz seiner Bemühungen bei Ibrahim und Mehemed Ali nicht, sie zur Annahme dieser neuen Propositionen zu bewegen. Der Vicekönig fürchtete durch diese Allianz seine Popularität bei den muselmanischen Völkerschaften zu gefährden. Die ganze Unterhandlung, welche die Agenten Englands nicht wenig beunruhigt hatte, verlor sich in dem Geräusch der Expedition nach Algier und der Einnahme dieser Stadt.

An darauffolgender Mittwoch, den 3. Februar, erhielt ich ein Billet von Herrn von Polignac, in welchem er mich ersuchte, sogleich zu ihm zu kommen. Er kam eben aus der Conseilsitzung und sagte zu mir: „Ihre Gründe haben mich vollständig überzeugt. Diese Ueberzeugung wird vom König und meinen Collegen getheilt, und die Expedition ist beschlossen. Eine Commission von Land- und Seegeneralen wird zusammentreten, um mit der Feder in der Hand zu erörtern, welche Mittel zur Ausführung durchaus erforderlich sind. Wenn die anzustellenden Berechnungen Ihre Ansicht bestätigen, woran ich nicht zweifle, so wird man auf der Stelle an's Werk gehen. Ich ersuche Sie, sich unverzüglich zum Kriegsminister zu begeben, um sich mit ihm zu besprechen, damit Sie der Commission, die schon morgen ihre Arbeiten beginnen wird, alle diejenigen Nachweise geben können, deren sie bedarf."

Ich sprach nun von meinen persönlichen Interessen und erwähnte das Commando. Er antwortete mir: „Ich glaube nicht, daß es besseren Händen anvertraut

werden kann; so denken auch meine Collegen und sein Sie versichert, daß Sie auf Seiten des Königs keine Opposition finden werden, denn er hat schon mit mir davon gesprochen. Der einzige Rath, den ich Ihnen noch zu geben habe, ist, daß Sie zum Dauphin gehen und ihn um seine Unterstützung bitten."

Ich begab mich zum Kriegsminister, der mir die mir günstige Stimmung bestätigte und mir zu einem Erfolge gratulirte, den er nicht erwartet habe. Ich sprach hierauf von der morgenden Commissionssitzung. Er nannte mir sämmtliche Mitglieder, sagte mir aber, er halte es meinen Interessen für förderlich, daß ich nicht hinginge, um den Dauphin nicht zu reizen, der mit dem gefaßten Entschlusse, den er mir zuschreibe, nicht zufrieden sei. „Herr von Polignac," setzte er hinzu, „hat in der That dem Könige und dem Staatsrathe gesagt, daß Sie ihn überzeugt haben, und da er dem Plane abhold ist, so thun Sie besser, Sie stellen Ihren Namen nicht beständig in erste Linie."

Dieser Rath schien mir aus wohlmeinender Absicht gegeben und ich dankte dem Minister dafür. Allein es war im Gegentheil der Anfang eines Verraths gegen mich.

Einige Tage nachher erfuhr ich, daß der Dauphin in der ersten Aufwallung geäußert hat: „In was mischt sich der Herzog von Ragusa? er ist nicht Mitglied der Regierung und ist eben so wenig berufen worden, über diese Pläne seine Meinung abzugeben. Uebrigens, wenn die Expedition noch zu Stande kommt, wird er sie nicht befehligen."

Man arbeitete mit großer Thätigkeit an der Entwerfung der Pläne. Ich gewann mehrere Mitglieder der Commission für meine Ansicht und sie sah die Möglichkeit ein, daß die Expedition noch dieses Jahr stattfinden könne. Am 7. Februar wurden den Ministern

des Kriegs und der Marine die definitiven Befehle ertheilt.

Es war natürlich, daß zuerst der Commandant gewählt werden mußte, denn diese Wahl hatte nothwendig Einfluß auf die der anderen Hauptpersonen. Aber der Kriegsminister sagte mir, der König habe diese Ernennung für den Augenblick noch aufgeschoben. Er setzte hinzu: „Wir haben so Zeit, Alles dergestalt zu arrangiren, daß die Wahl auf Sie fällt. Thun Sie keinen Schritt deshalb; überlassen Sie mir den ersten, nämlich mit dem König und dem Dauphin zu sprechen."

Ich glaubte noch immer an seine Loyalität und schwieg. Nähere Ueberlegung und einige Winke erweckten indeß Besorgnisse in mir. Ich hatte eine abermalige Unterredung mit Bourmont, der kein Bedenken trug, mir die nämlichen Versicherungen zu erneuern.

Herr von Polignac war oder schien wenigstens in Bezug auf mich noch derselben Ueberzeugung zu sein wie zu Anfang.

Des langen Wartens, daß Bourmont sich aussprechen sollte, endlich müde, ging ich zum Dauphin. Ich erinnerte ihn an seine früheren Versprechungen und machte meine Anrechte geltend. Er empfing mich freundlich, schien mich gern anzuhören und sagte mir, daß er, da mein Schritt erwartet worden sei, den König gefragt habe, was er mir antworten solle. Der König habe ihm gesagt, sich zu nichts verbindlich zu machen, und er komme diesem Befehle nach, da er meine Hoffnungen, die vielleicht gegründet seien, weder zerstören noch ermuthigen wolle, denn es sei auch möglich, daß sie nicht in Erfüllung gingen. Er setzte hinzu, daß er mich mit Vergnügen anhöre. Ich schloß die Unterredung mit einer nochmaligen Aufzählung meiner Anrechte und sagte dann lachend: „Monseigneur, wenn ich das Commando dieser Expedition nicht erhalte, so

glaube ich, ich werde mich darüber so betrüben und ärgern, daß mir nichts weiter übrig bleibt, als Kapuziner zu werden."

Der Dauphin lachte herzlich über diesen Scherz und meine Audienz war zu Ende.

Der Eindruck, den ich empfangen, war ziemlich günstig. Der Dauphin hat mich nie verhätschelt. Im Gegentheil, er hat sich stets nicht sehr wohlwollend gegen mich gezeigt; aber seine brüsken und selbst abstoßenden Manieren waren in diesem Augenblicke verschwunden, und ich glaubte ihn meinen Wünschen nicht abhold. Am Abend begab ich mich zum Könige.

Der König ist stets gegen Jedermann und ganz besonders gegen mich freundlich und liebenswürdig gewesen. Ich setzte ihm auseinander, was mich zu ihm führte. Er antwortete mir zuerst mit vagen Redensarten über die Ungewißheit der Expedition und über ihre Unwichtigkeit, die er besonders hervorzuheben suchte. Meine Erwiderung darauf war leicht: ich machte einfach meine Rechte geltend. Als ich die erwähnte, die sich auf meine Treue gründeten, unterbrach er mich und sagte: „O, diese erkenne ich an!"

„Und die anderen, Sire? Ist es denn nichts, zehn Jahre lang als General en chef Armeen commandirt zu haben, in Aegypten und der Türkei gewesen und überdies Artillerieoffizier zu sein, wenn es sich um eine Belagerung handelt?"

Der König räumte dies Alles ein und gab mir eine zwar verbindliche, aber unbestimmte Antwort. Ich verließ ihn minder befriedigt als den Dauphin. Indessen konnte ich zwischen den Gesinnungen Beider gegen mich keinen Vergleich ziehen. Die Tage verstrichen und die Ernennung des Befehlshabers, welche allen anderen hätte vorausgehen sollen, erfolgte nicht. Da alle vorbereitenden Arbeiten beendigt und die Hauptagenten, welche mit dem General en chef in beständi-

gem Vernehmen sein müssen, ernannt waren, so glaubte ich darin ein entschiedenes Anzeichen zu erblicken, daß die Wahl im Geheimen getroffen und auf den General Bourmont gefallen sei. Ich sprach mich in diesem Sinne gegen Herrn von Polignac aus, der sich ganz erstaunt stellte und es nicht glauben zu können schien. Er habe nichts bemerkt, sagte er, was darauf hindeute. Ich weiß nicht, ob er mich hinterging, aber ich habe Grund, daran zu zweifeln, denn am folgenden Tage sagte er mir, nachdem er mit dem Könige gesprochen, daß Bourmont in der That Aussichten habe, ich aber ebenfalls, und daß sich nichts thun lasse als die Sache ruhig abzuwarten. Endlich merkte ich jedoch, daß ich das Opfer meiner Leichtgläubigkeit war. Bourmont hatte nicht zu Gunsten der Expedition sprechen wollen, um dem Dauphin nicht zu mißfallen. Er hatte mir Versprechungen über Versprechungen gemacht, um mich dadurch zu bewegen, die zur Ausführung des Planes nöthigen Schritte zu thun. Als dieser Zweck erreicht war, zielten alle seine Anstrengungen darauf ab, mich zu beseitigen, damit ihm selbst das Commando zu Theil würde.

Nachdem ich sechs Wochen in angstvoller Spannung zugebracht, wurde er ernannt.

Ich habe selten in meinem Leben einen so heftigen Verdruß empfunden; ich sah die Hoffnung zertrümmert, meinen Namen auf's neue lobend erwähnen zu hören und durch neue Dienste die vergangenen Dienste in's Gedächtniß zu rufen; der Rächer der Civilisation an den Barbaren zu sein und die Christenheit von einer jahrhundertelangen Schmach zu reinigen; einen Krieg zu leiten, der vielleicht der Politik dieser oder jener Regierung zuwider war, dessen günstiger Ausgang aber den Beifall der ganzen civilisirten Welt errungen haben würde. Alle diese Hoffnungen verschwanden wie ein Traum.

Der Dauphin, den sein Character stets geneigt machte, sich feindseligen Gesinnungen gegen Andere hinzugeben, schien bei dieser Gelegenheit über meinen Verdruß zu frohlocken. Er versäumte nicht, sich des Scherzes zu erinnern, den ich sechs Wochen früher in seinem Cabinet gemacht. Ich fehlte eines Abends in einem der großen Hofzirkel, und als die Herzogin von Berry fragte, wo ich sei, ergriff der Dauphin das Wort und erwiderte ganz laut: „Der Marschall? der ist in's Kloster gegangen und Mönch geworden.“

Der Witz wurde zuerst nicht verstanden; nachdem er aber erklärt war, fand man ihn abgeschmackt. Selbst die Leute, die mir nicht wohlwollten, waren dieser Ansicht.

Mein Schmerz über die Ernennung Bourmont's würde noch weit heftiger gewesen sein, wenn ich alle Folgen derselben hätte ahnen können. Ich erblickte damals nur den Verlust großer Vortheile darin; aber wie konnte ich mir die Masse von Uebeln träumen lassen, vor denen eine längere Abwesenheit von Paris mich bewahrt haben würde!

Ich fühlte mich einen Augenblick versucht, meine Entlassung als Major=General einzureichen. Ein Motiv des Zartgefühls hielt mich jedoch davon ab. Ich hatte fast alle meine Gehalte zur Bezahlung meiner Schulden verwendet; wenn ich sie also verminderte, so geschah es zum Nachtheil meiner Gläubiger. Indessen entfernte ich mich wenigstens vom Hofe und kehrte erst am 1. Mai an denselben zurück, um meinen Dienst wieder zu übernehmen. Die Minister, und besonders Herr von Polignac, hatten eingesehen, wie peinlich meine Situation war und wie ungerecht man sich gegen mich benommen; denn meine Rechte auf das Commando waren unbestreitbar, erstens schon wegen früherer Versprechungen, und dann namentlich deshalb, weil ich allein die Möglichkeit der Expedition gezeigt

und durch meine Schritte es dahin gebracht hatte, daß sie beschlossen wurde. Sie war so zu sagen mein Werk. Ich hatte die falscheste und schlechteste aller Combinationen, den Pascha von Aegypten zu Hülfe zu nehmen, verhindert, hatte dadurch die Regierung davor bewahrt, daß sie sich gründlich lächerlich machte, und die Minister, daß sie eine schwere pekuniäre Verantwortlichkeit auf sich nahmen, denn die Millionen, die man Mehemed Ali hätte geben müssen, würden nichts eingebracht haben, und ihre Anwendung würde nie entschuldigt, viel weniger gebilligt worden sein. Die Regierung war mir verpflichtet, sie hatte eine Schuld gegen mich abzutragen. Sie sah dies auch ein und man versicherte es mir von allen Seiten und zu wiederholten Malen. Es wurde bestimmt, daß der Kriegsminister sofort nach Einnahme der Stadt Algier zurückkehren und daß mir dann die Aufgabe werden solle, das Land vollends zu erobern. Die Regierung werde mir dann einen Theil desselben überweisen und mich mit der Gründung einer Colonie beauftragen.

Mein Stolz konnte sich durch diese Combination verletzt fühlen; allein ich erhob mich über kleinliche Betrachtungen. Ich hatte nur die Schönheit, Wichtigkeit und Schwierigkeit der Sendung im Auge, ohne daran zu denken, um wie Vieles der Glanz derselben durch die Einnahme der Stadt erhöht worden wäre. Zu einer gewöhnlichen, dem Momente der Eroberung fernliegenden Zeit würde ein solches Commando bei der Gewalt, die damit verbunden sein muß, von Männern der höchsten Stellung erstrebt worden sein. In dem Augenblicke wo man erst etwas gründen und in's Leben rufen mußte, war es noch schöner, wichtiger und schwieriger und folglich wünschenswerther, und der Umstand, daß es des Glanzes der ersten Eroberung entbehrte, war kein Grund, um es zu verschmähen. Ich glaubte mich selbst vorzüglich geeignet für diese Aufgabe. Die Natur

meines Characters, die mir eigene Consequenz, meine große Thätigkeit, mannichfache Kenntnisse, die ich jeden Augenblick in Anwendung bringen konnte, meine Befähigung, Völkerschaften verschiedener Civilisationsgrade zu regieren, die sich durch die in den illyrischen Provinzen erzielten Resultate erprobt hatte, wo mein Name noch jetzt mit Achtung und Wohlwollen genannt wird: dies Alles hatte mich bestimmt, die Mission eventuell anzunehmen. Ich glaubte sie nach der Uebergabe von Algier, welche nach einem vierstündigen Bombardement gegen das kaiserliche Fort und ohne vorhergegangene regelmäßige Belagerung erfolgt war, als gesichert betrachten zu dürfen.

Ich erwartete die officiellen Eröffnungen wegen meiner bevorstehenden Sendung nach diesem Lande, aber vergebens. Durch den Einfluß der auswärtigen Politik, welche die Gründung einer Colonie daselbst verhinderte, war Alles anders geworden.

Ich ließ den Wunsch aussprechen, den russischen Gesandtschaftsposten zu erhalten, welcher durch den Rücktritt des Herrn von Mortemart zur Erledigung kam und von dem ich hoffen durfte, daß der Kaiser Nikolaus mich nicht ungern auf demselben sehen werde; aber ich erfuhr, daß er schon einem Andern zugedacht war. Man dachte also nicht daran, die anerkannte Schuld gegen mich abzutragen, und doch leugnete man sie auch nicht. War es demnach bei der Regierung schon beschlossen, daß ihre perfiden Gaben an mich aus der widerwärtigsten Aufgabe bestehen sollte, einer Aufgabe, die mich in die schwierigste und peinlichste Situation bringen mußte, in die ein Mensch nur kommen kann, und die für mich noch weit schlimmer war als für jeden Andern, weil meine wohlbekannten Ansichten und meine öffentlich erklärten politischen Grundsätze in allen Punkten dem Gange der Regierung widerstritten? Das Vertrauen, das man in mich setzte, war

lediglich auf meine Ehre und auf meine Gewissenhaftigkeit in Erfüllung meiner Pflichten basirt, nicht auf meine Interessen und meine Ueberzeugung, was allerdings ehrenvoll für mich war und bewies, welche Meinung man von meiner Loyaletät hatte, eine Meinung, die ich in der That auf Kosten meiner ganzen Zukunft gerechtfertigt habe.

Das Verfahren der Regierung vermehrte meine Besorgnisse. Die extravagante Auflösung der Kammer, weil sie ihre Gesinnungen offen ausgesprochen hatte, ein Recht, das sie unzweifelhaft besaß und von dem sie in den ehrerbietigsten Formen Gebrauch machte; die noch extravaganteren, von den ministeriellen Journalen unterstützten Doctrinen, jene unsinnige Behauptung, daß die Verweisung von zweihunderteinundzwanzig Deputirten, welche die Adresse unterzeichnet hatten, in die neue Kammer eine Beleidigung des Königs sei, bewiesen, bis zu welchem Grade der Verirrung die Lenker des Staatsruders gelangt waren. Das Publikum war daher auch allgemein von ihrer unbegreiflichen Unfähigkeit überzeugt. Einer der hervorstechendsten Züge dieser Unfähigkeit war ihre sorglose Zuversicht trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die sie umgaben. Eine große Zuversicht kann jederzeit nur aus zweierlei Ursachen entspringen, nämlich entweder aus dem Bewußtsein der Kraft, das ein überlegenes Genie stets hat, und aus der Herrschaft, die es auf die Massen ausübt, durch die Erinnerungen, die es in ihnen weckt, oder aus der Dummheit, die nichts sieht, nichts hört, nichts begreift und sich, ohne es zu ahnen, in den vor ihr gähnenden Abgrund stürzt. In dem vorliegenden Falle konnte Niemand zwischen diesen beiden Erklärungen in Ungewißheit sein.

Das Schauspiel, welches die königliche Familie darbot, war nicht beruhigender. Die Tragweite des Geistes des Dauphins ist bekannt. Sie reicht nicht aus,

um zwei Gedanken zu verbinden; dafür aber besitzt dieser Prinz bei seiner Albernheit eine unglaubliche Entschlossenheit und Willenskraft, und doch wird diese absolute Entschiedenheit, die keine Vernunftgründe zu ändern vermögen, fast stets durch den Zufall hervorgerufen. Es ist daher ganz unmöglich, die unbedeutendste Sache mit ihm zu einem guten Ende zu führen. Seine Theilnahme an den Regierungsgeschäften war denn auch verderblich. Er war schuld daran, daß man kein wirksames Heilmittel gegen die großen Schwierigkeiten des Augenblicks anwendete. Der König Karl X. besitzt einen sanften, wohlwollenden Character; er weiß, daß die Natur ihm zwar Eigenschaften verliehen, durch die man sich beliebt macht, ihm aber die eminenten Fähigkeiten versagt hat, welche Alles zu unterwerfen und zu beherrschen vermögen. Es ist leicht, sein Herz zu rühren; ja man kann sogar momentan auf seinen Geist einwirken. Der Eindruck ist allerdings nur oberflächlich, aber man kann ihn wiederholen. Ueberdies steht er noch immer unter der Herrschaft der Ansichten und Meinungen seiner Jugendzeit. Ich könnte tausend Züge erzählen, welche an den Prinzen von Coblenz in seiner ganzen Reinheit erinnern; aber sein Herz ist gut und empfänglich. Wären diese guten Eigenschaften zur rechten Zeit in Ausübung gesetzt worden, so hätten sie ihn und uns retten können; aber sie wurden durch das rüde Wesen und den zügellosen Hochmuth seines Sohnes paralysirt.

Unzufrieden mit dem was mich persönlich anging, und wegen der Zukunft besorgt, hegte ich nur einen Wunsch, den Wunsch mich zu entfernen. Mit der lebhaftesten Ungeduld erwartete ich daher das Ende meiner Dienstzeit. Am 1. September sollte ich frei sein.

Ich hatte alle Anstalten zu einer langen Reise getroffen und mir vorgenommen, im October nach Italien zu gehen, wo ich den Winter und das Frühjahr

zuzubringen gedachte. Meine Absicht war, die unsterblichen Schlachtfelder meiner Jugend wiederzusehen. Dort hätte ich Erinnerungen gefunden, die mich für die Misères der Gegenwart entschädigen konnten und mich verjüngen mußten, indem sie mir die lebhaften Gemüthsbewegungen, welche der Glanz des Waffenruhms verursacht, wieder vergegenwärtigten. Erfolgte während meiner Abwesenheit der Umsturz meines unglücklichen Vaterlandes, so war ich nicht durch gebieterische Pflichten gezwungen, meinen Namen mit der Katastrophe zu verbinden.

In solcher Gemüthsstimmung und während ich mit diesen Plänen beschäftigt war, überraschten mich die traurigberühmten Ordonnanzen vom 25. Juli.

Das tiefste Geheimniß wurde am Sonntag, den 25., darüber beobachtet, und Niemand erfuhr, daß der König das Todesurtheil der Monarchie unterzeichnet hatte. Am Morgen des 26. verkündete der Moniteur den am vorhergehenden Tage gefaßten Beschluß. Der König war nach Rambouillet gefahren, und Niemand sah ihn im Laufe dieses Tages.

Ich begab mich nach Paris. Da ich den Moniteur noch nicht gesehen hatte, ließ ich ihn mir vom Baron von Faguel, dem Gesandten der Niederlande, dessen Hotel an das meinige stieß, holen. Mein Erstaunen beim Lesen dieser Ordonnanzen war um so größer, als Herr von Polignac in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag dem russischen Gesandten Pozzo di Borgo sein Wort gegeben hatte, daß kein Staatsstreich stattfinden werde. Nachdem ich Zeuge von der Aufregung gewesen, welche alle Gemüther ergriffen hatte, kehrte ich nach Saint-Cloud zurück, wo der König erst dreiviertel auf elf Uhr ankam. Als er aus dem Wagen stieg, fragte er mich, ob ich von Paris komme und was es dort Neues gebe.

„Großer Schrecken, große Niedergeschlagenheit, Sire, und ein ungewöhnliches Fallen der Fonds."

„Um wieviel sind die Papiere gefallen?" fragte mich hierauf der Dauphin, der den König begleitete.

„Um vier Procent, Monseigneur."

„Sie werden schon wieder steigen," versetzte der Prinz.

Wir gingen hinauf in das Cabinet, der König gab mir hierauf die Parole und ging dann sogleich zu Bette.

Ich pflegte den Dienstag gewöhnlich in der Umgegend von Saint-Germain zuzubringen, und ich war eben im Begriff, mich dahin zu begeben, als ein Bote des Königs mir den Befehl brachte, nach der Messe, um halb zwölf Uhr, zu ihm zu kommen. Als ich bei ihm eingetreten war, sagte er zu mir: „Es scheint, daß man wegen der Ruhe in Paris einige Besorgniß hegt. Begeben Sie sich dahin, übernehmen Sie das Commando und besuchen Sie zuerst den Fürsten von Polignac. Wenn am Abend Alles wieder in Ordnung ist, können Sie nach Saint-Cloud zurückkehren."

Dieser Befehl war die natürliche Folge meiner dienstlichen Functionen, und es blieb mir nichts Andres übrig als zu gehorchen. Ich ließ anspannen und fuhr ab. Der Fürst von Polignac theilte mir die Ordonnanz*) mit, die mir das Commando übertrug, und

---

*) „Karl, von Gottes Gnaden König von Frankreich „und Navarra, unsren Gruß zuvor.

„Auf den Vortrag des Präsidenten unsres Ministerraths „haben wir verordnet und verordnen wie folgt:

Artikel 1.

„Unser Vetter, der Marschall Herzog von Ragusa, ist „mit dem Obercommando über die Truppen der ersten Militärdivision beauftragt.

ich bezog die Wohnung des dienstthuenden Major-Generals.

Eine große Aufregung hatte die Gemüther ergriffen. Es bildeten sich Menschengruppen in den Straßen, doch ließ anfangs nichts auf entschieden feindselige Absichten schließen. Inzwischen begannen die Zusammenrottungen in der Rue Saint-Honoré anzuschwellen und zogen dann nach der Place du Palais Royal. Hier wurden die daselbst stationirten Gendarmen mit Steinen geworfen und so lange gereizt, bis sie von ihren Waffen Gebrauch machten. Es fielen bei dieser Gelegenheit etwa dreißig Flintenschüsse. Ein solcher Anfang ließ Schlimmeres für den Abend befürchten.

Ich gab nun allen Truppen Befehl, ihre Kasernen zu verlassen und folgende Posten einzunehmen:

Das 1. Garderegiment besetzte mit zwei Kanonen und fünfzig Lanciers den Boulevard des Capucines;

Das 3. Garderegiment mit vier Kanonen und hundertfünfzig Lanciers das Caroussel;

Die Schweizer mit sechs Kanonen die Place Louis XV.;

Artikel 2.

„Unser Conseilpräsident, der interimistisch das Portefeuille „des Kriegs führt, ist mit der Vollziehung gegenwärtiger „Ordonnonz beauftragt.

„Gegeben in unsrem Schlosse Saint-Cloud am 27. Juli „des Jahres der Gnade 1830, dem sechsten unserer Re-„gierung.

„Unterzeichnet: Karl.

„Für den König:

„Der interimistisch mit dem Portefeuille des Kriegs „betraute Präsident des Ministerraths

„Fürst von Polignac.

„Zur Beglaubigung:

„Der interimistisch mit dem Portefeuille des Kriegs „betraute Präsident des Ministerraths

„Fürst von Polignac.“

Das 15. Regiment den Pont Neuf;

Das 5. die Place Vendôme;

Das 50. die Boulevards Poissonnière und Saint-Denis;

Das 53. mit den Kürassiren die Place de la Bastille.

Alle diese Truppen waren um fünf Uhr auf ihren Posten; sie setzten sich durch Patrouillen in allen Richtungen mit einander in Verbindung und stießen nirgends auf Widerstand. Gegen sieben Uhr zogen wieder Volkshaufen durch die Querstraßen in die Rue Saint-Honoré. Zwei Barrikaden, welche man in der Nähe der Rue Duc-de-Bordeaux und der Rue de l'Echelle zu errichten begonnen hatte, wurden auf meinen Befehl zerstört. Als die Truppen sich entfernt hatten, begann man sie auf's neue, und wir mußten nochmals dahin zurückkehren. In der Nähe liegende Baumaterialien dienten als Waffen gegen die Truppen. Einige Soldaten wurden durch Steine verwundet und sie sahen sich zweimal gezwungen zu feuern. Diese Feindseligkeiten von Seiten der Pariser konnten nicht ernstlich gemeint sein, und die in der Nähe von Orten, wo bedeutende Streitkräfte versammelt waren, errichteten Barrikaden schienen keinen andern Zweck zu haben als zu provociren und zu sehen, welche Truppendispositionen angeordnet waren.

Patrouillen mögen anderwärts einen Zusammenstoß gehabt haben, was in der That wahrscheinlich ist, da in der Rue Feydeau ein Mann getödtet wurde; etwas Wichtigeres ereignete sich jedoch nicht im Laufe dieses Tages.

Um neun Uhr zerstreuten sich die Gruppen von selbst. Jedermann ging nach Hause und um halb elf Uhr waren alle Straßen leer. Da die Ruhe vollkommen wiederhergestellt war und nicht das geringste Anzeichen Unordnungen für die Nacht verrieth, er-

hielten die Truppen Befehl, in ihre Kasernen zurückzukehren.

Mittwoch, den 28., am frühen Morgen bildeten sich abermals Gruppen und es zeigte sich eine ungewöhnliche Aufregung unter der Bevölkerung. Da die Dinge ernst werden konnten, expedirte ich Offiziere nach Versailles und Saint-Denis, um die dortigen Garnisonen kommen zu lassen, ingleichen auch Couriere nach Melun, Provins, Fontainebleau, Beauvais, Compiegne und Orleans. Auch schickte ich dem von Caen kommenden 4. Garderegiment, das erst am 3. August eintreffen sollte, einen Courier entgegen, um seinen Marsch zu beschleunigen.

Die Aufregung verwandelte sich bald in Tumult. Von sieben Uhr an nahmen die Unruhen den feindseligsten Character an. Ueberall wurden die französischen Wappen zerbrochen, man zerschnitt die Leinen der Straßenlaternen, schleppte die weißen Fahnen der Mairien durch die Gossen und rief: „Nieder mit den Bourbons!"

Ich schrieb sofort an den König, um ihn von diesen Vorgängen zu benachrichtigen.

Dann ließ ich allen Truppen den Befehl zugehen, sobald sie ihre Suppe gegessen hätten, die Kasernen zu verlassen und sich folgendermaßen zu postiren:

Das 1. Garderegiment mit zwei Kanonen und hundert Lanciers auf dem Boulevard des Capucines;

Das 6. sollte sich bei seiner Ankunft von Saint-Denis als Reserve auf der Place de la Madeleine aufstellen;

Das 3. Garderegiment und zweihundert Lanciers auf der Place du Carousſel, sobald es durch das von Versailles kommende 2. Regiment ersetzt sein würde, nebst dem 2. Grenadierregiment zu Pferde;

Das 15. Regiment wurde auf den Pont Neuf placirt;

Das 5. und 50. auf die Place Vendôme;

Das 53. und die Kürassiere auf die Place de la Bastille.

Um acht Uhr erfuhr ich, daß durch einen unglücklichen Zufall zwei Elitegendarmen meinen Brief verloren hatten, den sie dem Könige überbringen sollten. Das Unglück war geschehen und ich mußte eilen es wieder gut zu machen. Ich schrieb daher einen zweiten Brief, der ihm auch prompt zukam.*)

Um neun Uhr erkundigte sich ein junger Mann, den der Polizeipräfect abgeschickt hatte, um eine Verstärkung an Truppen zu erbitten, bei meinen Offizieren, ob es wahr sei, daß die Stadt in Belagerungszustand erklärt sei. Von dieser Frage in Kenntniß gesetzt, schickte ich zu Herrn von Polignac, um zu erfahren, was dies bedeute.

Mittlerweile wurde ich gegen zehn Uhr zum Con-

---

*) „Sire, ich habe bereits die Ehre gehabt, Ew. Majestät von der Zerstreuung der Gruppen, welche die Ruhe von Paris störten, in Kenntniß zu setzen. — Diesen Morgen bilden sich dieselben auf's neue, und zwar zahlreicher und drohender. — Es ist nicht mehr eine Emeute, sondern eine Revolution. Es ist dringend nöthig, daß Ew. Majestät beruhigende Maßregeln ergreifen. Noch kann die Ehre der Krone gerettet werden. — Morgen würde es vielleicht zu spät sein.

„Ich treffe inzwischen meine Maßregeln, um den Aufstand zu bekämpfen. Um Mittag werden die Truppen bereit sein; aber ich erwarte mit Ungeduld die Befehle Ewr. Majestät."

Der Ordonnanzoffizier, welcher diesen Brief überbrachte, sagte mir bei seiner Zurückkunft, daß er denselben in dem Augenblicke, wo der König in die Messe ging, überreicht habe, daß Letztrer ihn deshalb auf ein Pfeilertischchen in der Galerie gelegt habe und daß er vom Könige erst nach dessen Zurückkunft aus der Kapelle geöffnet worden sei.

Ich erhielt keine Antwort darauf.

seilpräsidenten beschieden, wo ich die Minister versammelt fand.

Sie übergaben mir die Ordonnanz des Königs, welche die Stadt Paris in Belagerungszustand erklärte.*) Und da ich über die Ausdehnung der Vollmachten, welche diese Ordonnanz mir ertheilte, nicht recht im Klaren war, las mir einer der Minister den betreffenden Artikel des Gesetzbuches vor; gleichzeitig theilten sie mir mit, daß sie, um den Verkehr mit mir zu erleichtern, sich in den Tuilerien installiren wollten, und ersuchten mich, Zimmer für sie herrichten zu lassen.

Da ich um Mittag noch immer keine Instruction

---

*) „Karl, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, entbieten Allen, denen Gegenwärtiges zu Gesicht kommt, unsren Gruß;

„In Gemäßheit der Artikel 53, 101, 102 und 103 des Decrets vom 24. December 1811;

„In Betracht, daß ein innerer Aufstand am 27. dieses Monats die Ruhe von Paris gestört hat;

„Haben wir nach Anhörung unsres Ministerconseils verordnet und verordnen wie folgt:

Artikel 1.

„Die Stadt Paris ist in Belagerungszustand erklärt.

Artikel 2.

„Diese Bestimmung wird öffentlich bekannt gemacht und sofort in Vollzug gesetzt.

Artikel 3.

„Unser Minister Staatssekretär des Kriegs ist mit der Ausführung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

„Gegeben in unsrem Schlosse Saint-Cloud, am 27. Juli des Jahres der Gnade 1830, dem sechsten unserer Regierung.

„Unterzeichnet: Karl.

„Für den König:
„Der interimistisch mit dem Portefeuille des Kriegs betraute Präsident des Ministerraths
„Fürst von Polignac.

von Saint-Cloud erhalten hatte, der Tumult aber fortwährend zunahm, hielt ich es für dringend nöthig, die günstige Stimmung der Truppen, welche leicht umschlagen konnte, zu benutzen. Ich hatte um so mehr Grund zu dieser Befürchtung, als schon sechzig Mann vom 50. Regiment um acht Uhr Morgens ihre Fahnen verlassen hatten und zum Volke übergegangen waren. Bereits am vergangenen Abend hatten einige Mann vom 5. Regiment dieses verderbliche Beispiel gegeben; daher beorderte ich jetzt die Truppen, gegen die Volkshaufen anzurücken und sie auseinanderzusprengen.

Der mit dem Commando der linken Colonne beauftragte General Saint-Chamans sollte den Boulevard entlang bis zur Place de la Bastille marschiren, die sich ihm widersetzenden Zusammenrottungen zerstreuen, sich mit dem 53. Regiment und den Kürassieren vereinigen, das Commando dieser Corps übernehmen, den Faubourg Saint-Antoine beobachten und sich mit der Place de Grève in Verbindung setzen. Der General Talon sollte mit einem Bataillon des 3. Garderegiments, einem Bataillon Schweizer, fünfzig Lanciers und zwei Kanonen über die Insel und den Pont Neuf nach der Place de Grève marschiren, um diesen Platz besetzt zu halten. Nöthigenfalls sollte ihn das auf dem Pont Neuf placirte 15. Regiment unterstützen und außerdem sollte es sich mit dem auf dem Bastillenplatz stehenden Truppen in Verbindung setzen.

Der General Quinsonnas sollte mit zwei Bataillonen vom 3. Regiment, zwei Kanonen und Gendarmen vom Carrousel abmarschiren, um die Rue Saint-Honoré zu säubern und den Marché des Innocents zu besetzen. Der General Wall endlich hatte Befehl, mit einem Linienregiment und Gendarmen die Place des Victoires zu besetzen.

Alle diese Anführer waren instruirt, auf ihrem Marsche alle ihnen entgegentretenden Zusammenrot-

tungen zu zerstreuen, die Barrikaden zu zerstören und nur dann von ihren Waffen Gebrauch zu machen, wenn sie angegriffen wurden. Ich setzte hinzu: „Verstehen Sie mich wohl: Sie schießen nur, wenn eine Füsillade gegen Sie gerichtet wird, und unter Füsillade verstehe ich nicht einige vereinzelte Flintenschüsse, sondern mindestens fünfzig Schüsse, welche gleichzeitig auf die Truppen abgefeuert werden.“

Die Colonnen setzten sich in Bewegung. Kaum waren sie abmarschirt, so zerstreuten sich die vor ihnen befindlichen Gruppen; aber ein fürchterliches Feuer begann aus den Fenstern fast aller Häuser. Die Truppen feuerten wieder und führten ihre Bewegungen mit Energie und Entschlossenheit aus. Sie bewiesen bei dieser Gelegenheit einen bewunderungswürdigen Muth.

Ich rief das 6. Regiment zu mir und das 2. erhielt Ordre, die beiden Plätze Louis XV. und de la Madeleine zu besetzen. Dann ließ ich die Truppen auf dem Pont Neuf um ein Bataillon Schweizer verstärken, um meine Communication mit der Place de Grève gegen jede Gefahr zu sichern. Der Marsch der Truppen war allenthalben ein ununterbrochener Kampf. Es gelang ihnen indessen, die ihnen bezeichneten Posten zu besetzen und sich den ganzen übrigen Tag auf denselben zu halten. Auf die Colonne des Generals Wall war in der Rue des Petit-Champs nicht geschossen worden und sie hatte daher ebenfalls nicht gefeuert, so daß auf ihrem Marsche Alles ziemlich friedlich abgegangen war. In dieser Gegend kam es nur auf der Place des Victoires zu Feindseligkeiten.

Das Gefecht des Generals Talon auf der Place de Grève war ungemein lebhaft, und das Hotel de Ville wurde besetzt. Der General Quinsonnas, welcher Befehl hatte, den Marché des Innocents zu besetzen und dann die Rue Saint-Denis zu säubern, ließ unvorsichtigerweise ein Bataillon vom 3. Regiment,

an dessen Spitze sich der Oberst Plainselves befand, zu weit vorgehen und es wurde von dem übrigen Theile der Colonne abgeschnitten. Ein mörderisches Feuer empfängt diese Truppe und dem Obersten wird der Schenkel zerschossen. Das wackere Bataillon macht aus Flinten eine Bahre und trägt, ununterbrochen kämpfend, seinen Obersten fort. Gezwungen den Boulevard zu vermeiden, wo sich nach dem Vorbeimarsche des Generals Saint-Chamans die Barrikaden vermehrt haben, gelangt es endlich durch die Rue de Clichy in das Hospital der Garde im Gros-Caillou. In einer andren Gegend der Stadt war der General Quinsonnas blokirt. Er benachrichtigt mich durch seinen Adjutanten, den Kapitän Courtigis, von seiner mißlichen Lage. Dieser Offizier kann nur verkleidet und nachdem er den größten Gefahren ausgesetzt gewesen ist, in's Hauptquartier gelangen.

Ich entsende das auf dem Pont Neuf stehende Schweizer-Bataillon, um ihn zu degagiren. Es gelingt demselben und der General Quinsonnas nimmt hierauf Stellung am Quai de l'Ecole.

Um drei Uhr gestaltete sich die Sache höchst bedenklich und ich hielt es für nöthig, den König davon zu unterrichten. Alle getroffenen Maßregeln waren gegen eine Emeute, gegen einen partiellen Aufstand gerichtet; nachdem aber die gesammte Bevölkerung sich an der Revolution betheiligt hatte, blieb zur Wiederherstellung der Ordnung nichts Andres übrig als Unterhandlungen anzuknüpfen; denn um den Aufstand zu unterdrücken, würden ganz andere Mittel erforderlich gewesen sein, und solche hatte ich nicht zu meiner Verfügung. Die Unzulänglichkeit der Truppen lag auf der Hand. Es wäre daher nothwendig gewesen, Paris momentan zu räumen, die Nationalgarde zusammenzurufen und ihr die Sorge für die Sicherheit der Stadt zu übertragen, den Sitz der Regierung anderswohin zu verlegen rc. rc.

Allein dies sind Regierungsmaßregeln, welche über die Befugnisse eines mit dem Commando einer Stadt betrauten Generals hinausgehen; übrigens werde ich später von den Operationen und von der Richtung sprechen, welche die militärische Angelegenheit nahm. Indessen war das Resultat in diesem Augenblicke nicht mehr zweifelhaft. Man mußte unterhandeln und Zugeständnisse machen, indem man den moralischen Eindruck, den ein tapferer Kampf auf die Gemüther machte, und die Furcht, daß dieser Zustand der Dinge sich verlängern könnte, benutzte.

Ich war eben damit beschäftigt, an den König zu schreiben, als man mir fünf Notabilitäten von Paris anmeldete. Es waren die Herren Casimir Périer, Laffitte, Gérard, Lobau und Mauguin. Ich ließ sie augenblicklich vor. Laffitte nahm das Wort und sagte zu mir: „Herr Marschall, wir kommen in der Besorgniß, die uns der gegenwärtige Zustand der Dinge einflößt, um Sie zu bitten, daß Sie dem Blutvergießen ein Ende machen." — „Und in der Ueberzeugung," setzte der General Gérard hinzu, „daß wir uns an einen General wenden, dem ein französisches Herz im Busen schlägt."

„Die nämliche Bitte richte ich an Sie, meine Herren," entgegnete ich. „Ernste Unruhen sind diesen Morgen ausgebrochen und haben den Character einer Revolution angenommen. Ich habe befohlen, die Zusammenrottungen zu zerstreuen und die Ordnung wiederherzustellen. Als aber die Truppen sich auf die ihnen bezeichneten Punkte begaben, wurden sie von einem mörderischen Feuer empfangen. Sie erwiderten dasselbe und mußten es erwidern. Wenn die Pariser ihre Feindseligkeiten einstellen, werden auch die unsrigen sofort aufhören. Wer angefangen hat, muß auch zuerst wieder aufhören, das ist nicht mehr als recht und

billig, denn man kann sich nicht todtschießen lassen, ohne sich zu vertheidigen."

Um dahin zu gelangen, meinten sie, müsse die Zurücknahme der Ordonnanzen angezeigt werden können, und für diesen Fall verpflichteten sie sich, ihren Einfluß zur Wiederherstellung der Ruhe aufzubieten. Ich erwiderte ihnen, daß ich keine politischen Gewalten habe und mich in dieser Beziehung zu nichts verbindlich machen könne, schlug ihnen aber vor, falls sie es dahin brächten, daß das Feuer der Bürger aufhörte, mich an ihrer Spitze nach Saint-Cloud zu begeben, um ihren Reclamationen mehr Gewicht zu geben. Als die Herren Mauguin und Laffitte ihre Beschwerden gegen die Regierung weiter entwickeln wollten, sagte ich zu ihnen: „Meine Herren, lassen wir uns nicht in eine überflüssige und zwecklose Discussion ein. Wir würden damit nur unnöthig Zeit verlieren, denn Sie würden Dinge tadeln, die ich weit entfernt bin zu billigen; allein es handelt sich jetzt um eine militärische Frage, welche diesen Augenblick in meinen Augen Alles überwiegt und die ich nicht aufgeben kann."

Ich interpellirte meine anwesenden Kameraden, die Generale Gérard und Lobau, und sie konnten nicht umhin, dies anzuerkennen.

„Bedenken Sie nur, meine Herren, wie gewichtig ich Ihre Wünsche würde unterstützen können, wenn die Ruhe hergestellt wäre! Ein trauriges Verhängniß hat mir dieses schmerzliche Commando übertragen. Es war der größte Kummer, der mich treffen konnte. Aber ich kann mit meinen Pflichten nicht unterhandeln, sollten auch Verbannung und Tod der Lohn für deren Erfüllung sein. Helfen Sie mir Alles wieder zu versöhnen, indem Sie auf Seiten der Einwohner das Aufhören von Feindseligkeiten vermitteln, welche die der Truppen veranlaßt und motivirt haben."

Hierauf verlangten diese Herren von mir, daß ich auf der Stelle dem Könige den Ausdruck ihrer Wünsche übersenden solle, wozu ich mich sofort bereit erklärte. Ich schlug ihnen vor, mit Herrn von Polignac zu sprechen, der sich mit sämmtlichen Ministern im Nebenzimmer befand. Sie waren damit einverstanden; Polignac aber wollte sie nicht vorlassen. Der wichtige Brief, welcher dem Könige den wahren Stand der Dinge und den drohenden Ernst der Umstände ankündigte, wurde meinem ersten Adjutanten, Oberst Komierowski, anvertraut, mit dem Befehle, sich möglichst zu beeilen, ihn persönlich dem Könige zu überreichen und mündliche Erläuterungen über die Lage der Hauptstadt beizufügen. Er brach mit einer Escorte von fünfundzwanzig Lanciers auf und kam noch vor vier Uhr in Saint-Cloud an. Der Herzog von Duras führte ihn beim Könige ein. Dieser las die Depesche und sagte ihm dann, er möge seine Antwort darauf erwarten.

Als der Oberst aus dem Cabinet trat, wurde er von dem dienstthuenden Personal umringt. Man war dort noch vollkommen unbesorgt und wollte nicht glauben, daß es in Paris so schlimm stehe.

Nachdem Komierowski zwanzig Minuten gewartet hatte, erinnerte er im Bewußtsein der Dringlichkeit der Umstände den Herzog von Duras nochmals an die Antwort des Königs, und der erste Kammerherr verstieß gegen die Regeln der Etikette, die ihm eigentlich nicht erlaubte, so bald schon beim Könige wieder einzutreten. Endlich ließ Se. Majestät Komierowski hereinkommen. Der Dauphin und die Herzogin von Berry befanden sich mit im Cabinet. Der König gab dem Obersten nur folgende mündliche Antwort:

„Sagen Sie dem Marschall, daß er seine Truppen vereinigen, nicht nachgeben und in Masse operiren soll.“

Dies war die einzige Ordre, die mir überbracht wurde und die mir der König einige Stunden später schriftlich wiederholte. *)

---

*) Der König Karl X. an den Marschall Herzog von Ragusa.

„Mein lieber Marschall, ich vernehme mit großem Vergnügen die gute und ehrenvolle Haltung der unter Ihren Befehlen stehenden Truppen.

„Danken Sie ihnen in meinem Namen und bewilligen Sie Ihnen einen Anderthalbmonatssold.

„Vereinigen Sie Ihre Truppen, halten Sie tapfer Stand und erwarten Sie meine morgenden Befehle.

„Gute Nacht, mein lieber Marschall.

„Karl."

Ordre für den Marschall Herzog von Ragusa, Oberbefehlshaber der ersten Militärdivision.

„1) Sämmtliche Streitkräfte zwischen der Place des Victoires, der Place Vandôme und den Tuilerien zu concentriren.

„2) Die Ministerien des Auswärtigen, der Finanzen und der Marine sicher zu stellen.

„3) Die Uebersiedelung der Minister von Paris nach Saint-Cloud, morgen den 29. Vormittags zwischen zehn und elf Uhr, zu sichern.

„4) In oben bezeichneter Stellung die Befehle zu erwarten, die ich im Laufe des morgenden Tages zu ertheilen für gut finden werde.

„5) Die Angreifer zurückzuweisen, wenn solche sich zeigen, aber keine neuen Angriffe gegen die Aufständischen zu unternehmen.

„Gegeben zu Saint-Cloud, 28. Juli 1830.

„Karl."

An den Fürsten von Polignac, Präsidenten des Ministerraths.

„Den Befehlen gemäß, die ich dem Marschall Herzog von Ragusa übersende, werden sich der Fürst von Polignac und sämmtliche Minister, seine Collegen, morgen zwischen

Ich würde mir dieses Verfahren nicht haben erklären können, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß der Fürst von Polignac, nachdem er sich geweigert, die Deputation zu empfangen, mir sagte, er werde an den König schreiben.

In der That erfuhr ich auch später, daß, während ich an den König schrieb, ein Courier mit der Reitpeitsche in der Hand in den Billardsaal eingetreten war, wo sich die dienstthuenden Offiziere befanden, und die Depesche verlangt hatte, die er befördern sollte. In demselben Augenblicke war Herr von Polignac aus dem Cabinet gekommen und hatte diesem Manne eine Depesche übergeben.

Dieses Schreiben mußte dem Könige nothwendigerweise früher als das meinige zugekommen sein, weil es durch eine Stafette befördert wurde, während mein Adjutant mit einer Escorte beschwert war. Es dünkt mir sehr wahrscheinlich, daß dieser Brief den König aufforderte, in dem Kampfe zu beharren und nicht auf den Rath zu hören, den ich ihm etwa geben mochte.

Der Herzog von Guiche war in Civil bei Herrn von Polignac, als die Deputation bei mir eintrat. Er wartete das Ende meiner Conferenz mit diesen Herren nicht ab, und ritt nach Saint-Cloud. Auch er überbrachte jedenfalls die persönlichen Ansichten Polignac's und kam früher als mein Adjutant an.

Die Minister hatten mir ein Verzeichniß von zwölf Personen gegeben, die sie als die Häupter der Revolu-

---

zehn und elf Uhr unter genügender Escorte nach Saint-Cloud begeben.

„Der Fürst von Polignac und der Minister der Finanzen werden für die Sicherung des königlichen Schatzes sorgen und die erforderlichen Maßregeln treffen, damit die in denselben enthaltenen Summen fortgeschafft werden können.

„Gegeben zu Saint-Cloud, 28. Juli 1830.

„Karl."

tion ansahen und die ich deshalb verhaften lassen sollte. Es war dann auf sechs reducirt worden und bestand aus den Herren Laffitte, Lafayette, Gérard, Marchais, Salverte und Puyraveau. Die Verhaftbefehle waren schon gegeben. Zwei von den bezeichneten Personen waren Mitglieder der Deputation. Als diese sich entfernt hatte, erklärte ich Herrn von Polignac, daß ich jene Beiden nicht verhaften lassen würde. Es schien mir nicht loyal, Hand an Männer zu legen, die aus eigenem Antriebe kamen. Es wäre sehr unrecht gewesen, sie in dem Augenblicke zu verhaften, wo sie als Versöhner kamen, und ich sagte daher noch: „Wenn eine ganze Bevölkerung unter Waffen steht, wenn die Häuser in Festungen und die Fenster in Schießscharten verwandelt sind, so wird es nie an Anführern fehlen.“

Um der Wahrheit und Gerechtigkeit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß Polignac mir nichts darauf entgegnete. Dies ist der wahre Thatbestand dieser Verhaftungsangelegenheit, die auf verschiedene Weise erzählt worden ist. Ueberdies war jede Verhaftung in Paris schon unmöglich geworden, ausgenommen die der beiden Personen, welche zu der Deputation gehörten.

Ich hatte nach positiven Berechnungen, die ich später auseinandersetzen werde, mein Heil versucht; aber Alles verkündete einen so hartnäckigen und allgemeinen Widerstand, daß an eine Besiegung desselben nicht mehr zu denken war. Da die Entwickelung meiner Streitkräfte und ihre energische Thätigkeit nichts erzielt hatte, blieb mir keine andre Wahl mehr als sie für die Nacht in einer guten Defensivstellung zu concentriren und zu warten. Aber die Nacht rückte für meine Wünsche sehr langsam heran. Nach dem Marsche des Generals Saint-Chamans hatten die Pariser unglaubliche Anstrengungen gemacht, um ihn gänzlich

von mir abzuschneiden. Die umgehauenen Bäume des Boulevards, zahlreiche Barrikaden, das aufgerissene Pflaster, kurz eine wie durch Zauberei geschaffene imposante Defensive legte unübersteigliche Hindernisse zwischen ihn und mich. Andrerseits waren auch alle seine Bemühungen, mit dem General Talon, der das Hotel de Ville besetzt hielt, in Verbindung zu kommen, fruchtlos. Die entpflasterte und durch eine Menge Barrikaden gesperrte Rue Saint-Antoine wurde durch das Feuer aus den Häusern vertheidigt. Jede Truppenbewegung war daher in dieser Richtung unmöglich geworden. Indessen hatte der General Talon Ordre erhalten, die Ankunft des Generals Saint-Chamans zu erwarten, um sich dann zurückzuziehen. Neue Befehle wurden durch verkleidete Offiziere abgeschickt, und der Rückzug dieser beiden Hauptcolonnen erfolgte, der des Generals Saint-Chamans über den Pont d'Austerlitz und die äußeren Boulevards, der des Generals Talon über die Insel und den Pont Neuf.

Diese beiden ausgezeichneten Offiziere brachten alle ihre Verwundeten mit fort. So waren denn sämmtliche Truppen nach einem der heißesten Kämpfe, welche jemals stattgefunden haben, concentrirt. Der größte Theil unserer Munition war verbraucht. Ich hatte in Vincennes viel Artillerie, die ich aber wegen der großen Schwierigkeit, durch Paris zu kommen, nicht hatte an mich ziehen können. Am Mittwoch Abend ließ ich das 2. Grenadierregiment zu Pferde, dessen ich mich bisher nicht hatte entschlagen wollen, über die äußeren Boulevards nach Vincennes abgehen. Es war beauftragt, Artillerie und Munition von dort zu holen und zu escortiren; allein es konnte erst nach erfolgter Räumung von Paris wieder zu uns stoßen. Während meiner langen militärischen Laufbahn und inmitten von Ereignissen aller Art, bei denen ich eine active Rolle spielte, habe ich nie etwas empfunden, was sich mit der Angst

und Seelenqual dieses Tages vergleichen ließe. Mein Hauptquartier war auf dem Carrouselplatze aufgeschlagen. Jeden Augenblick erhielt ich eine Menge beunruhigender Rapporte. Durch Besonnenheit und Umsicht war es mir gelungen, für Alles zu sorgen und der Tag war so gut als möglich, das heißt ohne ernste Unfälle, vergangen; aber jede Illusion mußte in den Augen eines verständigen Mannes schwinden und wenn die Ueberlegung während der Nacht und die erlittenen Verluste die Stimmung der Pariser nicht vollständig änderte, so war nur noch von einer schleunigen Unterhandlung etwas zu hoffen. Mit Tagesanbruch nahmen die Truppen eine rein defensive und concentrirte Stellung ein. Zwei Bataillone Schweizer placirte ich im Louvre. Dies war die Spitze meiner Linie und ich betrachtete den Posten als eine uneinnehmbare Festung. Das dritte Schweizerbataillon, das 3. Garderegiment und das 6. Linienregiment standen mit sechs Kanonen auf dem Carrouselplatze. Das 1. und 2. Garderegiment hatten mit zwei Geschützen die Place Louis XV. und den Boulevard de la Madeleine besetzt. Das 15. und 50. Regiment waren im Garten der Tuilerien placirt und zwei Kanonen am Gitter, der Rue de Castiglione gegenüber aufgestellt. Das 5. und 53. Regiment standen auf der Place Vendôme. Endlich legte ich Posten in die Häuser am Eingange der Straßen, welche auf den Carrouselplatz und auf den Platz ausmünden, welcher das Louvre von den Tuilerien trennte.

Ich placirte eine Batterie in die Rue de Rohan. Diese Batterie bestrich die Rue de Richelieu und verhinderte jede Offensivbewegung von dort her. Ferner legte ich ein Detachement des 6. Garderegiments in die der Rue de Rivoli gegenüberliegenden Häuser der Rue de Rohan, damit die Bewohner dieser Häuser nicht

auf die in der Rue de Rivoli befindlichen Truppen schossen.

Das Nämliche that ich in den dem Tuilerienpalaste gegenüberliegenden Häusern des Carrouselplatzes. Eine Proklamation fordert die Bewohner auf, sich zu beruhigen. Ich berief die Maires und Adjuncten in ihrer Amtstracht und mit der Schärpe umgürtet, zusammen und schickte sie ab, um die Umgebungen der Tuilerien zu durchstreifen und zu dem Volke zu sprechen. Es ist mir jedoch schmerzlich, nur vier solcher Municipalbeamter nennen zu können, die meiner Aufforderung Folge leisteten, nämlich die Herren Hutteaux d'Origny, Maire des 10. Arrondissements, Olivier, Adjunct desselben Arrondissements, Petit, Maire des 2., und de la Garde, Adjunct des 11.

Ich befahl den Truppen auf das Nachdrücklichste, nur dann zu schießen, wenn sie sich gegen einen Angriff vertheidigen müßten. Ich provocirte eine Zusammenkunft der Minister und erklärte ihnen, daß ich unter den obwaltenden Verhältnissen keinen andern Ausweg zur Rettung der Monarchie sehe, als zu unterhandeln und die Ordonnanzen zurückzunehmen. Ich bewog sie nun dazu, sich auf der Stelle nach Saint-Cloud zu begeben, und lieferte ihnen eine Eskorte. Zugleich schickte ich den General Girardin, nachdem ich ihn mit einigen Beglaubigungsschreiben versehen, an den König ab, um demselben die Dringlichkeit der Umstände vorzustellen. Endlich ersuchte ich auch die Herrn von Sémonville und von Argout, welche zu mir gekommen waren, sich gleichfalls nach Saint-Cloud zu begeben, um den König wo möglich aufzuklären und zu überzeugen.

Ich erwartete nun jeden Augenblick Nachrichten und Vollmachten. Wäre ich noch um elf Uhr ermächtigt worden, die Zurücknahme der Ordonnanzen zu versprechen, so wäre die Dynastie gerettet gewesen.

In einer so kritischen Lage war es von der größten Wichtigkeit, zu unterhandeln, so lange wir noch in Paris und das Schloß der Tuilerien, der wichtigste Ort der Stadt, in unsrer Gewalt war; ich hatte mir daher vorgenommen, eher Alles zu riskiren, als mich freiwillig zurückzuziehen. Inzwischen wurden die Umstände immer dringender. Einige unbedeutende Plänkeleien hatten an mehreren Punkten stattgefunden; plötzlich aber entstand ein lebhaftes Parlementiren auf dem Boulevard, das sich bald bis zur Place Vandôme fortpflanzte. Casimir Périer, dessen Name großes Gewicht hatte, trat vor und haranguirte die dort stehenden Regimenter. Nach einer kurzen, aber feurigen Ansprache riß er sie mit sich fort. Dieser Abfall war das entscheidende Moment jenes hochwichtigen Tages, denn wären die Truppen treu geblieben, so hätte ich mich noch vierundzwanzig Stunden halten können.

Durch den General Wall von diesem unheilvollen Vorgange in Kenntniß gesetzt, ließ ich das 15. und 50. Regiment, welche dieses Beispiel hätte anstecken können, aus dem Tuileriengarten nach den Champs Elysées abmarschiren. Ich konnte sie nur durch ein Bataillon des 2. Regiments ersetzen lassen, das schon sehr schwach war, um die Debouchés der Rue Royale zu bewachen und die Massen in Schach zu halten, welche vom Boulevard und aus dem Faubourg Saint-Honoré kamen, während die Insurgenten bereits das Palais Bourbon sowie die Zugänge zu den Brücken besetzt hatten, das Hotel des Invalides bedrohten und sich anschickten, über den Fluß zu gehen. Demzufolge schickte ich das auf dem Carrouselplatze stationirte Schweizerbataillon an das Gitterthor der Rue de Castiglione gegenüber, um es zu vertheidigen, und eines der im Louvre befindlichen zwei Bataillone wurde herausgezogen, um den Carrouselplatz zu besetzen. Alle militärischen Berechnungen würden diesen Augenblick für die sofortige

Räumung gewesen sein; aber die politischen Rücksichten geboten mir zu bleiben, und ich beschloß daher, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen. Ich erstattete dem Könige Bericht von diesem neuen Vorfalle und erneuerte meine Anstrengungen, das Feuer der Pariser zum Schweigen zu bringen.

Eine zahlreiche Truppe zog, lebhaft feuernd, die Rue Richelieu herauf und war schon bei der Passage Saint-Guillaume angekommen. Der Artilleriehauptmann, welcher das in dieser Richtung aufgestellte Geschütz commandirte, ließ mich um die Erlaubniß bitten, in diesen Haufen schießen zu dürfen. Ich begab mich selbst in die Nähe der Kanone, um mir den Trupp genau anzusehen, dessen Feuer bei meinem Erscheinen noch heftiger wurde. Da ich Frauen darunter bemerkte, verbot ich das Schießen. Um jedoch den Feindseligkeiten auf diesem Punkte ein Ende zu machen, befahl ich dem Bataillonschef de la Rue, meinem Adjutanten, mit den Insurgenten zu parlamentiren und ihnen zu sagen, daß man in Unterhandlung stehe, aber auf sie schießen würde, wenn sie noch weiter vorrückten. Es gelang meinem Adjutanten, diese Leute zum Einstellen des Feuers zu bewegen. Die Pariser riefen: „Es lebe der König! es lebe die Charte!" und mit den nämlichen Rufen empfingen sie auch Herrn Hutteaux d'Origny, einen der Maires, welche de la Rue begleitet, und der mit großer Kaltblütigkeit den Kugeln getrotzt hatte, welche um ihn herum pfiffen und von den Mauern der Häuser abprallten.

Es war schon ein Uhr. Alles schien endlich ruhig zu werden, als sich plötzlich wieder ein lebhaftes Kleingewehrfeuer vernehmen ließ. Ich befand mich in diesem Augenblicke in der Rue de Rohan. Bald jedoch hörte das Feuern auf, ein verworrenes Geräusch schlug an mein Ohr und ich sah das Schweizerbataillon in Unordnung fliehen. Es hatte über Hals und Kopf

das Louvre geräumt, in welchem sich tapfere Soldaten, wie sie es waren, gegen Feinde, die keine Kanonen hatten, bis in alle Ewigkeit hätten halten können. Die Ursache dieses Vorfalls war mir anfangs ein Geheimniß; aus den Aufklärungen aber, die ich nachher darüber erhielt, habe ich ersehen können, wie die Sache zugegangen war. Das Bataillon, dem ich Ordre gegeben, das Louvre zu verlassen und den Carrouselplatz zu besetzen, hatte darin eine Compagnie zurückgelassen, die auf der linken Ecke des Louvre unweit der Rue du Coq placirt war, wo Baumaterialien lagen, welche die Annäherung erleichterten. Der Adjutant-Major dieses Bataillons, welcher kam, um jene Compagnie zu holen, hatte sie unbesonnener Weise herausgezogen, ohne den Obersten Salis, der sie durch andere Truppen ersetzt haben würde, davon zu benachrichtigen. Als die Pariser den Posten verlassen sahen, drangen sie hinein und zeigten sich am Eingange der Gemächer, wo sie einige Schüsse abfeuerten. Die überraschten Schweizer zogen sich eiligst zurück. Der Oberst verlor den Kopf und anstatt diese Handvoll Feinde, die er vor sich hatte, zurückzuwerfen oder gefangen zu nehmen, zog er sich aus Angst, im Louvre blokirt zu werden, schleunigst und in Unordnung aus demselben zurück. Im Freien angekommen, wollte er versuchen Widerstand zu leisten und zu kämpfen, aber vergebens, und die Unordnung artete bald in eine förmliche Flucht aus. Als nun die auf dem Carrouselplatze stehenden Truppen die eilige Flucht der Schweizer und die sie verfolgenden Pariser sahen, als sie ferner die Flintenschüsse hörten, welche aus den Häusern dieses Platzes kamen, stürzte sich Alles, Infanterie, Cavalerie und Artillerie, unter den Triumphbogen. Die größte Verwirrung war die Folge davon. Ich steige zu Pferde und passire als einer der Letzten das Defilé. Menschen und Pferde fallen um mich her, und ich komme in den Schloßhof.

Hier gelingt es mir, sechzig Schweizer wieder zu sammeln. Mit dieser schwachen Truppe biete ich den Andringenden die Spitze, um der Menge Zeit zu lassen, sich durch die Porte de l'Horloge zu verlaufen. Die Pariser dringen in den Hof selbst ein, und einer von ihnen stürzt zehn Schritte von mir von einer Kugel durchbohrt in dem Augenblicke nieder, wo er auf mich schießen wollte. Ich lasse sie durch vier Offiziere meiner Suite angreifen und sie werden hinausgetrieben. Unter dem fortwährenden Feuer der Insurgenten lasse ich das Gitter schließen, und meine sechzig Schweizer bleiben Herren des Schlachtfeldes.

Ich sende nun einen Offizier den Truppen nach, deren Rückzug zu eilig vor sich ging. Ein Bataillon derselben, das schon beim Pont-Tournant angelangt war, kehrt auch zurück. Ich placire es an die Spitze der Kreuzstellung, damit es den Rückzug decke und die Arrièregarde bilde, und wir erreichen in guter Ordnung den Platz. Hier mache ich so lange Halt als nöthig ist, um den Rückzug der vom Boulevard de la Madeleine kommenden Truppen zu sichern, und die Massen in Schach zu halten, die sich im Faubourg Saint-Honoré gesammelt hatten und deren Spitze alle Debouchés besetzt hielt. Als sie vorbeigezogen sind, setzen wir unsre Bewegung fort. Bei der Avenue Marigny angekommen, stoßen wir auf eine Barrikade, hinter der zahlreiche Flintenschüsse auf uns abgefeuert werden. Auch aus den Gärten feuert man auf uns. Wir setzen unsre Bewegung langsam fort, während ich den an der Spitze marschirenden Truppen den Befehl zugehen lasse, an der Barrière Halt zu machen. Andrerseits war die Cavalerie unter den Befehlen des Generals Saint-Chamans jedenfalls bis zur Porte Maillot vorgedrungen, um die Banden von Neuilly, Courbevoie 2c., die sich in unsren Rücken gesammelt hatten, zu vertreiben. Endlich nimmt das Gros der Truppen

Position an der Barrière und ich komme selbst dort an. Ich besetze den Eingang des Faubourg du Roule, überzeugt daß in dieser Stellung sich Niemand vor uns zeigen wird. Angesichts des Schlosses und mit Artillerie versehen, waren wir noch immer achtunggebietend. Dies war der geeignete Moment zu Unterhandlungen. So lange wir noch da waren, hatten unsere Worte Gewicht.

Wäre der Hof jetzt von Saint-Cloud nach Saint-Denis übergesiedelt, wo er ungestört für seine Sicherheit sorgen konnte, so hätten wir, nachdem die Artillerie von Vincennes zu uns gestoßen war, die im Laufe des Tages ankommen mußte, Stellung auf dem Montmartre nehmen und von hier aus die Stadt zusammenschießen oder wenigstens bedrohen können. Man war jedoch in Saint-Cloud andrer Meinung gewesen, und ich erhielt in diesem Augenblicke die Meldung, daß der König das Commando seiner Armee dem Dauphin übertragen habe. Dieser befahl mir, Paris zu räumen und die Truppen nach Saint-Cloud zu führen. Demgemäß setzten sie nach kurzer Rast ihre Bewegung fort und nahmen die ihnen bezeichneten neuen Stellungen ein.*)

---

*) Der Dauphin an den Marschall Herzog von Ragusa.

„Herr Vetter, nachdem mir der König das Obercommando seiner Armee übergeben hat, befehle ich Ihnen, sich sofort mit Ihren sämmtlichen Truppen nach Saint-Cloud zurückzuziehen. Hier werden Sie dann unter meinen Befehlen dienen. Gleichzeitig beauftrage ich Sie, die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, um alle Werthgegenstände des königlichen Schatzes nach*) Paris transportiren zu

---

*) Im Original des Briefes steht: pour faire transporter *à* Paris, und wir haben diesen Fehler der historischen Treue wegen beibehalten. Der Prinz wollte jedenfalls schreiben *de* Paris, von Paris weg 2c.

Als ich den Carrouselplatz und die Tuilerien so plötzlich und unvermuthet räumte, hatte ich nicht Zeit, alle Posten aus den verschiedenen Häusern an mich zu ziehen, in die sie gelegt worden waren, um die Eingänge der Nebenstraßen zu vertheidigen. Mehreren Detachements, welche den gezwungenen Rückzug sahen, gelang es indeß herauszukommen und sich ihren marschirenden Corps anzuschließen; andere aber blieben zurück und vertheidigten sich bis auf's Aeußerste. Eines vom 6. Regiment, unter dem Commando des Lieutenants Ferrier, das auch so zurückgelassen worden war, brach aus seinem Hause hervor und schlug sich, fortwährend kämpfend, durch die Volksmassen, welche schon den Carrouselplatz und den Eingang in die Rue de Rivoli besetzt hatten. In den Champs Elysées stieß es zu uns; aber von den funfzig Mann, aus denen es ursprünglich bestanden hatte, waren nur noch zweiundzwanzig übrig, die anderen waren umgekommen. Diese muthige That verdient das größte Lob. Ich könnte noch viele andere Offiziere nennen, die sich an diesen beiden heißen Tagen durch glänzende Tapferkeit auszeichneten.

Dies ist die genaue Darstellung der Ereignisse vom 27., 28. und 29. Juli, so wie der Befehle, welche ertheilt wurden. Vielleicht wurden bei ihrer Ausführung Fehler begangen und durch die Umstände Modificationen bedingt; allein da mich die politischen Umwälzungen verhindert haben, detaillirte Berichte zu sammeln, so kann ich sie weder erzählen, noch die Verantwortlich-

---

lassen, gemäß der vom Minister der Finanzen deshalb erlassenen Verordnung. Zeigen Sie den Truppen unverzüglich an, daß sie von nun an unter meinem Commando stehen.

„Aus meinem Hauptquartier zu Saint-Cloud, 29. Juli 1830.

„Ludwig Anton."

keit dafür auf mich nehmen. In einem solchen Kampfe, wie in denjenigen Kriegen, deren Schauplatz ein coupirtes Terrain ist, hat der Befehlshaber, der im Drange der Umstände oft plötzlich seine Colonnen aus dem Gesicht verliert, nur Zweierlei zu thun: die allgemeinen Dispositionen anzuordnen, und großen Unfällen vorzubeugen. Auf diese doppelte Pflicht mußte ich mich beschränken.

Ich begegnete dem Dauphin zwischen Saint-Cloud und Boulogne. Er empfing mich kalt. Ich erzählte ihm kurz was vorgegangen war. Hierauf setzte er seinen Weg den Truppen entgegen fort, und ich begab mich zum Könige, der eben mit dem Fürsten von Polignac conferirte. Seit einigen Stunden hatte er viel Terrain verloren, seine Interessen waren sehr gefährdet, und doch konnte er sich noch immer nicht entschließen, weder einen Vergleich einzugehen, noch dieses Ministerium zu entlassen, das die Monarchie in's Verderben stürzte, noch seine unseligen Ordonnanzen zurückzunehmen.

Ich fand den König betrübt, aber freundlich gegen mich. Er befragte mich über die stattgefundenen Ereignisse, und ich drang in ihn, keine Minute zu verlieren. Ich drückte mein lebhaftes Bedauern aus, daß die Antwort auf die Propositionen nicht hatte gegeben werden können, wenigstens noch in der Stellung an der Barrière de l'Etoile. Dies wäre noch etwas ganz Andres gewesen, und man würde sich vor dem Abend geeinigt haben. Da es aber nun einmal nicht geschehen war, mußte man sich jetzt wenigstens beeilen. Um fünf Uhr wurde der Entschluß gefaßt, und erst am nächsten Morgen um sieben Uhr reiste der Herzog von Mortemart mit Vollmachten nach Paris ab.

Da die Ereignisse nach meiner Ankunft in Saint-Cloud einer ganz neuen Ordnung der Dinge angehören, komme ich auf das zurück, was in Paris ge-

schah. Die Folgen davon waren so ungeheuer wichtig, indem der ganze Zustand der Gesellschaft dadurch verändert wurde, daß sie der Gegenstand einer Controverse werden mußten und noch lange sein werden.

Ich will darthun, daß ich, ungeachtet der Resultate, nicht anders handeln konnte. Jeder andere Weg, den ich hätte einschlagen können, stellte ernstere Nachtheile in Aussicht, ohne nur einen der Vortheile zu haben, welche der von mir verfolgte darbot.

Ich werde freimüthig alle Fragen erörtern und mich bemühen, keines der Argumente, welche gegen mein Verfahren geltend gemacht worden sind, und keine der Ansichten, welche man über das was ich hätte thun sollen und können, ausgesprochen hat, zu vergessen.

Zunächst erinnere ich nochmals an das was ich schon oben unwiderleglich bewiesen habe. Ich war in nichts eingeweiht, über nichts um Rath gefragt worden. Folglich hatte ich auch nichts vorbereiten können. Ich gebe hier den Etat der Truppen, über die ich verfügen konnte.

Garderegimenter.

Erstes Garderegiment	800 Mann
(Dieses Regiment versah den Dienst in Saint-Cloud.)	
Zweites Garderegiment	1200 „
Drittes do.	1200 „
Sechstes do.	800 „
(Dieses Regiment lieferte die Garnison von Vincennes.)	
Siebentes Schweizerregiment . . .	1500 „
Gardeinfanterie	5500 Mann

(Die einzige vollkommen zuverlässige Infanterie.)

Linieninfanterie.

Fünftes Fünfzigstes Dreiundfünfzigstes Fünfzehntes (leichtes)	Regiment .	4000 Mann
	Infanterie in Summa	9500 Mann.

Cavalerie.

Lanciers	400 Mann
Kürassiere	350 "
Cavalerie in Summa	750 Mann.

Artillerie.

Zwölf Kanonen.

Ich muß bemerken, daß die für den Dienst in Paris nöthigen Truppen sich auf 1526 Mann beliefen. So lange Paris ruhig blieb, durfte man die zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Handhabung der Straßenpolizei nöthigen Posten nicht einziehen. Als daher die Revolution überall gleichzeitig ausbrach, wurden fast sämmtliche Posten entwaffnet, wodurch die Truppenzahl der Garnison sich um wenigstens zwölfhundert Mann verminderte.

Die Liberalen haben behauptet, daß ich die große Gewalt, mit der ich bekleidet war, im Interesse des Landes und nicht im Interesse Derer, die mich damit bekleidet, hätte anwenden sollen. Ich hätte dem Könige erklären sollen, daß er der Stimme der öffentlichen Meinung Gehör geben und die Ordonnanzen zurücknehmen müsse, und um ihn dazu zu zwingen, hätte ich die Minister verhaften lassen und mich mit den Mißvergnügten verbinden müssen.

Dieses Project wurde mir am Dienstag und Mittwoch von Leuten vorgelegt, welche lebhaft in mich

drangen, es auszuführen; aber keine Illusion konnte mir nur einen Augenblick die Extravaganz und Abscheulichkeit desselben verbergen.

Ich antwortete Denen, welche so zu mir sprachen, Folgendes: „Ihr wollt, daß ich einen Greis verrathe, der sein Vertrauen in mich gesetzt hat. Wie könnt Ihr denken, daß ich, uneingedenk meines Mandats, meine Waffen gegen Den richten werde, der sie mir in die Hand gegeben? Ich wäre in diesem Falle das unmittelbare und wissentliche Werkzeug des Unterganges der Monarchie. Welchen Namen würde ich dann verdienen und welchen Namen würde mir die Geschichte geben? Ihr saget, ich würde als der Retter der Monarchie betrachtet werden, wenn ich diesen Weg einschlüge? Ihr irrt Euch gewaltig. Ich weiß besser als ein Andrer und aus Erfahrung, wie schwer es ist, sich zu Erwägungen von solcher Höhe zu erheben. Ich weiß, welcher Lohn den edelsten, uneigennützigsten und patriotischesten Handlungen zu Theil wird, wenn sie außer dem Bereiche der positiven Pflicht liegen. Die verletzten Interessen sind erbarmungslos. Uebrigens ist man nur durch das Recht etwas; ich befehle aus Gehorsam, und wenn ich aufhöre zu gehorchen, habe ich nicht mehr das Recht zu befehlen. Ihr wißt sehr wohl, daß meine persönlichen Ansichten den Staatsstreichen abhold sind. Weder meine Grundsätze noch meine Neigungen gebieten mir in diesem Augenblick eine blinde Ergebenheit. Ich handle daher nicht im Rausche der Leidenschaft, sondern im Gefühl einer harten und schmerzlichen Pflicht, der ich Alles hintansetzen muß. Diese Gründe sind wohl triftig genug, um Euch den Mund zu schließen und Euch zu überzeugen, daß mein Entschluß unerschütterlich fest steht; aber gesetzt auch Euer strafbarer Rath könnte mich einen Augenblick verlocken, so würde er doch nicht die Wirkung haben, die Ihr davon erwartet. Glaubt ihr denn, man

würde mir gehorchen? Gewiß nicht. Alles würde desorganisirt werden, Jeder würde seinen eigenen Weg gehen. Der König würde gänzlich schutzlos und ich nicht im Stande sein, eine Bewegung aufzuhalten, die Alles mit sich fortreißen würde. Der völlige Ruin, der das unfehlbare Resultat dieses Verfahrens wäre, würde dann mir allein, und mit Recht, zugeschrieben werden. Anstatt ein Dictator zu werden, wie Ihr meinet, würde ich ein Elender ohne Macht und Gewalt sein, verachtet selbst von Denen, deren Interessen ich gedient hätte. Ihr saget, ich würde im Triumph umhergetragen werden. Gott bewahre mich vor einem solchen Glanze, vor einem Triumphe, den ich um den Preis des Fluches und der Verachtung der Nachwelt errungen hätte!"

Jetzt, wo die Wendung, welche die Ereignisse genommen haben, gegen mich spricht, ist meine Ueberzeugung wo möglich noch fester. Nachdem ich die lächerliche Anschuldigung, daß ich nicht als Gebieter gesprochen und meinen Willen dem Könige aufgedrängt habe, zurückgewiesen, gehe ich zur Frage der militärischen Dispositionen über.

Was am Dienstag geschehen mußte, darüber kann kein Zweifel sein, da Alles fast ohne Blutvergießen zur Ordnung zurückkehrte.

Am Mittwoch Morgen war es etwas ganz Andres. Eine große Insurrection nahm ihren Anfang, feindselige Acte wurden gegen das Königthum begangen, die aufrührerischen Rufe, welche ausgestoßen wurden, verliehen den Ereignissen einen Character, der umfassende Maßregeln gebot.

Es gab drei Wege, die man unter diesen schwierigen Verhältnissen einschlagen konnte: entweder Gewalt anwenden, um den Aufstand zu unterdrücken, oder Stellung nehmen und unterhandeln, oder Paris räumen und den Krieg in die Länge ziehen.

Wenn man gegen einen Aufstand nicht sofort im Augenblicke seines Ausbruchs einschreitet, sichert man das Gelingen desselben. Jedes Zögern in der Anwendung der Unterdrückungsmittel erhöht die Zuversicht der Aufrührer und macht folglich ihren Widerstand hartnäckiger, während es auf den Geist der Truppen in umgekehrtem Sinne einwirkt. Wären die Truppen, nachdem sie eine Defensivstellung eingenommen, den Tag über unthätige Zuschauer der Beschimpfungen geblieben, welche den Insignien des Königthums zugefügt wurden, so würden sie am nächsten Tage weniger disponirt gewesen sein, zu handeln. Man würde nicht unterlassen haben, Verführungsmittel gegen sie anzuwenden, und nach Verlauf von drei Tagen würde ihre Treue und Hingebung mehr als erschüttert gewesen sein.

Bei derartigen Vorgängen sind wohl disciplinirte Truppen am ersten Tage furchtbar; am zweiten sind sie schon nicht mehr so gut, und späterhin vermindert sich ihr Werth mit jedem Augenblicke. Kommen dann noch Anstrengungen, Entbehrungen und Intriguen hinzu, so wird man von ihnen im Stiche gelassen. Es liegt daher in der Natur der Dinge und wird von der Vernunft geboten, sie so bald als möglich handeln zu lassen, damit man sie benutzt, so lange sie noch ihren ganzen Werth haben. Endlich würde man, wenn ich gezögert hätte, nicht verfehlt haben zu sagen, und zwar mit ziemlich gutem Grunde, daß meine Langsamkeit, Unschlüssigkeit und Schwäche der Revolte den Sieg verschafft hätten, indem sie derselben eine verderbliche Zuversicht gegeben und Zeit gelassen, sich zu organisiren. Diese Beschuldigung würde in meinen Augen wohlbegründet gewesen sein, denn als ich vor noch nicht langer Zeit die Geschichte Lacretelle's las und dabei mit einigen Freunden über die Ereignisse vom 14. Juli 1789 sprach, tadelte ich Herrn von Besenval deshalb, daß er sich am 11. Juli mit treuen Truppen in

die Champs Elysées zurückgezogen hatte, anstatt mit ihnen anzugreifen und zu kämpfen.

Von einem Versuche zu unterhandeln wollte man, wie ich schon gezeigt habe, in Saint-Cloud nichts wissen. Gewartet aber würde ich gewiß haben, wenn der König in den Tuilerien gewesen wäre.

Wäre der König in den Tuilerien gewesen, so hätte man vermuthen können, daß die Insurgenten das Schloß in Masse angreifen würden. In diesem Falle wäre es klug gewesen, sie einige Stunden in einer starken und concentrirten Stellung zu erwarten und sie, nachdem man sie mit einem tüchtigen Feuer empfangen, zu verfolgen, wie am 13. Vendemiaire. Aber es war nicht anzunehmen, daß es so kommen würde, denn da der König nicht im Schlosse war, hatten die Pariser keine Veranlassung, es anzugreifen. Ihr Zweck war erfüllt, wenn die ganze Stadt, mit Ausnahme des von den Truppen besetzten Theiles, der Regierung den Gehorsam verweigert und überall die neuen Farben aufgesteckt hatte.

Man hat gesagt, ich hätte nicht durch die Nebenstraßen operiren sollen. Die Boulevards, die Plätze und die Quais sind die günstigsten Schlachtfelder; die Truppen können in dieser Stadt keine besseren wählen. Die Besetzung der Plätze ist die erste Bedingung, um einer Stadt Herr zu werden, sie ist unerläßlich deshalb, weil alle Communicationen auf dieselben ausmünden.

Man hat ferner gesagt, ich hätte schon am Dienstag die Wichtigkeit des Aufstandes erkennen, sogleich angreifen und, wenn ich ihn nicht zu unterdrücken vermochte, am folgenden Tage Paris räumen und dann Stellung auf dem Montmartre nehmen sollen, um von hier aus die Stadt zu bombardiren, in Brand zu schießen &c.

Die Unruhen am Dienstag waren unbedeutend, und es wäre eben so ungereimt als grausam gewesen, mit Kanonen die Straßen zu säubern; man muß die

Unterdrückungsmittel immer der Absicht und dem Zwecke anpassen. In Zeit von vier Stunden war die Ruhe wiederhergestellt, und so zu sagen ohne Blutvergießen. Der Zweck war also erreicht und die Anwendung von Gewalt überflüssig. Am Mittwoch angesichts der Insurrection Paris zu räumen, wäre eine nicht zu rechtfertigende Operation gewesen; man hätte ihr dadurch gewonnenes Spiel gegeben, es ihr leicht gemacht, sich zu organisiren und Consistenz zu erlangen. War einmal die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien aufgesteckt und die Revolte im Besitz des Schlosses, des Schatzes, der Ministerien ꝛc., so war die Revolution fertig. Die auf Befehl aus der Stadt gezogenen Truppen hätten sich verrathen geglaubt und wären später nicht sonderlich geneigt gewesen zu kämpfen. Uebrigens war ich nach Paris geschickt worden, um daselbst die Ordnung aufrecht zu erhalten und sie wiederherzustellen, wenn sie gestört war, nicht aber um die Stadt zu räumen. Der König war nur zwei Lieues entfernt, und wenn er es für nöthig gehalten hätte, würde er es mir zu wissen gethan haben.

Am Mittwoch den Montmartre mit Artillerie zu besetzen und Paris zu bombardiren, war weder ausführbar noch vernünftig. Erstens hatte ich nicht Zeit gehabt, die Artillerie von Vincennes kommen zu lassen: sie konnte nicht ohne Escorte kommen, und erst Mittwoch Abend konnte ich zu diesem Zwecke ein Regiment entbehren. Dann würde ich, wenn ich auch die Artillerie zur Hand gehabt hätte, nicht im Stande gewesen sein, mit so geringen Streitkräften gleichzeitig den Montmartre, das Schloß und dessen Zugänge zu besetzen, Reserven in den Champs Elysées zu halten, die Communication mit Saint-Cloud zu sichern und unmittelbar gegen die Insurgenten zu agiren. Der Versuch, sie auseinander zu treiben und sie zu unterwerfen, indem ich ihnen speciell auf den Leib rückte, mußte

übrigens jedenfalls einem so gewaltthätigen Schritte vorausgehen. Ich konnte billigerweise die Feindseligkeiten nicht damit beginnen, daß ich sogleich die Stadt insgesammt angriff, sondern ich mußte durchaus erst die Gewißheit erlangen, daß auch wirklich die ganze Stadt feindselig gesinnt war. Am Donnerstag, nachdem ich die Stadt geräumt hatte, wäre es etwas Anderes gewesen, und mein Verweilen an der Barrière, wo ich Stellung genommen hatte, war der Anfang dieser Operation; da aber meine Truppen durch die erlittenen Verluste und durch den Abfall der Linienregimenter bedeutend reducirt waren, so hätte, um den Montmartre besetzen zu können, der Hof von Saint-Cloud nach Saint-Denis übersiedeln müssen. Dann hätte man nach Ankunft der Artillerie (und sie kam um vier Uhr Nachmittags an) jene drohende Haltung annehmen können. Als ich aber an der Barrière angelangt war, erhielt ich zu gleicher Zeit die officielle Anzeige, daß der Dauphin das Obercommando übernommen, und den Befehl von ihm, mich mit den Truppen nach Saint-Cloud zu begeben. Es blieb mir nichts übrig als zu gehorchen, und wenn diese rückgängige Bewegung Tadel verdient, so kann derselbe nicht auf mich fallen.

Anfangs einen Kampf zu vermeiden, um den Krieg in die Länge zu ziehen, war eben so wenig ausführbar. Gewisse Leute, die schon seit langer Zeit einen Bürgerkrieg wünschten, wollten nicht einsehen, daß sie die Elemente dazu nicht hatten. Ich halte einen Bürgerkrieg nur dann für möglich, wenn auf beiden Seiten persönliche Leidenschaften im Spiele sind. Der gemeine Soldat muß bei der Sache, um die es sich handelt, eben so sehr, und oft noch mehr als der höchste Chef, interessirt sein.

Daher sind auch die Bürgerkriege am häufigsten durch die Religion herbeigeführt worden. Truppen,

welche nach einem regelmäßigen System aus der Masse des Volks rekrutirt und deren einzelne Mannschaften durch das Loos bestimmt werden, können niemals Neigung dazu haben, gegen die Bevölkerung selbst, die sie geliefert hat, zu kämpfen. Wohl kann man es durch die Macht der Disciplin, durch den Corpsgeist, durch das Ehrgefühl, durch gute Behandlung und durch Belohnungen ꝛc. dahin bringen, daß man sich der Truppen gegen die Bürger bedienen kann; aber auf die Dauer ist dies unmöglich. Die Ueberlegung läßt die mit Mühe in Spannung gebrachte Feder sehr bald zurückschnellen, und nach wenigen Tagen ist nichts mehr von den Gesinnungen vorhanden, die man fest und tief eingewurzelt glaubte. Wenn also politische Verhältnisse die Anwendung solcher Mittel erheischen, so muß man es so wenig als möglich hinausschieben, denn jeder Verzug kann Dem, der sie anwendet, verderblich werden. Ein solcher Act muß von möglichst kurzer Dauer sein. Wenn nicht beim ersten Zusammenstoß die Anstrengungen mit Erfolg gekrönt werden, muß man es aufgeben, denselben von der Zeit zu erwarten, denn in derartigen Krisen vervielfältigen sich die Empfindungen und Gefühlsregungen im menschlichen Herzen. Ich will das Geheimniß dieser Erscheinung zu erklären versuchen.

Jeder Mensch hat eine bestimmte Dosis moralischer Kraft, die er je nach der Natur der Umstände mehr oder weniger schnell verbraucht. Wenn Truppen in einem gewöhnlichen Kriege große Verluste erlitten, große Anstrengungen und Entbehrungen erduldet haben, so schlagen sie sich weniger tapfer, als wenn sie nicht zu leiden hatten. Indessen ist die Pflicht stets klar und einfach vorgezeichnet und es kann über das zu beobachtende Verhalten kein Zweifel sein. Die muthigen Leute halten sich aufrecht, allein sie sind stets die Minderheit; die anderen sind niedergeschlagen, und sie gestehen eben

durch ihre Entmuthigung die Wirkung ein, welche die erduldeten Leiden auf sie ausüben, so wenig ihnen dies auch zur Ehre gereicht. Wenn es sich aber um einen Krieg wie der hier in Rede stehende handelt, wo der Soldat von keiner Leidenschaft hingerissen wird, wo er gegen Franzosen, gegen Landsleute, gegen Verwandte kämpfen soll, so ist es etwas ganz Andres. Furcht und Ermüdung äußern zwar auch hier ihre Wirkung, aber diese wird durch ehrenwerthere Gefühle maskirt. Mancher Soldat, der gestern kein Bedenken getragen hatte französisches Blut zu vergießen, ist heute andren Sinnes geworden und schreckt davor zurück. Dieses Gefühl ist an sich lobenswerth, und ich bin weit davon entfernt, es verdammen zu wollen; sehr wahrscheinlich aber geht in der Tiefe des Herzens etwas Schimpfliches vor. Wenn die Worte Menschlichkeit und Mitbürger bei solchen Gelegenheiten ausgesprochen werden, welche überraschende Wirkung bringen sie da hervor! welche Beredtsamkeit begleitet sie!

In dem ordentlichen Kriege ist die Abweichung von seinen Pflichten etwas Entehrendes und Erniedrigendes; hier macht man sich Illusionen über das wahre Motiv, das Einen leitet, man täuscht sich selbst, indem man sich einer Gefühlsregung hingiebt, welche die positive Pflicht verwirft, deren Lohn jedoch eine Art Ovation ist. Gewiß, man würde erröthen, wenn man sich von seinen wahren Gefühlen strenge Rechenschaft ablegte; aber man meint im Gegentheil stolz darauf sein zu können.

Ich glaube bewiesen zu haben: 1) daß am 27. kein andres Verfahren eingeschlagen werden konnte als das welches befolgt wurde, das heißt, daß man die Ruhe herstellen mußte, ohne zu kämpfen, da die Anwendung von Waffengewalt nicht nöthig war; 2) daß man am 28. die Truppen nicht im Angesicht der Revolte lassen durfte, wenn man sie nicht wollte übergehen und den

Aufstand sich constituiren und organisiren sehen; 3) daß man Paris nicht räumen durfte, weil man dann Alles aufgab, sondern daß man, so groß auch die Gewalt der Umstände und die zu überwindenden Schwierigkeiten waren, thätig einschreiten mußte. Es stand zu vermuthen, und dies war meine Meinung, daß zwanzig- bis dreißigtausend Mißvergnügte zu den Waffen greifen und auf den Boulevards und den öffentlichen Plätzen erscheinen würden. Beging man Feindseligkeiten gegen die Truppen, so konnten diese, welche in wohl organisirten Gliedern marschirten, Alles niederwerfen und zermalmen, und dann suchte gewiß Jedermann seine Wohnung auf, um vor unsren Kugeln sicher zu sein. Eine heilsame Furcht hätte die Ruhe wiederhergestellt und Alles wäre vorbei gewesen; von dem Augenblicke an aber wo die Gruppen sich, ohne zu kämpfen, zerstreuten und die Feindseligkeiten aus den Häusern kamen, von dem Augenblicke an wo es klar wurde, daß die ganze Bevölkerung am Kampfe Theil nahm, war die Frage entschieden und die Waffen hatten nichts mehr zu thun.

Da aber die Truppen einmal angekommen waren, konnten sie vor Einbruch der Nacht sich nicht zurückziehen und ihr Feuer nicht eher einstellen, als bis das der Pariser aufhörte, und dies hatte einen langen Kampf zur Folge.

Die Truppen waren unzureichend, um die ihnen übertragene Aufgabe zu lösen, und doch haben sie Alles ausgeführt, was ich ihnen anbefohlen habe. Trotz des in den Umständen eingetretenen Wechsels hat keine Gefahr sie zurückgeschreckt und sie haben allen Erwartungen entsprochen, die man von tapferen und braven Soldaten hegen konnte. Das Gelingen der Operation wäre nur dann möglich gewesen, wenn man es, wie ich schon weiter oben gesagt habe, nur mit einem Theile, nicht aber mit fast der gesammten Bevölkerung von Paris zu thun gehabt hätte. Man konnte

und durfte das glauben, und ich glaubte es auch, irrte mich aber darin, denn man hatte es nicht nur mit der Gesammtbevölkerung von Paris, sondern gewissermaßen mit ganz Frankreich zu thun. Ueberall brach die Revolution aus, und zwar in allen Städten gleichzeitig. Versailles, selbst Saint-Germain, das doch so nahe bei Saint-Cloud liegt, schlossen sogleich nach dem Abzuge der daselbst stehenden Truppen ihre Thore und begingen Feindseligkeiten. Die Insurrection verbreitete sich wie eine Feuersbrunst auch über die nächste Umgebung von Paris, und bald hatten die Truppen nur noch das Terrain im Besitz, auf dem sie lagerten.

Hätte man die Gewißheit gehabt, daß die ganze Bevölkerung feindselig gesinnt und entschlossen war, in ihren Häusern zu kämpfen, so hätte man allerdings nicht angreifen dürfen, sondern sich beeilen müssen zu unterhandeln; aber wie konnte man das erstens wissen, bevor ein ernster Zusammenstoß stattgefunden hatte, und dann, würde man mir wohl vor dem Kampfe, als man über die Zahl der zu unterwerfenden Kämpfer noch in Zweifel sein konnte, die Ermächtigung zu unterhandeln gegeben haben, während ich sie nicht einmal in dem Augenblicke erlangen konnte, wo jene Wahrheit nach einem heißen Kampfe klar erwiesen war? Ich wiederhole es, es waren nur zwei Fälle möglich: entweder man reussirte, und dann durfte man nicht hoffen, günstigere Chancen zu erlangen, da es der Augenblick war, wo die Truppen am begeistertsten und die Mittel, ihnen zu widerstehen, am unvollständigsten waren; oder man reussirte nicht, und dann mußte man unterhandeln, ohne einen Augenblick zu verlieren, denn man verfiel nothwendigerweise in eine Defensive, die unmöglich lange fortgesetzt werden konnte und die in eine Belagerung zu verwandeln wegen der Beschränktheit und Schwäche meiner Mittel, sowie wegen der Wirkung der öffentlichen Meinung noch viel schwieriger war.

Man mußte am Mittwoch Abend unterhandeln, und Alles war gerettet.

Nach Vorstehendem mußte die Richtschnur meines Verhaltens für den Donnerstag darin bestehen, daß ich eine gute concentrirte Stellung einnahm, keine unnöthigen Feindseligkeiten beging, das Louvre, die Tuilerien und die damit zusammenhängenden Posten behauptete und die so oft erbetenen Befehle des Königs erwartete. Trotz der Leiden, welche die Truppen erduldet hatten, und trotz der Verluste vom vorigen Tage würde ich, dies ist meine feste Ueberzeugung, die eingenommene Stellung noch vierundzwanzig Stunden behauptet haben, wenn die Linientruppen treu geblieben wären. Meine Proklamationen, so wie die Friedensworte der abgeschickten Magistratsbeamten und Offiziere begannen schon eine gute Wirkung zu äußern; es war mir endlich erlaubt, etwas ruhiger zu werden, als das auf der Place Vendôme stationirte 5. und 53. Regiment uns verließen und mit den Parisern fraternisirten.

Ermüdung und Ueberdruß hatten die Gesinnung dieser Truppen verschlechtert, noch mehr aber hatte die Stimme des Mannes gewirkt, der zu ihnen gesprochen. Casimir Périer besaß großes Ansehen und Gewicht in der öffentlichen Meinung. Der Eindruck seiner Worte war durch nichts zu verwischen. Alle militärischen Gründe geboten mir jetzt, die Stadt zu räumen; aber ich konnte nicht glauben, daß nicht endlich die Ordre zu unterhandeln kommen würde, so augenscheinlich war der Vortheil, zu unterhandeln, so lange man sich noch im Besitz des Schlosses und innerhalb der Stadt befand. Ich opferte daher diesem Gedanken Alles auf. Die Ereignisse haben bewiesen, daß das Opfer in jedem Falle unnöthig war. Hätten wir auch unsre Vertheidigung noch länger fortgesetzt, sie würde doch zu nichts genützt haben, da ich an der Barrière

de l'Etoile dem Offizier begegnete, der mir den Befehl überbrachte, Paris zu räumen und in Saint-Cloud Stellung zu nehmen. Wenn wir also auch nicht durch die Umstände des Kampfes gezwungen worden wären, die Stadt zu verlassen, so hätten wir es eine halbe Stunde später auf Befehl des Dauphins thun müssen, und die Sache wäre, bis auf die Nachtheile eines gezwungenen Rückzugs, für die allgemeinen Interessen dieselbe gewesen. Es war somit ausgemacht, daß in Saint-Cloud Niemand den wahren Stand der Frage und das einzige mögliche Heilmittel gegen alle unsere Uebel kannte. Die Truppen hatten furchtbar gelitten; man kann sich schwer einen Begriff von den Anstrengungen machen, die sie zu ertragen gehabt. Am Donnerstag waren sie seit dreißig Stunden unter den Waffen und hatten die hartnäckigsten, blutigsten Kämpfe zu bestehen gehabt. Eine unerträgliche Hitze und Mangel an Lebensmitteln hatten das Maß ihrer Leiden voll gemacht, und ich weiß nicht, was aus ihnen geworden sein würde, wenn sie nicht aus dem Hotel der Invaliden einige Unterstützung an Proviant erhalten hätten.

Ich will die Ursache dieses Mangels erklären und man wird sehen, ob es in meiner Macht stand, demselben abzuhelfen.

Mit einem thätigen und fruchtbaren Geiste kann man in kurzer Zeit viel ausrichten; wenn aber die Zeit, dieses wesentliche Element zu Allem, gänzlich fehlt, so vermag man nichts.

Man erinnert sich, daß ich erst am Dienstag Nachmittag das Commando übernahm. Die Lebensmittel der Truppen waren zu Ende und es befanden sich weder in der Militärschule noch im Proviantmagazine Reservevorräthe. Die Verhältnisse am Mittwoch Morgen verhinderten die Vertheilung des während der Nacht bereiteten Proviants. Das Proviantmagazin wurde, obgleich es mit einem Posten besetzt war, von den In-

surgenten genommen, und wäre dies auch nicht geschehen, so hätte man doch keine Lebensmittel von dort holen können, ohne einen Kampf zu bestehen. Wie hätte man sie überdies transportiren sollen? Es fehlte uns gänzlich an Transportmitteln. Unter den obwaltenden Umständen und auf eine solche Entfernung konnte man keine Mannschaften zu Handdiensten detachiren. Der nämliche Fall war es mit dem Fleische.

Seit mehreren Jahren hatten alle unsere Institutionen ihren militärischen Character verloren. Unter dem Vorwande der Ersparung von Brennmaterial hatte man die portativen Rottenfeldkessel abgeschafft und dafür in den Kasernen eingemauerte Compagniekessel eingeführt. Die Truppen konnten daher nur in den Kasernen Suppe essen. Diese aber waren theils zu weit entfernt, theils vom Volke genommen, und es war also unmöglich, die Hülfsquellen, welche dieselben darboten, zu benutzen. Was endlich die Fourrage betrifft, so hatte man aus Gott weiß welcher Caprice das Magazin von Bercy oberhalb Paris errichtet, anstatt es unterhalb in die Nähe von Grenelle zu verlegen, wo es voraussichtlich am nöthigsten gebraucht wurde, da hier die größte Truppenanhäufung stattfand. Da in Folge dessen die Fourragetransporte durch die ganze Stadt fahren oder einen großen Umweg machen mußten, so fehlte es den Pferden gerade in dem Augenblicke an Futter, wo sich die Gardecavalerie von verschiedenen Punkten her in den Champs Elysées sammelte. Ueberdies waren auch die Dörfer der Banmeile in Aufstand und verweigerten jede Art von Lieferung. Nur durch Gewalt hätte man sie dazu zwingen können. Es war demnach den Truppen sowohl wie den Pferden jede Möglichkeit, Nahrungsmittel zu erhalten, vollständig abgeschnitten.

Um das Gemälde der zahllosen Schwierigkeiten, die sich damals aufeinanderhäuften, zu vollenden, will

ich noch einige Worte über die Art von Desorganisation sagen, welche wie muthwillig in die Truppen gebracht worden war.

Jedermann weiß, welchen Einfluß eine feststehende Organisation und die Autorität der nämlichen Chefs auf die Resultate der Anwendung von Truppen ausüben. Nun waren aber die vier Generallieutenants, welche die vier Divisionen der Garde commandirten, gleichzeitig abwesend. Herr von Bourmont hatte beim Eintritt in das Ministerium seine Division nicht abgeben wollen. Er hatte sie selbst dann noch beibehalten, als er das Commando der Armee in Afrika übernahm, und diese Division, welche damals Dienst hatte, war daher ohne Anführer.

Der General Ricard, Commandant der ersten Infanteriedivision, war ebenfalls abwesend. Zehn Tage vorher hatte er Urlaub genommen, um in's Bad zu gehen. Der Generallieutenant Foissac-Latour, Commandant der leichten Cavaleriedivision, war auf Anlaß der Feuersbrünste in die Normandie gesandt worden und hatte zwei Garderegimenter (das 4. Infanterieregiment und das 1. Grenadierregiment zu Pferde) mitgenommen. Endlich war der General Bordesoulle, der die schwere Reiterei commandirte, beim Dauphin, um diesem Gesellschaft zu leisten.

So wurden die Divisionen der Garde von Generalmajoren commandirt, von denen mehrere höchst mittelmäßige Offiziere waren, die keine Autorität über die Soldaten hatten. Der Generallieutenant Coutard, seit zehn Jahren Commandant der Garnison von Paris, befand sich im Bade. Sein Commando war für die Dauer seiner Abwesenheit einem alten Emigranten übertragen worden, der zwar ein ganz braver Mann, aber kein sonderlich befähigter Militär war. Um der Unbedachtsamkeit die Krone aufzusetzen, hatten alle Offiziere der Garde, welche Wähler waren, und deren

Zahl war sehr bedeutend, Urlaub erhalten, um zu den Wahlen abzugehen, und außerdem hatten sie auch noch die Erlaubniß bekommen, zu Hause ihren Semesterurlaub abzuwarten, um die Reisekosten zu ersparen. In Folge dessen waren mehr als über die Hälfte der höheren Offiziere abwesend. Viele Compagnien hatten nur einen einzigen Offizier. Die Garde that dessenungeachtet ihre Pflicht; aber man sieht ein, daß die Actionsmittel, welche unter schwierigen Umständen so nöthig sind, um ihren guten Geist zu erhalten, bedeutend vermindert waren. Mit solchen Werkzeugen und mit solcher Unbesonnenheit hat Herr von Polignac es gewagt, den kühnsten, den verwegensten Streich zu versuchen, einen Staatsstreich, dessen Gelingen selbst nach umfassenden Vorkehrungen zweifelhaft gewesen wäre.

Dies ist die wahrheitgetreue Darstellung der Ereignisse während der Julitage, dies das Bild der unerhörten Leiden, welche die Truppen zu erdulden hatten. Die Garde zeigte sich ihres Rufes würdig. Sie würde Alles zermalmt haben, wenn sie nur mit einem partiellen Aufstande zu thun gehabt hätte; aber sie hatte die ganze Bürgerschaft zu bekämpfen und wurde mehr noch durch die Gewalt der öffentlichen Meinung als durch den Muth ihrer Feinde besiegt.

Da man nun einmal nicht daran gedacht hatte, die Mittel zur Durchführung eines solchen Kampfes vorzubereiten, konnte nur ein Vergleich die Dynastie retten, als man den wirklichen Stand der Dinge kannte. Er wurde weder angenommen noch zur rechten Zeit angeboten, und deshalb war Alles verloren.

Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich glaube alle Einwürfe, die sich gegen meine Operationen erheben lassen, angeführt und dieselben siegreich widerlegt zu haben. Es ist mir also erlaubt, zu schließen, daß ich Alles gethan habe, was Hingebung und ver-

nünftige Berechnungen geboten, und zwar in einer Weise, daß ich einige günstige Chancen erlangte, und wenn es ausgemacht bleibt, daß das einzige Mittel, um so vielem Unglück vorzubeugen, nicht in meiner Hand lag, so können mir auch die traurigen Folgen nicht zugeschrieben werden; man muß sich deshalb zunächst an Andere halten, und dann auch etwas auf Rechnung des Unglücks stellen.

Nachdem die Truppen in Saint-Cloud angekommen waren, vertheilte sie der Dauphin von Sèvres bis Puteaux. Neuilly ließ er weder besetzen noch die Brücke abbrechen, welche die Einwohner verbarrikadirt hatten.

Am folgenden Tage zeigte ich mich den Truppen der Garde, um ihr Vertrauen zu beleben. Ihre Haltung war für die Umstände nicht allzu schlecht. Ich sorgte so gut als möglich für ihren Bedarf an Lebensmitteln; aber etwas war mir sehr unangenehm. Der Sold war bereits in Rückstand und eine vom König bewilligte Gratification war nur theilweis ausgezahlt worden. Im Laufe des Tages fanden einige Desertionen statt. Zwanzig Grenadiere vom 1. Regiment, zu einem bei der Boulogner Brücke stehenden Posten von vierzig Mann gehörend, ließen ihre Gewehre in Stich und gingen nach Paris hinein.

Dieser Anfang war geeignet, Besorgnisse zu erwecken. Es ging das Gerücht, daß in der nächstfolgenden Nacht alle Soldaten des 3. Regiments das Nämliche thun würden. Ich beschäftigte mich speciell mit diesem Regiment und kehrte ziemlich zufrieden mit dem Eindruck, den mein persönliches Erscheinen hervorgebracht, nach Saint-Cloud zurück.

In diesem Augenblicke hatte ich eine Unterredung mit dem Dauphin. Er tadelte es, daß der König versprochen hatte, die Ordonnanzen zurückzunehmen und ein neues Ministerium zu bilden.

„Aber was würden Sie unter dieser Voraussetzung thun?" fragte ich den Dauphin.

„Gleichviel," antwortete er mir, „besser umkommen als nachgeben."

„Aber dann ist auch Alles vorbei; dazu entschließt man sich doch nur, wenn Einem nichts Andres mehr übrig bleibt; es giebt aber noch Auskunftsmittel, wenn man sie nur anwenden will."

„Die Wähler haben den König beleidigt, indem sie die Deputirten, welche die Adresse votirt hatten, vor die neue Kammer verwiesen."

„Dies mag allerdings nicht gerade höflich und artig gegen den König sein: aber wenn man seine Rechte vertheidigt, denkt man nicht an Rücksichten der Artigkeit, und das Land vertheidigte sich bei dieser Gelegenheit mit den Waffen, welche die Charte ihm in die Hand gab."

„Nun, der König kann natürlich thun was er will; aber ich billige sein Verfahren durchaus nicht."

Mit diesen Worten entließ er mich.

Genügt dieses kurze Exposé nicht, um den Ruf von seinem beschränkten Verstande zu bestätigen? Man wird bald auch seine Gerechtigkeit und Güte kennen lernen.

Der Rest des Tages wurde mit Verwaltungsarbeiten hingebracht. Gegen Abend begab ich mich zum König. Ich forderte ihn auf, unverzüglich mit allen versammelten Truppen aufzubrechen, um sich von Paris, dessen Atmosphäre ihm verderblich werden könnte, zu entfernen und sich ohne Aufenthalt an die Loire, vielleicht nach Blois zu begeben. Er sprach noch von Tours, das ich ebenfalls für passend hielt, aber er setzte hinzu: „Wir müssen erst abwarten, was Mortemart's Reise für Erfolg hat."

Ich entgegnete ihm, daß Mortemart's Stillschweigen seit dem Morgen zu nur geringer Hoffnung berech-

tige. Wenn man sich rasch entfernte, würde man sich die Truppen erhalten. Indem er die Ordonnanzen officiell zurücknähme, die Kammern unverzüglich an irgend einen Ort beriefe und das diplomatische Corps zu sich kommen ließe, würde seine Regierung wieder Zuversicht und Würde erhalten und Alles was in Paris geschähe, für illegal erklären können. Damit endigte unsre Unterredung, und ich zog mich zurück.

Es war etwa sechs Uhr und mehrere Personen vom Dienste des Königs, wie der Herzog von Maillé, Herr von Pradel ꝛc. waren bei mir, als man mir den General Tromelin anmeldete, der zu Fuß von Paris kam und mir berichtete, daß sich im Augenblicke seines Abgangs von Paris ein Angriff auf Saint-Cloud vorbereitet habe und daß er unterwegs einer Anzahl Soldaten von der Garde begegnet sei, die ohne Waffen nach Paris gingen.

Da diese Gerüchte, und besonders die Desertion, die ernstesten Besorgnisse wegen der Sicherheit des Königs erwecken mußten, so entschloß ich mich, um das Stillschweigen, welches der Dauphin den Truppen gegenüber zu meinem großen Bedauern beobachtet hatte, dadurch einigermaßen gut zu machen, daß ich einen Tagesbefehl an die Garde erließ, auf die sich zur Zeit mein Commando beschränkte. Ich stellte darin den Truppen vor, daß das Ende ihrer Leiden nahe und dies also nicht der Augenblick sei, ihre Fahnen zu verlassen und dadurch auf die verdienten Belohnungen zu verzichten. Endlich kündigte ich ihnen darin an, daß der zum Premierminister ernannte Herzog von Mortemart sich nach Paris begeben habe, um Alles beizulegen. Etwas Anderes enthielt dieser Tagesbefehl nicht.

Ich hatte zuerst die Idee, ihn dem Dauphin zu unterbreiten; um aber keine Minute zu verlieren, und damit der Befehl noch vor dem Abendappell in den

Bivouacs gelesen würde, ging ich zum Generalstabe hinunter und dictirte ihn den anwesenden Offizieren, den Kapitänen Puibusque und Verteux.*)

Wenn man sich die Ereignisse der letzten drei Tage vergegenwärtigt und Nachstehendes aufmerksam liest, wird man sehen, ob ich nicht dazu bestimmt war, das Uebermaß menschlicher Erbärmlichkeit kennen zu lernen. Ich begab mich gegen neun Uhr zum Könige, um seine Befehle für den folgenden Tag einzuholen, und theilte ihm mit was ich gethan hatte. „Das war nicht recht," entgegnete er mir; „man darf zu den Truppen niemals von Politik sprechen."

„Dies ist wahr," versetzte ich, „wenn Alles in Ordnung ist; aber wenn Alles sich aufzulösen droht, so muß man wohl versuchen, es zusammen zu halten. Die Soldaten beschäftigen sich naturgemäß auch mit der Politik. Es sind keine Automaten, man muß zu ihrem Verstande, zu ihrer Ehre, zu ihren Interessen sprechen."

„Haben Sie es meinem Sohne gesagt?"

„Nein, Sire, die Zeit drängte; ich habe mich nur an die Garde gewendet und behielt mir vor, Monseigneur in Kenntniß zu setzen, wenn ich zu Ewr. Majestät kam, um Ihre Befehle entgegenzunehmen."

---

*) Tagesbefehl.

„Soldaten! Ihr habt in diesen Tagen der Kämpfe Beweise von Muth und Aufopferung gegeben. Der König ist zufrieden mit Euch. Es werden Euch Belohnungen bewilligt werden. — Die Ordonnanzen sind zurückgenommen.

„Der znm Premierminister ernannte Herr Herzog von Mortemart wird die Pacification bewirken. Es ist jetzt der Augenblick, Euch fest um den Thron zu schaaren, den Ihr so tapfer vertheidigt habt, und bei Euren Fahnen zu bleiben.

„Der Marschall, Major-General der Garde
„Herzog von Ragusa.

„Saint-Cloud, 29. Juli 1830."

„Daran haben Sie wieder Unrecht gethan; eilen Sie sogleich zu ihm und theilen Sie ihm das Geschehene mit.“

Ich verließ den König und begab mich zum Dauphin.

Dieser war in dem Augenblicke beim Könige eingetreten, als ich mich durch eine andre Thür entfernte. Ich traf ihn daher nicht an, brauchte aber nicht lange auf ihn zu warten. Nach kaum zwei Minuten kam er ganz verstört an. Als er bei mir vorüberging, sagte er in wüthendem Tone zu mir: „Kommen Sie herein!“

Kaum befand ich mich in seinem Salon, so packte er mich bei der Brust und rief aus:

„Verräther! nichtswürdiger Verräther! Sie unterstehen sich, ohne meine Erlaubniß einen Tagesbefehl zu erlassen?“

Auf diesen unverhofften Angriff faßte ich ihn bei den Schultern und stieß ihn weit von mir; er aber fuhr fort zu toben und mich zu insultiren.

„Geben Sie mir Ihren Degen!“ rief er endlich.

„Man kann ihn mir entreißen, aber gutwillig gebe ich ihn nicht.“

Er stürzte auf mich zu, riß mir den Degen aus der Scheide und machte Miene, mich damit schlagen zu wollen, indem er zugleich rief:

„Gardes-du-corps, hierher! ergreift diesen Verräther und führt ihn fort!“

Es wäre mir unmöglich, zu schildern, was ich in diesem fürchterlichen Augenblicke empfand. Ein Gefühl von Abscheu, von Entrüstung, von Verachtung beherrschte mich . . . Doch ich halte inne; denn ich werde nicht mehr am Leben sein, wenn diese Denkwürdigkeiten erscheinen. Die Erzählung der Thatsachen soll für die Nachwelt meine einzige Rache sein.

Ich wurde von sechs Gardes-du-corps umringt und

in meine Wohnung abgeführt. Diese Gardes-du-corps blieben in meinem Zimmer, und ich war Gefangener.

Ich zerbrach mir den Kopf über die Ursache einer solchen Thorheit. Eine durch die Unglücksfälle des Moments erzeugte Ueberreizung und die natürliche Schwäche der Geistesorgane des Dauphins muß ich als Motive annehmen, um den Verdacht einer abscheulichen Berechnung zu verscheuchen, durch die er mich der öffentlichen Meinung als die wahre Ursache der Katastrophe bezeichnen wollte. Dieser Gedanke stieg indessen wirklich in mir auf und ich glaubte fest an mein nahes Ende; allein, mit Stolz kann ich es sagen, ich empfand nicht die mindeste Angst, in solchem Grade hatten sich andere Gefühle aller meiner Geisteskräfte bemächtigt.

Es verging eine halbe Stunde. Endlich erschien Herr von Luxembourg, Kapitän der dienstthuenden Garden, begleitet von sämmtlichen Offizieren der Gardes-du-corps, überbrachte mir meinen Degen und sagte mir, daß der König mich zu sprechen wünsche. Ich begab mich auf der Stelle zu ihm.

„Sie haben Unrecht daran gethan," sprach er zu mir, „einen Tagesbefehl zu erlassen, ohne ihn vorher meinem Sohne zu unterbreiten; aber ich gebe zu, daß der Dauphin ein wenig zu lebhaft gewesen ist. Gehen Sie zu ihm, gestehen Sie Ihr Unrecht ein, und er wird auch das seinige eingestehen."

„Ein wenig zu lebhaft, Sire? Behandelt man so einen Ehrenmann? Ich soll zu dem Dauphin gehen? Nimmermehr! Fortan liegt eine eherne Mauer zwischen ihm und mir. Dies ist also der Lohn für so viele Opfer und für so viel Hingebung! Sire, meine Gefühle für Sie sind nicht zweideutig, aber Ihr Sohn erregt meinen Abscheu!"

„Nun, nun, mein lieber Marschall, beruhigen Sie

sich, vermehren Sie unser Unglück nicht noch dadurch, daß Sie uns verlassen," sagte der König mit bewunderungswürdiger Sanftmuth, nachdem ich ihm mit dem Unwillen der beleidigten Hingebung und der Verzweiflung geantwortet. Dann ergriff er meine beiden Hände, schlang seine Arme um mich und führte mich bis zur Schwelle seines Cabinets, dessen Thür offen gelassen worden war, ohne Zweifel absichtlich, damit alle dienstthuenden Offiziere Zeugen der Genugthuung sein sollten. Er beauftragte den Herzog von Guiche, mich zum Dauphin zu begleiten.

Als ich mit dem Herzoge von Guiche allein war, erwachte mein Zorn wieder in seiner ganzen Stärke und ich sagte zu ihm mit einer Energie, die ich nicht wiederzugeben vermag: „Gebe der Himmel, daß Frankreich niemals in die Hände eines solchen Menschen fällt!" Unter den obwaltenden traurigen Umständen sah ich nach viertelstündigem Debattiren wohl ein, daß ich mich entschließen mußte zu gehorchen. Ich ging also zum Dauphin und sprach zu ihm mit stolzer Miene und im feierlichsten Tone: „Monseigneur, auf den ausdrücklichen Befehl des Königs komme ich zu Ihnen, um einzugestehen, daß ich Unrecht that, ohne Ihre Zustimmung einen Tagesbefehl zu erlassen."

Er schwieg einen Augenblick; dann antwortete er: „Da Sie Ihr Unrecht einsehen, gestehe auch ich zu, daß ich etwas heftig gewesen bin." Ich erwiderte nichts, und er setzte hinzu: „Ueberdies bin ich bestraft worden, denn ich habe mich mit Ihrem Degen verwundet." Mit diesen Worten zeigte er mir einen Schnitt, den er sich an der Hand beigebracht hatte. Ich entgegnete mit Lebhaftigkeit: „Er war nicht dazu bestimmt, Ihr Blut zu vergießen, sondern es zu vertheidigen!" — „Nun wohl, denken wir nicht mehr daran und umarmen wir uns." Er umarmte mich mit Mühe, denn ich machte keine Bewegung, um mich ihm zu nähern. Dann

ergriff er meine Hand, die ich ihm überließ, ohne die seinige zu drücken. Ich machte eine tiefe Verbeugung, ohne ihn anzusehen, und kehrte in mein Quartier zurück.

Alle Bewohner des Schlosses kamen zu mir, um mir ihre Theilnahme zu bezeigen und ihren Unwillen über den Vorfall auszudrücken. Die Worte des Barons von Damas, eines geradsinnigen und biederen Mannes, ergriffen mich lebhaft. Man kam, um meine Befehle einzuholen; aber ich erklärte, nicht mehr zu commandiren, da ich nichts mehr mit dem Dauphin zu thun haben wolle, setzte aber hinzu, daß ich den König nicht verlassen würde, so lange diese Krisis dauerte. Dieser widerwärtige Vorfall ist vielleicht von großem Einfluß auf das Schicksal des Königs und seiner Familie gewesen. Ich blieb in Folge dessen Allem fremd, was am nächsten Tage geschah.

Nachdem der König sich entschlossen hatte, am anderen Morgen um drei Uhr sich nach Trianon zu begeben, verlangte er, daß ich das Commando der vier Compagnien Garde-du-corps übernähme. Der Dauphin blieb bei den Truppen; anstatt aber dem Könige eine Stunde später zu folgen, hatte er den Einfall, seinen Aufenthalt bis elf Uhr zu verlängern. Es war dies eine unkluge und unmilitärische Maßregel. Einen Zusammenstoß in dem Augenblicke zu provociren, wo man auch den leisesten Schein eines Kampfes vermeiden mußte, hieß der Desorganisation und Unordnung einen Vorwand liefern und sie gewissermaßen absichtlich hervorrufen.

Ich habe schon von der Meinung gesprochen, welche inmitten der Krisen des Kriegs unter den Truppen herrschte. Es wäre demnach überflüssig, nochmals darauf zurückzukommen. Nur so viel will ich sagen, daß die seit der Räumung von Paris verstrichenen sechsunddreißig Stunden den Gemüthern Zeit verschafft

hatten zu gähren, den Einflüssen, zu agiren, und den Beispielen, zu verführen. Man mußte daher um jeden Preis den Schein eines Kampfes vermeiden, der Alles gefährden, Alles vernichten konnte. Man mußte sich in kleinen Tagemärschen zurückziehen, dabei alle Bedürfnisse der Truppen befriedigen, und war man erst weit genug entfernt, um außer dem Bereiche des Einflusses der Hauptstadt zu sein, darauf denken, ihren Geist zu verändern und ihre Treue zu stählen. Aber von dieser Nothwendigkeit hatte der Dauphin keine Ahnung. Wenn ich bei ihm geblieben wäre, so würde ich ihn vielleicht von derselben überzeugt und wir würden dann um vier Uhr unsren Marsch angetreten haben. Anstatt dessen wollte er sich kämpfend zurückziehen, was jederzeit, selbst im Kriege, nur ein Nothbehelf ist, und so machte er die traurige Erfahrung, von den Bewohnern von Sèvres allein geschlagen zu werden.

Einige Bewaffnete aus diesem Dorfe, nebst einigen aus Meudon und Boulogne, erschienen und feuerten ein paar Schüsse ab. Ein Bataillon vom 3. Garderegiment wurde gegen sie abgeschickt, weigerte sich aber zu schießen. Sechs Compagnien vom 1. Schweizerregiment, welche den nämlichen Befehl erhielten, streckten die Waffen. Zwei Geschütze, welche hierauf beordert wurden zu feuern, gingen über die Brücke und schlugen den Weg nach Paris ein.

Das war das Resultat dieses unzeitigen Verweilens in Saint-Cloud. Der Dauphin setzte seine Truppen in Bewegung und dirigirte sie nach Versailles. In dem stattgefundenen Scharmützel erhielt der Herzog von Esclignac, ein vorzüglicher Offizier, eine Wunde, die den Verlust eines Beines nach sich zog. Versailles, dessen untere Volksschichten der königlichen Familie stets abhold gewesen sind, war vom General Bordesoulle mit drei Regimentern seiner Division besetzt, nämlich den beiden Kürassierregimentern und dem 2. Regiment

Grenadiere zu Pferde (das 1. befand sich noch auf dem Rückwege aus der Nieder-Normandie). Die Truppen waren in bedenklicher Weise von den Einwohnern bearbeitet worden, und anstatt sie diesem verderblichen Einflusse so schleunig als möglich zu entziehen, ließ man sie demselben ausgesetzt, indem man ihren Aufenthalt daselbst verlängerte.

Der König verließ diese Stadt und begab sich ohne Aufenthalt nach Rambouillet, wo er mit seinen Gardes-du-corps nach Mitternacht ankam. Der Dauphin blieb in Trappes, wo die Truppen weder Lebensmittel noch Verpflegung hatten. Am folgenden Tage, Sonntag, führte er die Infanterie und die leichte Cavalerie bis in die Nähe von Rambouillet. Er stellte sie planlos in diesem Trichter auf, der nicht die mindeste Defensivstellung darbietet. Das eben von Orleans ankommende 2. Schweizerregiment ließ er im Dorfe Perey und die Division schwerer Cavalerie in Cognières. Da man diese Division, deren Geist während ihres Aufenthalts in Versailles schon so sehr gelitten hatte, in fortwährender Verbindung mit dieser Stadt ließ, so wurde sie bald ganz verführt und, eine bedeutsame aber beklagenswerthe Thatsache, die Obersten dieser drei Regimenter brachen am Montag in der Frühe an der Spitze ihrer Corps mit fliegenden Fahnen nach Paris auf. Der General Bordesoulle begab sich persönlich über Perey, wo er dem daselbst stationirten 2. Schweizerregiment Befehl gab, ihm zu folgen, nach Rambouillet. Durch diese Disposition wurde Rambouillet völlig entblößt und eine Beute der ersten Panique, die sich etwa der Gemüther bemächtigte.

Der so rasche und so strafbare Abfall der drei schweren Cavalerieregimenter der Garde erklärt sich durch einen Umstand, der jetzt erwiesen ist, der aber erst lange nachher zu meiner Kenntniß gelangte. Der General Bordesoulle hatte nämlich schon am Freitag Morgen,

als der König noch in Saint-Cloud war, dem Gemeinderath von Versailles die Erklärung abgegeben, daß er sich der in Paris eingesetzten Regierung unterwerfe.

Um endlich das Gemälde dieses bedauerlichen Zeitabschnitts zu vollenden und eine Idee vom Geiste der Truppen zu geben, will ich noch erzählen, was am Sonntag Morgen in Trappes geschah.

An diesem Morgen also traten die Obersten der in Trappes versammelten verschiedenen Corps der Garde, unter anderen der des 2. Regiments, Chérésies, der des 4., Farincourt, der des 6., Réval; Salis, Oberst des 7. Schweizerregiments, Bésenval vom 8. Schweizerregiment, Fontenille vom 1. Grenadierregiment zu Pferde, Dandrié von der Elite-Gendarmerie und noch mehrere andere zu einer Berathung zusammen. Der Oberst Réval vom 6. Regiment setzte den desorganisirten Zustand der Regimenter, die beständig wachsende Desertion und die Gefahr auseinander, in welche die Chefs kommen müßten, wenn sie mit einigen Offizieren und den Fahnen zurückblieben und sich den Insulten und Angriffen der Bauern aussetzten. Er schlug vor, Jemanden nach Paris zu schicken und mit der provisorischen Regierung ein Abkommen zu treffen, demzufolge sich die Regimenter ihr anschließen und in ihre Garnisonen zurückkehren würden. Ein Andrer, der Oberst Farincourt, setzte hinzu, daß man außer den bereits erwähnten Motiven auch die eigenthümliche Stellung der Schweizerregimenter zu berücksichtigen habe. Wenn die französischen Regimenter sich aufgelöst hätten, würden diese Corps dann allein dem Volkshasse preisgegeben sein. Er erbot sich zur Uebernahme der Function des Unterhändlers. Zwei oder drei Obersten nahmen nur wenig Antheil an der Berathung und schienen die Sache nicht zu billigen, ohne jedoch förmlich dagegen zu opponiren.

Herr von Farincourt machte sich unverzüglich auf den Weg zu den Vorposten. Inzwischen ließ er sich durch die Vorstellungen des Generals Bordesoulle, dem er unterwegs begegnete, sowie durch ein gewisses Schamgefühl abhalten, den Plan für den Augenblick weiter zu verfolgen. Die Schweizer-Obersten entschlossen sich jedoch auf eigne Hand dazu, wie man später sehen wird. Unterdessen nahm die Unordnung fortwährend zu. Die Soldaten desertirten schaarenweise. Die entmuthigten Chefs legten ihnen gar kein Hinderniß mehr in den Weg.

Ich blieb allen diesen Vorgängen völlig fremd. Ein bloßer Zuschauer dieses traurigen Schauspiels, erwartete ich mit angstvoller Spannung das Ende des entsetzlichen Drama's. Eine mir befreundete Dame schrieb mir aus Paris, um mich von der gegen mich herrschenden Erbitterung zu benachrichtigen, und forderte mich zugleich auf, mich zu entfernen. Sie schickte mir einen sicheren Mann, der mich führen sollte und bot mir Geld sowie alle möglichen Unterstützungen und Garantien für meine persönliche Sicherheit, die ich nur wünschen konnte. Ich wies jedoch unter dankbarer Anerkennung ihrer freundschaftlichen Gesinnungen ihr Anerbieten zurück. Die Ehre gebot mir zu bleiben, was auch immer für mich daraus entstehen mochte.

Der Herzog von Mortemart hatte keine Nachricht von sich geben können. Die ministerielle Combination, die sich an seine Person knüpfte, war offenbar fehlgeschlagen, und man durfte nicht mehr daran denken. Der von Paris zurückgekehrte Girardin hatte die Neuigkeit mitgebracht, daß der Herzog von Orleans, dem man die Krone angetragen, sie nicht annehmen wolle; er hatte zu wiederholten Malen geäußert, er werde nie ein Usurpator werden. Den Herzog von Bordeaux müsse man auf den Thron berufen. Allerdings, hatte er hinzugesetzt, sehe er noch nicht ein,

wie man den Dauphin dahin bringen würde, zu abdiciren.

Am Montag früh herrschte eine qualvolle Angst, hervorgerufen theils durch die Nachrichten aus Paris, theils durch den Anblick des Abfalls der Truppen und der aus einer vollständigen Anarchie entspringenden Unordnung, denn das nominelle Commando des Dauphins war gänzlich wirkungslos gewesen.

Wenn es noch einen Rettungsanker für die Dynastie gab, so konnte dieser nur in der Abdankung zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux beruhen. Ich sprach im Salon zu Rambouillet mit Wärme über diesen Gegenstand. Der König wurde davon unterrichtet; er ließ mich rufen, und ich trat in sein Cabinet. Ich sprach mich offen und ohne Umschweife gegen ihn aus und sagte ihm, daß, wenn anders er noch versuchen wolle, seinem Hause die Krone zu erhalten, eine Abdankung zu Gunsten seines Enkels mir unerläßlich schiene. „Wie die Sachen jetzt stehen, Sire, hieße es Sie hintergehen, wenn man Ihnen sagen wollte, daß Sie noch länger regieren könnten. Ihre Lage muß mit jedem Tage mißlicher, ja ich wage zu sagen elender werden. Es liegt noch etwas Großes darin, sich freiwillig und aus eigenem Antriebe über ein schweres Unglück zu erheben. Lasse sich Ew. Majestät die Ihren Händen entfallende Krone nicht entreißen, sondern legen Sie sie selbst nieder und setzen Sie sie auf das Haupt Ihres Enkels. Dieser Schritt kann Ihnen Vieler Herzen wiedergewinnen, denn er heiligt das Prinzip der Legitimität, entzieht Europa das Recht, sich in unsere traurigen Angelegenheiten zu mischen, und erhält unsere Institutionen aufrecht, die einzigen Regierungs- und Meinungselemente, die uns bleiben und uns vor der Anarchie bewahren können. Dieser Entschluß ist ein edler Act von Patriotismus, da er Frankreich retten kann; er ist ein Act der Klugheit, da

er unermeßliche Schwierigkeiten, deren Folgen sich gar nicht übersehen lassen, sofort beseitigt."

Der König hörte mich mit Ruhe und Kaltblütigkeit an. Er dankte mir für die Offenheit, mit der ich gesprochen, und ging weiter auf die Sache ein.

„Ich habe schon an diesen Ausweg gedacht," sagte er, „aber er hat auch seine großen Nachtheile. Zuvörderst müßte mein Sohn darein willigen, denn seine Rechte sind ganz dieselben wie die meinigen; ferner müßte man den armen Kleinen der Obhut des Herzogs von Orleans anvertrauen."

„Was den ersten Punkt betrifft, entgegnete ich, „so kann ich nicht glauben, daß der Herr Dauphin sich in einer Entschließung, welche zum Heile Frankreichs nothwendig ist, vom Könige trennen wird. Der zweite Punkt aber ist eine Ausführungsmaßregel, und man wird allerdings nichts verabsäumen dürfen, um das Leben und die Erhaltung des jungen Prinzen zu sichern."

Nachdem wir die Frage nach allen Seiten gewendet und die Idee aus allen Gesichtspunkten betrachtet hatten, entließ mich der König, indem er mir nochmals dankte und mir sagte, daß er sich vielleicht zu diesem Schritte entschließen werde.

Eine halbe Stunde darauf war sein Entschluß gefaßt. Der aus der Normandie kommende General Latour-Foissac war am Morgen des vorhergehenden Tages bei uns eingetroffen. Als ein Mann, der eben so tüchtig im Rathe wie im Kriege, und treu in der Freundschaft war, wurde er beauftragt, die Abdankung des Königs und des Dauphins nach Paris zu bringen. Der König ertheilte ihm seine Instructionen, und der Dauphin die seinigen, damit er die Interessen der Truppen wahre, welche die königliche Familie nicht verlassen hatten. Um drei Uhr war er unterwegs. Als der wichtige Entschluß gefaßt war, ließ der König

mich rufen, um mich davon zu unterrichten. Hierauf bat er mich, das Commando wieder zu übernehmen. Dies kostete mir große Ueberwindung, aber ich konnte ihm in diesem Augenblicke nichts abschlagen.

Als ich den Schloßhof betrat, wohin ich mich begeben hatte, um Befehle zu ertheilen, bemerkte ich an einem Fenster den Dauphin, der den Vorbereitungen zum Aufbruch zusah. Er winkte mir, zu ihm hinaufzukommen.

„Herr Marschall,“ sagte er bei meinem Eintritt in sein Zimmer, „Sie kennen die Entschließungen, welche der König getroffen hat und denen ich beigetreten bin. Ich werde demnach fortan keine politische Rolle mehr in diesem Lande spielen. Ich bitte Sie jetzt als Christ und als Mensch, zu vergessen was zwischen uns vorgefallen ist.“

Er reichte mir die Hand, und gerührt von so großem Unglück drückte ich sie mit schmerzlicher Bewegung.

Der Dauphin hatte die Laune, mir das Commando erst um sechs Uhr Abends zu übergeben. Ich konnte daher den Rest des Tages nicht mehr dazu verwenden, die Truppen zu inspiciren und sie im Sinne ihrer Pflicht zu beleben. Indessen beschäftigte ich mich unverzüglich damit, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, denn es fehlte ihnen an Allem. Um sechs Uhr, wo die Abdankungsacte gedruckt war, begab ich mich zu jedem Regiment und ließ sie demselben vorlesen. Ich sprach zu den in Masse um mich versammelten Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen. Ich setzte ihnen auseinander, wie wichtig es für die Sicherheit und Würde des Königs sei, daß er von einer möglichst großen Anzahl Leute umgeben bleibe. Es sei dies eine Ehren- und Gewissenssache für einen Jeden von uns. Der Entschluß des Königs sei ein hochherziger, und er müsse den Lohn dafür in einer verdoppelten Aufmerksamkeit und Ehrerbietung von unsrer Seite finden. Kurz, ich

sagte Alles was mir in den Sinn kam und was mir den Umständen angemessen schien. Dieselbe Ansprache wiederholte ich fünf bis sechs Mal und ließ überall Heinrich V. anerkennen.

In dem Augenblicke wo ich die Landstraße betrat, sah ich das 2. Schweizerregiment ankommen, das auf Befehl des Generals Bordesoulle von Perey kam, um sich in Rambouillet mit den übrigen Truppen zu vereinigen. Diese Disposition entzog uns unsere Avantgarde, so daß die Mißvergnügten sich Rambouillet bis auf fünfhundert Schritt nähern, Flintenschüsse abfeuern und Alarm hervorrufen konnten. Dies würde bei der Masse von Bagage und Wagen aller Art, welche einen Hof, wie der französische ist, stets begleiten, große Unordnnug unter den Truppen erzeugt haben, welche planlos campirt waren. Ich gab daher dem Obersten Besenval Befehl, mit seinem Regiment wieder umzukehren und etwa eine Stunde davon auf einer Anhöhe am Ende des Parks, da wo die Umfassungsmauer desselben rechtwinklig an die Landstraße stößt, Stellung zu nehmen. Seine Rechte war dort durch einen Teich gedeckt. Die Stellung war für den zu erreichenden Zweck und für die Stärke des dazu verwendeten Corps gut. In meinem Leben habe ich keinen bestürzteren und unzufriedeneren Mann gesehen als diesen Obersten. Er gab mir verschiedene Gründe für die Nichtausführung meines Befehls an, von denen einer immer schlechter war als der andere. Der Mann war ganz aus der Fassung, und doch hätte dieses Regiment, das von Orleans kam und nicht gekämpft hatte, vom frischesten Eifer beseelt sein sollen.

Es ergab sich, daß unmittelbar nach der Räumung von Perey ein gewisser Poques (der sich Adjutant des Herrn von Lafayette nannte, ein ehemaliger Garde-du-corps von der Compagnie Ragusa, aus der er wegen eines Insubordinationsvergehens fortgeschickt worden war) mit hundert bis hundertfünfzig Bauern, die er in

der Umgegend aufgetrieben, in jenes Dorf gekommen war. Diese furchtbare Streitmacht hatte Herrn von Besenval den Schrecken eingejagt, von dem er noch erfüllt war. Ich machte ihm zuerst vernünftige Vorstellungen. Da es mir aber nicht gelang, ihn zur Einsicht seines lächerlichen Benehmens zu bringen, befahl ich in gebieterischem Tone und behandelte ihn mit größerer Härte, als ich es sonst bei Offizieren zu thun pflege; aber er verdiente in diesem Falle keine Schonung. Ich placirte selbst das Regiment und beauftragte den General Vincent, einen Mann von Character, dem ich das Commando der sämmtlichen in Rambouillet vereinigten Infanterie übertragen hatte, mit den Details der Stellung.

Der unglückliche Besenval hielt sich für verloren. Er sagte zum General Vincent, daß sein ganzes Regiment davonlaufen würde, wenn nur drei Flintenschüsse fielen. Ich bin überzeugt, daß er in Irrthum war und daß er das Regiment verleumdete; aber mit einem Chef in solcher Stimmung bot es freilich keine große Sicherheit dar. Ich ließ daher hundert Gardes-du-corps herbeiholen, um sie als Vorposten des Regiments aufzustellen. Allerdings konnte es mitten im Walde kein Cavalerieposten sein; doch hatte ich bei diesen wackeren Leuten wenigstens die Gewißheit, daß man sich erst dann zurückziehen würde, wenn der Feind wirklich erschien, und nicht auf den bloßen Wahn einer krankhaften Einbildungskraft hin.

Nachdem ich bei meiner Zurückkunft nach Rambouillet den König von meiner Tour in die Umgegend Bericht erstattet, kamen fünf vom Generallieutenant des Königreichs an Karl X. abgesandte Commissare an. Es waren der Marschall Maison, der Herzog von Coigny, die Herren von Schonen und Odilon Barrot und der Oberst Jacqueminot. Der Herzog von Coigny wurde beim Könige eingeführt. Der

Zweck ihrer Sendung war, für seine Sicherheit zu sorgen. Man hatte dem Herzoge von Orleans gesagt, daß Alles den König verlassen habe, und sie seien daher, sagten sie, herbeigeeilt, um durch ihre Anwesenheit die ihm fehlenden Truppen zu ersetzen. Der König antwortete, daß er ihrer nicht bedürfe und daß er sie nicht sehen möge. Die Herren fühlten sich gekränkt durch diese Antwort und ersuchten den Herzog von Coigny, mit mir zu sprechen.

Dieser kam zu mir, um mir ihren Wunsch mitzutheilen, und ich begab mich in ihren Gasthof, um zu vermeiden, daß sie das Schloß betraten. Die Herren setzten mich von dem Zwecke ihrer Sendung in Kenntniß. Ich erwiderte ihnen, daß der König keineswegs verlassen sei und, wenn auch Einzelne von ihm gegangen seien, er doch noch mehr Leute um sich habe als er zu seiner Sicherheit bedürfe. Im Laufe des Tags habe er seine Abdankungsacte nach Paris geschickt; dieser wichtige Entschluß werde ohne Zweifel allen unseren Verlegenheiten ein Ende machen, und man müsse die Wirkungen desselben abwarten.

Herr Odilon Barrot ergriff hierauf das Wort und sagte mir, daß ich mich irre und den Zustand der öffentlichen Meinung nicht kenne. Dieser Schritt werde durchaus nutzlos sein. Die Gemüther seien dergestalt gegen die Rückkehr des Hauses Bourbon eingenommen, daß man schon fürchte, wenn die Krone dem Herzoge von Orleans verliehen würde, sie nur als ein ihm anvertrautes Depot betrachtet zu sehen, das mit der Zeit dem Herzoge von Bordeaux zurückgegeben werden sollte, und daß man, bevor man sie ihm gewähre, klare und förmliche Versicherungen und Erklärungen von ihm verlangen werde, um gegen diese Gefahr geschützt zu sein.

Hierauf entspann sich eine Debatte über das Interesse Frankreichs, dem Auslande gegenüber, nicht aus

der natürlichen und legitimen Ordnung herauszugehen. Herr von Schonen nahm Theil an der Debatte und über eine Stunde lang vertheidigte ich meine Ansicht siegreich gegen meine Opponenten. Schließlich erklärte ich ihnen, daß der König, da er ihrer nicht bedürfe, ihnen und auch dem Herzoge von Orleans für seine Aufmerksamkeit danke und daß es ihnen frei stehe, zu bleiben oder sich zu entfernen.

Sie entschlossen sich wieder abzureisen, indem sie diesen Schritt durch eine Art von Delicatesse motivirten und sagten, sie wollten ihren Einfluß nicht dazu anwenden, die Zerstreuung der Truppen zu beschleunigen. Die Sache war jedoch, wie mir später klar geworden ist, die, daß Karl's X. Anwesenheit zu Rambouillet in Paris genirte. Man glaubte nicht, daß er noch so viel Leute bei sich habe, und erwartete, daß der ihm zu gebende Beweis von Theilnahme seine Abreise beschleunigen werde. Als die Commissare sich in dieser Erwartung getäuscht sahen, hielten sie es für ihre Pflicht, nach Paris zurückzukehren, um die provisorische Regierung zu benachrichtigen und auf andere Mittel zu denken.

Um ein Uhr in der Nacht reisten die Commissare ab.

Die Desertion währte die ganze Nacht fort, aber sie war nicht erheblich. Durch angestrengte Bemühungen brachte ich es dahin, daß im Laufe des 3. Lebensmittel unter die Truppen vertheilt werden konnten. Da es an Geld fehlte, ließ ich das Silberzeug des Königs verpfänden und das Vieh der königlichen Domaine Rambouillet schlachten.

Man erwartete mit Ungeduld Nachrichten über den Eindruck, den die Abdankung in Paris gemacht hatte. Die Nachrichten kamen endlich, entsprachen aber nicht den gehegten Hoffnungen. Die Abdankung war zu spät erfolgt. Zwei Tage früher würde sie mit Beifall

aufgenommen worden sein, jetzt war sie nur eine neue Verlegenheit. Indessen war die Pairskammer im Begriff zusammenzutreten und die Acte sollte von derselben berathen werden. Man mußte also warten.

Der Anblick dieses Schlosses, in welchem noch vor acht Tagen eine imposante Größe in all' ihrem Glanze entfaltet worden war, diese tiefe Trauer, diese ungewisse Zukunft, diese Aussicht auf schlimmere Gefahren als der Tod, dieses so schnell auf die Ordnung gefolgte Chaos: alles dies machte einen Eindruck auf mich, der sich nie verwischen wird. Die Haltung Karl's X. in dieser Lage war würdevoll; sie hatte etwas Rührendes. Seine fromme und ruhige Ergebung, sein edles trauriges und wohlwollendes Gesicht vervollständigten ein Gemälde, das kein Maler darzustellen vermag. Der Dauphin bildete mit seiner Heiterkeit und seiner an Stupidität grenzenden Sorglosigkeit einen empörenden Contrast dagegen. Entblödete er sich doch nicht, zu Girardin zu sagen: „Was werde ich mit meinen Hunden anfangen?"

„Monseigneur," entgegnete ihm dieser, „Sie haben andere und wichtigere Interessen."

„Ich will mich aber mit nichts als mit meinen Hunden beschäftigen."

„Das steht Ihnen frei, Monseigneur; ich aber mag nicht von Hunden mit Ihnen sprechen."

Der Dauphin ist überhaupt ein unerklärlicher Mensch, hämisch, despotisch, reizbar und von Stolz aufgebläht, wenn er Macht in Händen hatte. Er hat nach der Katastrophe mehr als einmal geäußert, und ich glaube in vollem Ernste, daß er bei der ganzen Geschichte nur seine Hunde und Pferde bedaure.

Der Tag verging ruhig. Um sieben Uhr erhielt ich ein Billet von den Commissaren, datirt von Cognières. Sie kündigten darin ihre Rückkehr an und verlangten die sofortige Anordnung von Maßregeln, damit sie

unterwegs keinen Aufenthalt erführen, da sie dem Könige eine eben so wichtige als dringende Mittheilung zu machen hätten. Ich benachrichtigte den König und schickte ihnen einen Adjutanten entgegen. Sie brachten die Meldung, daß gegen elf Uhr eine heftige Bewegung in Paris ausgebrochen sei. Alles habe sich bewaffnet und gerufen: „Nach Rambouillet!" um Karl X. dort anzugreifen. Die ganze Bevölkerung sei auf den Beinen und habe sämmtliche Miethwagen requirirt, um rascher anzukommen. Die Bewohner der benachbarten Städte und Dörfer schlössen sich ihr an und sie, die Commissare, seien vier Stunden lang in diesem ungeheuren Gedränge gefahren, dessen Spitze bereits Cognières erreicht gehabt, als sie von dort abgereist seien.

Die Commissare, die dieser Bewegung vielleicht nicht alle fremd waren, kamen jetzt an, um sie zur Geltung zu bringen und Nutzen daraus zu ziehen. Sie erwarteten davon die Abreise des Königs. Dies war klar; aber eben so klar war es, daß es mit der Bewegung seine Richtigkeit hatte, wenn sie auch übertrieben sein mochte. So wenig die gegen uns anrückenden tumultuarischen Banden in militärischer Beziehung zu fürchten waren, bei der gegenwärtigen Stimmung der Truppen waren wir außer Stande, weder sie aufzuhalten, noch gegen sie zu kämpfen. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, mit tausend Pferden und sechs Kanonen diesem unorganisirten Haufen entgegen zu marschiren und ihn selbst ohne vieles Blutvergießen in die Flucht zu schlagen; aber die Gardes-du-corps waren die einzigen sicheren Truppen in der ganzen Cavalerie, und ihre Bestimmung konnte nicht verändert werden. Sie durften die Person des Königs nicht verlassen. Ueberdies hätte man, um mit Cavalerie operiren zu können, drei (franz.) Meilen marschiren müssen, da sich der Wald von Rambouillet auf der Seite von Paris

so weit erstreckt. Schon war die Spitze der Pariser in Perey, das heißt am Eingange des Waldes, angekommen, und im Laufe des Tages fanden sich ihrer jedenfalls noch eine bedeutend größere Anzahl ein. Die kleinste Truppe, die im Gehölz gefeuert hätte, würde die ausgesandte Cavalerie aufgehalten haben. Man hätte also etwas Infanterie mitnehmen müssen, und man hat gesehen, daß wir keine mehr hatten. Ein offensives Vorgehen war demnach unausführbar. Auf der anderen Seite bietet Rambouillet auch zur Defensive keinerlei Stellung dar. Es ist ein mitten im Walde eingekeilter Trichter. Man kann daselbst nicht einmal Truppen regelmäßig formiren. Was also thun? Die Stimmung der Truppen war von der Art, daß sie nichts Gutes verhieß. Es blieb daher nichts Andres übrig als sich zurückzuziehen. Ein Gefecht in Rambouillet würde etwas Gräßliches gewesen sein, und daß sich ein solches bei Ankunft der armseligsten Colonnenspitze entsponnen hätte, war nach dem Geiste des 2. Schweizerregiments, das unsre Avantgarde bildete und auf dem unsre Sicherheit beruhte, mit völliger Gewißheit vorauszusehen.

Da es von großer historischer Wichtigkeit ist, die beispiellose Entmuthigung, die sich damals der Truppen bemächtigt hatte, genau zu constatiren, so will ich die Thatsachen, welche den Beweis davon liefern, noch einmal kurz zusammenfassen.

1) Die Linientruppen hatten uns zur Hälfte schon am Donnerstag in Paris verlassen, und die übrigen desertirten den Tag darauf in Masse von Saint-Cloud aus;

2) Bei der Ankunft in Saint-Cloud riß die Desertion auch unter der Garde ein. Sie begann schon den Tag darauf mit dem Abgange von zwanzig Mann, welche zu einem vorwärts der Brücke von Saint-Cloud stehenden Posten von vierzig Grenadieren des 1. Regi-

ments gehörten, und währte seitdem ununterbrochen fort;

3) Als am Sonnabend den 31. der Dauphin einem Bataillon vom 3. Garderegiment und sechs Compagnien vom 1. Schweizerregiment nebst zwei Geschützen befahl, einige Einwohner von Sèvres und Meudon, welche Feindseligkeiten begingen, zurückzuwerfen, weigerte sich das Bataillon vom 3. Regiment zu schießen, die sechs Schweizercompagnien streckten die Waffen, und die beiden Kanonen gingen über die Brücke nach Paris, um sich den Insurgenten anzuschließen;

4) Am Sonntag Morgen versammelten sich die in Trappes anwesenden Obersten der Garde zu einer Berathung, beschlossen ihre Unterwerfung nach Paris zu senden und um Verhaltungsbefehle zu bitten. Diesem Entschluß wurde jedoch nicht sofort Folge gegeben, ausgenommen von Seiten der die beiden Schweizerregimenter commandirenden Obersten;

5) Am Montag, den 2. Aug., gingen die in Cognières gebliebenen Regimenter schwerer Cavalerie zu den Insurgenten über, und von diesem Augenblicke an bestanden die Vorposten der letzteren zum Theil aus schwerer Gardereiterei;

6) Man erinnert sich des Geistes, der das von Orleans gekommene 2. Schweizerregiment beseelte. Er war nach der Aussage seines Obersten von der Art, daß ich es für nöthig hielt, dieses im Walde aufgestellte Regiment durch hundert Gardes-du-corps zu decken;

7) Die Schweizerobersten hatten eine von ihnen verlangte schriftliche Sauvegarde und außerdem eine Marschroute von der provisorischen Regierung erhalten, um sich nach Burgund zurückzuziehen. Sie waren so pressirt, davon Gebrauch zu machen, daß sie es wagten, diesen Geleitschein und diese Marschroute, welche

in meine Hände gefallen waren, von mir zurückzuverlangen;

8) Endlich hatte die Desertion solche Fortschritte gemacht, daß die fünf französischen Infanterieregimenter fast auf Null reducirt waren. Das 6. zum Beispiel zählte nur noch hundertzwanzig Mann. Diese fünf Regimenter, unter denen sich das aus der Normandie gekommene 4. und das 2., das kein ernstes Gefecht gehabt hatte, befanden, bildeten insgesammt ein Corps von nur noch dreizehnhundertfunfzig Mann.

Der einzige Ausweg, der noch blieb, war also sich zurückzuziehen, zunächst sofort an der Eure, bei Maintenon, und später an der Loire Stellung zu nehmen. Ich führte die Commissare zum Könige. Sie sprachen mit Wärme von seinen Gefahren und von der Nothwendigkeit, Rambouillet unverzüglich zu verlassen. Herr Odilon Barrot hielt eine pathetische Rede, und die Abreise ward beschlossen. Ich hatte einen so schleunigen Rückzug nicht vorausgesehen und daher nichts für denselben vorbereitet. Die Zeit drängte jedoch und es mußte geschafft werden. Die Dispositionen wurden mit vollkommener Ordnung getroffen und ausgeführt und Alles ging rasch von Statten. Ich ließ zuerst den König mit den Gardes-du-corps nach Maintenon abgehen; das ungeheure Gepäck mit einer angemessenen Escorte folgte, und hierauf kamen die Truppen der verschiedenen Waffengattungen in bestimmter Ordnung. So trafen wir um vier Uhr kurz nach dem Könige in Maintenon ein. In Zeit von einer Stunde hatte Alles, selbst die Arrièregarde, Rambouillet verlassen. Die Commissare waren uns nach Maintenon vorausgegangen.

Die Abreise von Rambouillet war unerläßlich, und ich hatte dazu gerathen. Ich hatte mir gedacht, daß man nach Ankunft in Maintenon und nach einer kurzen Rast den Rückzug nach Chartres fortsetzen sollte, um die Loire zu gewinnen, und daß man dann die

Einsetzung einer Art Regierung Heinrich's V. versuchen konnte. Demgemäß hatte ich eine Avantgarde unter den Befehlen des Generals Talon in der Richtung von Chartres vorausgeschickt und in die Stadt selbst einige Offiziere gesandt, um für Lebensmittel sorgen zu lassen. Allein es sollte anders kommen. Die Commissare hatten in ihrer Ansprache vom Abend davon gesprochen, daß der König Frankreich verlassen müsse, und hatten gesagt, daß in Cherbourg bereits Anstalten zu seinem Empfange getroffen seien. Amerikanische Packetboote sollten dort bereit liegen, um ihn mit seiner Familie in dasjenige Land zu bringen, das er wählen würde. Unterwegs seien alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angeordnet. Endlich wünsche die neue Regierung die Abreise Karl's X. namentlich in Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit, für die sie lebhaft besorgt sei. Diese Worte hatten im Geiste des Königs Wurzel gefaßt. Als ich bei meiner Ankunft in Maintenon zu ihm ging, um seine Befehle für die Fortsetzung des Rückzugs einzuholen, sagte er mir, daß er sich entschlossen habe, den Kampf nicht weiter zu verlängern, und daß er sich nicht an die Loire, sondern nach Cherbourg begeben werde, um sich daselbst einzuschiffen; daß er noch denselben Abend die Richtung dahin einschlagen und in Dreux übernachten wolle. Damit war die ganze politische Frage abgethan.

Während des nächtlichen Marsches von Rambouillet nach Maintenon brachte ein von Paris expedirter Courier den beiden Schweizerregimentern der Garde den Geleitbrief des Generallieutenants des Königreichs, um sich nach Châlons und Mâcon zu begeben. Es war darin gesagt, daß derselbe auf das im Namen dieser Regimenter vom Oberstlieutenant von Maillardoz gestellte Ansuchen bewilligt worden sei. Dieser Geleitbrief fiel in die Hände des Generals Vincent, der ihn mir übersandte. Ich empfand eine tiefe Ent-

rüstung darüber, daß diese beiden Regimenter, die der König mit Wohlthaten überhäuft, ihn in dem Augenblicke verlassen wollten, wo ihre Anwesenheit ihm am nützlichsten und nothwendigsten war.

Es ist schwer, einen solchen Schritt mit dem rechten Namen zu bezeichnen; er stand in sonderbarem Widerspruch mit der Behauptung der Schweizer, das Muster der Treue zu sein. Ich frage, was hatten nun die Bourbons davon, daß sie mit schwerem Golde und mit Beleidigung der öffentlichen Meinung Truppen bezahlten, die zwar ohne Widerrede gut waren, sich aber gewiß nicht rühmen konnten, besser zu sein als die französischen? Wozu diese bevorzugten Truppen, welche in verschiedenen Fällen vom Dienste befreit waren? Wozu dies Alles, wenn diese Truppen nicht wenigstens die Person des Königs mit aufopfernder Hingebung vertheidigten? Indem man sie unter so mannichfachen Nachtheilen in Dienst nahm, ging man von der Idee aus, daß sie der Politik fremd und von dem Einflusse der Parteien unberührt bleiben würden. Dies ist klar, und siehe da, das erste Mal, wo die vorgesehenen Umstände eintreten, ziehen sie sich zurück. Und es sind nicht Truppen, die sich desorganisiren, Soldaten, welche desertiren, sondern ganze Corps, die unter Anführung ihrer Obersten den König verlassen, in dem Augenblicke wo er ihren Beistand anruft und wo er in ihrer Mitte sein Heil finden kann! Und da der Geleitbrief so bald schon ankam, mußte er schon beim Abzuge von Saint-Cloud, oder wenigstens während des Marsches von da nach Rambouillet, das heißt mitten in der Krisis, verlangt worden sein.

Da der Entschluß des Königs, jeden weiteren Kampf aufzugeben und sich in Cherbourg einzuschiffen, die Beibehaltung der noch versammelten Truppen unnöthig machte, entschied er sich dahin, sie zu entlassen,

und ich sagte ihnen in einem Tagesbefehl im Namen des Königs Lebewohl.

Ich dirigirte zunächst die Infanterie nach Chartres, wo sie Lebensmittel vorfinden und von wo sie in ihre Garnisonen geschickt werden sollte, um daselbst die Befehle der neuen Regierung zu erwarten. Sie war auf zwölfhundert Mann zusammengeschmolzen. Die leichte Cavalerie, die einzige noch vorhandene, war getheilt. Die Lanciers, die Husaren und die Artillerie, welche schon in der Nähe von Chartres angekommen waren, erhielten Ordre, sich in diese Stadt zu begeben und sodann, wie die Infanterie, in ihre respectiven Garnisonen zurückzukehren. Es blieben nun noch die Chasseurs, die Dragoner, die Elitegendarmen und die Gardes-du-corps.

Die Chasseurs waren desorganisirt, und Alfred von Chabannes hatte die Dislocirung dieses Regiments begonnen, indem er seine Schwadron mit sich nach Paris führte. Die Dragoner, commandirt vom Oberstlieutenant Cannuel, einem ausgezeichneten Offizier von der alten Armee, folgten dem Könige, ohne daß auch nur Ein Mann zurückblieb. Bei der Ankunft in Dreux entließ der König auch dieses wackere Regiment, ein Muster von guter Disciplin und Treue, und ertheilte ihm wohlverdientes Lob. Die Escorte des Königs bestand nur noch aus den Gardes-du-corps, den Elitegendarmen und zwei Kanonen.

In Dreux bestimmte der König seine Marschroute, aber er theilte sie in so kurze Tagereisen mit so zahlreichen Aufenthalten ein, daß die Reise eine Ewigkeit gedauert haben würde. Ich erhielt Auftrag, diese Reiseroute den Commissaren mitzutheilen. Diese verlangten einige Abänderungeu, welche Gegenstand eines späteren Arrangements sein sollten. Für den Anfang wurden die vom Könige getroffenen Bestimmungen

befolgt und man übernachtete am nächsten Tage, Donnerstag, in Verneuil.

Wir fanden unterwegs auf den Thürmen aller Städte und Dörfer die dreifarbige Fahne ausgesteckt und die Nationalgarden ebenfalls mit den drei Farben geschmückt. Dieser Anblick war dem Könige höchst unangenehm. Im Uebrigen verhielt sich die Bevölkerung still und ruhig, eine Folge ihrer persönlichen Verstimmung und auch der Anempfehlungen der Commissare, welche uns voraus reisten.

Ich war die einzige Mittelsperson zwischen dem Könige und den Commissaren. Ich bemühte mich, die ofmals widerstreitenden Ansichten in Einklang zu bringen, und besonders die qualvolle Angst einer solchen Reise zu mildern. Die Commissare hatten mir mitgetheilt, daß sie Vollmacht hatten, den Truppen alle Soldrückstände auszahlen zu lassen. Man beschäftigte sich zunächst mit denen, welche nach Chartres dirigirt worden waren und in ihre Garnisonsorte zurückkehren sollten. In Verneuil machte man auch den Gardes-du-corps und den Stabsoffizieren, welche in dringender Geldnoth waren, Abschlagszahlungen.

Die Commissare beauftragten mich, dem Könige in ihren Namen jede beliebige Summe zu offeriren und ihm zu sagen, daß in Cherbourg eine Million zu seiner Verfügung sein werde. Ich entledigte mich meines Auftrags; der König aber befahl mir, ihnen kund zu thun, daß er Alles ablehne. Er verlangte sogar, daß man die Kosten seiner Reise genau notire, damit er sie später zurückerstatten könne.

Am Freitag, den 6., kamen wir in Laigle an, am 7. in Merlerault, am 8. in Argentan. Unsre Reise ging in folgender Ordnung vor sich. Eine oder zwei Stunden vor dem zur Abreise des Königs bestimmten Augenblicke ließ ich die Bagagewagen und das Gefolge mit einem Detachement Gendarmen abgehen; der

König hörte inzwischen die Messe, was er nie unterließ, selbst wenn er um vier Uhr Morgens aufbrach. Zwei Compagnien Gardes-du-corps eröffneten den Zug. Nach ihnen kamen die Wagen der Kinder, der Prinzessinnen, des Dauphins, und die des Königs, der den Herzog von Polignac, ersten Stallmeister, und den Herzog von Luxembourg, Capitain der dienstthuenden Garden, bei sich hatte. Dann folgten die beiden anderen Compagnien der Gardes-du-corps und die Gendarmen.

Ich ritt in geringer Entfernung hinter dem Wagen des Königs.

In Argentan wurde Halt gemacht.

Jeden Tag beklagten sich die Commissare bei mir über die Langsamkeit der Reise und über die Nachtheile und Besorgnisse, welche dadurch in Paris verursacht würden. Sie zeigten mir die gereizten, fast harten Briefe, die sie erhielten, und die Anschuldigungen, die man gegen sie erhob.

In Paris circulirten allerhand Märchen über diese Reise, zu denen ein seltsamer Umstand Anlaß gegeben hatte. Ein von Verneuil abgesandter Bericht war ohne Adresse zur Post gegeben worden und deshalb nicht an das Ministerium des Innern gelangt. Ein andrer per Courier abgeschickter Bericht war um sechsunddreißig Stunden zu spät angekommen. So war man zwei Tage lang ohne Nachricht geblieben, und dies hatte lebhafte Besorgnisse erweckt. Man hatte das Gerücht verbreitet, Karl X. habe beträchtliche Streitkräfte bei sich, welche die Commissare festgenommen und als Geiseln zurückgehalten hätten, der König habe die Absicht, das Land der Chouans zu gewinnen und einen Bürgerkrieg zu entzünden. Was für sonderbare Chouans wären wir gewesen mit diesem Zuge von Equipagen und diesem Schwarme von Köchen und Küchenjungen!

Dann beschuldigte man die Commissare der Lauheit und kündigte die Absendung eines vierten, eines Herrn von la Pommeraye, Deputirten von Caen, an, der ihren Eifer anspornen sollte. Die Commissare verlangten die Zurücksendung der beiden Kanonen. Sie bestanden darauf, und man mußte ihnen willfahren. Dieser Entschluß wurde dem Könige sehr schwer. Ich weiß eigentlich nicht, warum sie es verlangten, denn die beiden Kanonen waren mehr ein Gegenstand der Parade als des wirklichen Nutzens. Unter gewissen Umständen jedoch hätten sie uns retten können, obwohl die eigentliche Garantie für den glücklichen Verlauf unserer Reise in der Anwesenheit der Commissare und nicht in unserer Stärke beruhte. Wir waren im Begriff, unter eine übelgesinnte Bevölkerung zu kommen, die noch erbittert war durch die frische Erinnerung an die Feuersbrünste, deren Schauplatz ihr Gebiet gewesen war und für deren Anstifter der große Hause die Priester und Jesuiten hielt. Die ganze Gegend ist mit Fabriken angefüllt und die dortige Bevölkerung ist zur Zeit einer Revolution die aufsätzigste und am schwersten zu lenkende in ganz Frankreich.

Die Commissare befanden sich wirklich in einer höchst schwierigen Lage. Sie benahmen sich indessen respectvoll und ehrerbietig gegen den König und bemühten sich, seine Wünsche mit ihren Instructionen in Einklang zu bringen. Als ich Karl X., der dies nicht hinlänglich zu würdigen schien, in Argentan darauf aufmerksam machte, gab er mir lachend zur Antwort: „Im Grunde genommen sind sie doch nur zwei Schurken und ein Renegat.“

Der Vorwand für die Langsamkeit der Reise war, die Pferde zu schonen und mit allen Equipagen in Cherbourg anzukommen. Außer diesen zum Theil wahren Motiven hatte man jedoch noch einen anderen

geheimen Grund. Man hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß eine Revolution den Herzog von Bordeaux zurückrufen werde; eine wahrhafte Chimäre! Allein die Idee war factisch und man fand eine Art von Genuß darin, sich derselben zu überlassen. Sie wurde bestärkt durch die Ankunft des Obersten Cradock, Attaché's der englischen Gesandtschaft, in Merlerault, den Lord Stuart abgesandt hatte, um dem Könige sagen zu lassen, daß der Herzog von Bordeaux noch einige Chancen habe, den Thron zu besteigen, und daß man deshalb die Reise möglichst langsam fortsetzen solle, anstatt sie zu beschleunigen.

Die Berichte über die Stimmung der Bevölkerung auf dieser Route beunruhigten die Commissare, und sie machten dem Könige in Falaise den Vorschlag, eine andre Richtung einzuschlagen und über Caen zu gehen. Herr von Pommeraye, der aus dieser Stadt kam, versicherte, es sei dort Alles ruhig und der König werde gut aufgenommen werden. Nach kurzer Berathung entschied man sich dahin, die Richtung nicht zu verändern, und man übernachtete in Condé.

Die in Paris gehegten Besorgnisse, deren Ursache das zufällige Stillschweigen der Commissare war, hatten einige Maßregeln veranlaßt, welche beinahe Alles in Flammen gesetzt hätten. Es waren Nationalgarden aufgeboten worden, um den König auf seiner Reise zu begleiten und zwischen ihm und den Landstrichen zu marschiren, wo man glaubte er habe Anhänger. Alle diese Corps, welche zum Theil auf Befehl in Bewegung gesetzt worden waren, schwollen unterwegs an und es war nicht ein einziges Städtchen, das nicht sein Contingent hätte liefern wollen.

Währenddem brach der General Hulot, der sich gern wichtig machen wollte, aus eigener Machtvollkommenheit auf, um uns mit sämmtlichen Nationalgarden der Halbinsel entgegen zu marschiren und Ca-

rentan zu besetzen. Diese Colonnen bestanden nicht aus Leuten, die den Bourbons sonderlich zugethan waren, und ihre Anführer waren nicht unter den ruhigsten Köpfen ausgewählt. Es war gewissermaßen eine Art von Jagd, welche beginnen sollte. Die Resultate derselben waren sehr zu befürchten. Mein Name wurde bei allen diesen Dispositionen vorzugsweise genannt und meine Festnehmung oder mein Kopf schienen speciell der Siegespreis zu sein. Diese Nachrichten verbreiteten sich in Condé, und von dieser Stadt an begannen in der That für mich große Gefahren, denen ich während des ganzen übrigen Theils dieser angstvollen Reise beständig ausgesetzt blieb.

Mittwoch, den 11., kamen wir in Vire an. Dies ist in der ganzen Provinz derjenige Ort, dessen Bevölkerung am heißblütigsten, am unlenksamsten und am gefährlichsten ist. Und dabei ist sie ziemlich zahlreich.

Einige Offiziere der Gardes-du-corps, welche vorausgeschickt worden waren, um für Quartier zu sorgen, kehrten zu mir zurück, um mir zu sagen, sie wären überzeugt, daß ein Complot zu meiner Entführung angezettelt sei. Gutgesinnte Leute aus der Stadt hätten ihnen mitgetheilt daß, wenn ich allein oder mit nur schwacher Begleitung durchpassirte, ich entweder ermordet oder doch ergriffen und in irgend einen Kerker geworfen werden würde. Ich benutzte diesen Wink und ritt in Begleitung einer angemessenen Anzahl von Offizieren durch die Stadt.

Am folgenden Tage kamen wir nach Saint-Lô. Die dortige Bevölkeung ist viel gutmüthiger als die von Vire. In Saint-Lô erkannten wir deutlich Männer von Condé und Vire, die uns nicht von der Seite gingen und die man uns als zu meiner Ermordung ausgesandt bezeichnet hatte. Sie hatten also ihren Plan noch immer nich aufgegeben. Am Freitag endlich kamen wir nach Valognes. Es wurde beschlossen,

in dieser Stadt so lange zu bleiben, bis in Cherbourg Alles zu unsrer Einschiffung bereit war.

An der Grenze des Departements la Manche empfing uns der Präfect desselben, Graf Joseph d'Estourmel, der, wie in gewöhnlichen Zeiten, im Kammerherrnfrack und mit der weißen Cocarde erschienen war, um die Befehle des Königs entgegen zu nehmen, während wir überall auf unserem Wege die Revolution in vollem Gange gefunden hatten. Er hatte sich gegen die Ordonnanzen ausgesprochen und bewies bis zu Ende Muth und Loyalität. Wir stiegen in seiner Präfectur zu Saint-Lô ab und er begleitete den König bis auf das Schiff.

Es war klug und weise gewesen, daß man einen längeren Aufenthalt in Cherbourg vermieden hatte, denn diese volkreiche Stadt war von den feindseligsten Gesinnungen beseelt. Wir verweilten daher zwei Tage in Valognes, damit inzwischen die Vorbereitungen zur Einschiffung des Königs auf den beiden amerikanischen Packetbooten „Grande-Bretagne" und „Charles Caroll," vollendet werden konnten. Man sagte, sie seien Eigenthum Joseph Bonaparte's: eine sonderbare Verkettung von Umständen!

Ich nahm die Befehle des Königs bezüglich seiner Haustruppen entgegen. Er erließ einen Tagesbefehl, von welchem jeder Anwesende ein Exemplar empfing. Derselbe ist in ergreifender Sprache gehalten und wird durch die Umstände, unter denen er erlassen wurde, ein Familiendokument. Nie hat ein Truppencorps einen bewunderungswürdigeren Geist gezeigt. Ordnung, Ehrerbietung und Hingebung herrschten bis zuletzt. Niemand erhob Ansprüche. Als zu Anfang dieser traurigen Campagne Geld und Lebensmittel sich als unzureichend erwiesen, lehnten die Gardes-du-corps es ab, vor den Linientruppen befriedigt zu werden, weil deren Bedürfnisse, sagten sie, dringender seien als die ihrigen.

Ich hätte gern jedem einzelnen Garde-du-corps der vier Compagnien meine Bewunderung seines hochherzigen Benehmens ausgedrückt.

Die Commissare unterließen nichts, was den Scheidenden die letzten Augenblicke erleichtern konnte. In Valognes erklärte ich ihnen, daß ich, nachdem ich meine Functionen beim Könige bis zuletzt versehen, nunmehr mein freier Herr zu sein glaube. Ich würde jedoch wegen der gegen mich herrschenden Erbitterung des Volks Frankreich verlassen, meine Abwesenheit aber würde nicht lange währen. Ich setzte hinzu, daß, sobald die gereizte Stimmung gegen mich sich gelegt hätte, ich nach Frankreich zurückkehren würde, von dem ich mich in diesem Augenblicke nur ungern trennte.

Der König fragte mich, was für Pläne ich hätte. Ich antwortete ihm, daß ich, nachdem ich mich mit ihm eingeschifft hätte und er an der Küste angelangt wäre, auf der er zu landen gedächte, ich meinen Abschied nehmen und mir irgendwo ein Asyl suchen würde, um daselbst so lange zu bleiben als ich es für bedenklich hielte, nach Frankreich zurückzukehren. Er billigte diese Pläne vollkommen, erkundigte sich aber nicht nach meinen Mitteln zum Lebensunterhalt. Ich hütete mich aus verschiedenen Rücksichts- und Unabhängigkeitsgründen wohl, ein Verlangen an ihn zu stellen, oder einen Wunsch auszusprechen.

Unter den Gerüchten über die gegen mich geschmiedeten Complotte kam mir auch das zu Ohren, daß, wenn man mir unterwegs nicht beikommen könnte, ich in Cherbourg sterben würde.

Dieses Gerücht gewann in Valognes große Consistenz. Ich wäre, sagte man, der Preis für die Freilassung des Königs und man würde ihn nicht eher sich einschiffen lassen, als bis ich ausgeliefert wäre. Den Commissaren konnte ich keine Hintergedanken zutrauen,

wohl aber durfte ich einen Volksaufstand befürchten. Ein gewesener Gardes-du-corps, der in der Umgegend begütert war, erbot sich, mir ein sicheres Asyl zu gewähren. Ich lehnte dies dankend ab. Man schlug mir vor, und die Commissare selbst riethen mir, wie sie dies schon früher gethan, meine Uniform abzulegen und mich nicht zu zeigen. Auch dessen weigerte ich mich, und obwohl Alle, die den König umgaben, diese Vorsicht gebraucht hatten, erklärte ich, daß ich als Commandant der Garden auf meinem Posten bleiben und meine Uniform nicht eher ablegen würde, als bis ich mich auf dem Schiffe befände.

Die Commissare hatten verlangt, daß die Gardes-du-Corps die Stadt Cherbourg nicht betreten sollten. Eine einfache Escorte sollte den König zum Hafen begleiten. Der König hatte darein gewilligt. Ich erklärte dagegen mit Entschiedenheit und zu wiederholten Malen, daß der König es seinen Haustruppen schuldig sei, sich erst in dem Augenblicke, wo sein Fuß das feste Land verließ, von ihnen zu trennen. Nachdem sich die Gardes-du-Corps so ausgezeichnet benommen, war er ihnen diesen Beweis von Achtung und Zuneigung schuldig. Es kostete mir große Mühe, meine Ansicht durchzusetzen; doch endlich gelang es mir. Ich hatte noch einen andern Grund. Wenn der König mit einer einfachen Escorte durch die Stadt fuhr, so war er gegen Beleidigungen oder Angriffe auf seine Person nicht geschützt, während sechshundert entschlossene, wohl bewaffnete und in geschlossenen Gliedern marschirende Garden der Bevölkerung einen heilsamen Respect einflößen mußten.

Endlich am Montag den 16. fand die Abreise statt. Der Augenblick derselben war auf den Eintritt der Ebbe berechnet. Um neun Uhr Morgens brachen wir auf, und halb ein Uhr kamen wir am Thore von Cherbourg an. Ich war sorgfältig darauf bedacht, daß

Alles in dicht geschlossenen Gliedern und in bester Ordnung marschirte. Plötzlich hält der Zug. Der Fürst von Solm läßt von der Avantgarde her sagen, daß sich die ganze Bevölkerung auf der Landstraße versammelt habe. Eine Deputation der Nationalgarde war erschienen und hatte versichert, daß, wenn man während des Zuges durch die Stadt nicht die dreifarbige Cocarde aufsteckte, sie für nichts stände. Das Loos war geworfen. Es blieb nichts Andres übrig als vorwärts zu gehen, und wir setzten unsren Marsch fort. Ich glaubte, daß eine Katastrophe bevorstehe und daß dieser Schritt der Vorläufer derselben sei; aber die schöne Haltung der Gardes-du-Corps imponirte. Man sah ein, daß mit solchen Leuten nicht zu spaßen war. Unser Einzug erfolgte ohne Störung; unweit des Hafens aber empfingen die Marinearbeiter den König mit den skandalösesten Schimpfreden und Verwünschungen. Jetzt war es mir lieb, daß ich darauf bestanden hatte, die ganze Leibgarde des Königs bis zum Einschiffungsplatze mitgehen zu lassen. Nur dieser Vorsicht verdankten wir die glückliche Vollendung unsrer Reise. Der König stieg sogleich an Bord der „Grande-Bretagne“. Ich folgte ihm dahin nach einem schmerzlichen und rührenden Abschied von den Zurückbleibenden. Wir gingen unter Segel und hielten auf die Rhede von Spithead ab. So war denn die Krone Ludwig's XIV. seit weniger als vierzig Jahren zum dritten Male zerbrochen!

Am Dienstag kamen wir vor Portsmouth an. Die Ebbe und der Wind nöthigten uns, vor Anker zu gehen. Am folgenden Morgen bekamen wir Coves auf der Insel Wight in Sicht. Ich nahm Abschied vom Könige und der königlichen Familie und reiste nach London. Meine Zuneigung zu der Person des Königs war auf der Reise durch den Anblick seines Unglücks und seiner rührenden Ergebung noch lebhafter gewor-

den. Nie hat ein entthronter Herrscher unter ähnlichen Verhältnissen eine würdigere Haltung gezeigt. Während ich über mein eignes Mißgeschick seufzte, empfand ich auch das seinige lebhaft mit. Als wir uns trennten, umarmte er mich und händigte mir zum Andenken seinen Degen und als Zeichen seiner Zufriedenheit und seines Wohlwollens einen Brief ein, der mir wegen seines Inhalts stets theuer sein wird.

Ich übernachtete Mittwoch den 8. in Portsmouth, und von diesem Augenblicke begann ich ein neues Leben.*)

Copie des an mich gerichteten Handschreibens König Karl's X.

„Auf der Rhede von Spithead,
18. August 1830.

„Ich will mich nicht von Ihnen trennen, mein theurer Marschall, ohne Ihnen hiermit zu wiederholen, wie ich dies auch wirklich denke, daß ich die guten, treuen und beständigen Dienste, die Sie nie aufgehört haben, der Monarchie seit der Restauration zu leisten, niemals vergessen werde. Zu gleicher Zeit bitte ich Sie, den Degen anzunehmen, den ich stets getragen habe, wenn ich mich bei den Truppen befand.

Rechnen Sie, mein lieber Marschall, für die ganze Lebenszeit auf die freundschaftlichen Gesinnungen, die ich zu Ihnen hege.

„Unterzeichnet: Karl.“

*) Dieser Theil meiner Denkwürdigkeiten ist während des Monats September 1830 in Amsterdam niedergeschrieben worden. (Anmerk. d. Herz. v. Ragusa.)

Betrachtungen über die Regierung Karl's X. und über die Fehler, welche die Katastrophe herbeiführten.

Wohl nie begann eine Regierung unter günstigeren Auspicien als die Kal's X. Die lange Krankheit Ludwig's XVIII. hatte dem Ende seiner Regierung den Character großer Schwäche verliehen und ziemliche Unzufriedenheit hervorgerufen. Man erwartete viel von seinem Nachfolger. Das offene und freundliche Wesen, durch welches sich dieser stets ausgezeichnet hatte, erweckte Vertrauen. Man hoffte in ihm einen Herrscher zu erhalten, der allen Uebelständen abhelfen würde. Das Volk fühlt ja so dringend das Bedürfniß zu hoffen und ist so gern geneigt zu glauben und zu lieben. Es hat von jeher in Frankreich eine so große Zuneigung zur Regierung bestanden, daß Die, welche die oberste Gewalt haben, sehr strafbar oder sehr ungeschickt sein müssen, wenn es ihnen nicht gelingt, sich den Besitz derselben auf die Dauer zu sichern. Die ersten Augenblicke der Regierung Karl's X. waren demnach glänzend. Seine ersten Maßregeln waren populär; kaum aber hatte er die wohlthätigen Folgen derselben empfunden, so schien sich ein böser Dämon seiner zu bemächtigen, der ihn antrieb, auf die Zerstörung derselben hinzuarbeiten. Der Einzug des Königs in Paris war von den lebhaftesten Acclamationen begleitet. Es regnete, und dessenungeachtet war ihm die ganze Bevölkerung entgegengegangen oder hatte sich in den Straßen versammelt; aber kaum waren zwei Monate verstrichen, so begann sich auch schon die Meinung zu ändern.

Die Generale der alten Armee hatten zu Ende der vorhergehenden Regierung viel gelitten. Die Regierung hatte sie so wenig als möglich im activen Dienste verwendet. Es war eine Liste zusammengestellt worden, um eine große Anzahl derselben zu pensioniren. Der

Baron von Damas, der seine Carrière im Auslande, aber in einer guten Armee gemacht hatte, und der den Werth der im Kriege erworbenen Grade kannte, hatte sich, als er Kriegsminister war, nie entschließen können, diese harte und ungerechte Arbeit weder selbst zu unterzeichnen, noch dem Könige zur Unterzeichnung vorzulegen. Nach ihm wurde es anders. Sein Nachfolger, Herr von Clermont-Tonnerre, der die Zeiten unsres Ruhms und unsrer Größe durchlebt, dessen Tage aber unbemerkt in den untersten Graden der Miliz, oder unter elenden Hülfstruppen ohne Werth und ohne Ansehen dahingegangen waren, zauderte nicht. Mit einem Federzuge strich er hundertfünfzig Generale, von denen zwei Dritttheile noch in der Fülle ihrer Kraft und Gesundheit standen und deren Namen an die glorreichsten Thaten unsrer Helden-Epoche erinnerten, von den Activitätslisten. Ein gewisses Schamgefühl und eine weise Politik würden verlangt haben, daß man ihre letzten Lebensjahre ehrte.

Der Eindruck auf die öffentliche Meinung war furchtbar und um so heftiger, als der König Jedermann zu entgegengesetzten Hoffnungen berechtigt hatte. In der That hatte er am Tage seines Einzugs die Generale einladen lassen, ihn zu begleiten. Er hatte sie mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen und eingedenk der schmerzlichen Pflicht, die sie erfüllt, indem sie Ludwig's XVIII. Leichenzuge nach Saint-Denis gefolgt waren, hatte er zu ihnen die Worte gesprochen: „Sie haben meinen königlichen Bruder zu Fuß begleitet, fortan sollen Sie mich zu Pferde begleiten!“ Diese Aeußerung hatte Glück gemacht. Jeder deutete sich dieselbe auf seine Weise. Wohl gab es Einige, die darin nichts zu erblicken glaubten; bei weitem die Meisten aber fanden darin einen ihren Interessen günstigen Sinn und meinten, daß der König damit habe sagen wollen: „Ihr seid unter der vorigen Regierung

unwürdig behandelt worden, unter der meinigen soll es nicht so sein. Ich habe Vertrauen zu Euch und werde Euch anstellen." Dies war in der That die einzige vernünftige Auslegung, die man diesem bildlichen Ausdrucke geben konnte. Man denke sich nun, welchen Eindruck es auf die Betheiligten und selbst auf das Publikum machen mußte, als anstatt der Verwirklichung dieser Hoffnungen eine Ordonnanz erschien, die man unter der vorigen Regierung nicht zu erlassen gewagt hatte. Dieser Schritt schien mir so auffällig und so verwerflich, daß ich Herrn von Villèle beschuldigte, auf die Popularität des Königs eifersichtig zu sein und zeigen zu wollen, daß dessen persönliche Versprechungen nichts gälten, kurz, daß er, der Minister, allein die Macht in Händen habe.

Wenn man sich das von diesem Ministerium beobachtete Verfahren und die Ungeschicktheit, mit der es durch Vorschlagung der unpopulärsten Gesetze bei der öffentlichen Meinung anstieß, in's Gedächtniß zurückruft, wenn man sich vergegenwärtigt, wie die Depositäre der Gewalt es darauf anzulegen schienen, der gesunden Vernunft ins Gesicht zu schlagen, so wird man den raschen Umschwung in der Gesinnung des Volks gegen den neuen König begreiflich finden. Diese freche Verhöhnung des gesunden Verstandes, diese Tyrannei in geringfügigen Dingen, die oft am meisten reizt und verwundet, ohne ein günstiges Resultat herbeizuführen und herbeiführen zu können, lag vorzugsweise im Character des Herrn von Corbières, des Ministers des Innern. So wurde zum Beispiel der Lehrstuhl der Astronomie am Collège de France durch den Tod Delambre's erledigt. Sein Gesundheitszustand hatte schon vor fünf Jahren die Ernennung eines Mitglieds für das Längenbureau*) an seiner Stelle nöthig ge-

*) Matthieu.

macht. Doch trotz der unbestreitbaren Anrechte dieses Mannes, trotz der allgemeinen Anstrengungen, um seine Wahl durchzuführen, wählte Herr von Corbières für diese Stelle einen Menschen, der vielleicht nicht einmal den Namen und die Anwendung der astronomischen Instrumente kannte*); allein er war ein Schützling der Congregation.

Es wurde ein Platz in der Akademie der Wissenschaften vacant. Herr von Corbières wollte für denselben einen seiner Protégés ernennen lassen, der, wohl zu merken, einer solchen Wahl nicht würdig war. Die Akademie kehrte sich nicht an seine Empfehlung, und deshalb entzog er einem berühmten Gelehrten, dem Stolze dieser Körperschaft, Legendre, eine Pension, auf welcher die Sorgenfreiheit seiner letzten Tage beruhte, weil er ihn beschuldigte, auf die Entschließung der Akademie einigen Einfluß ausgeübt zu haben.

Als man die Armee der Dienste der ausgezeichneten Generale beraubte, welche zum Ruhme derselben beigetragen, besetzte man deren Stellen durch Höflinge, die vom Militärdienste durchaus nichts verstanden. Man schuf Sinekuren und Aemter mit wahrhaft lächerlichen Titeln. Man gab dem Herzoge von Bordeaux, einem Kinde, sechs Adjutanten. Man kann einem Prinzen früher oder später einen Civilhofstaat geben; aber ihn mit militärischen Graden, welche höher sind als der seinige, zu umgeben, ihm Adjutanten zur Seite zu stellen, wenn er nichts commandirt und nichts commandiren kann, dies sind Dinge, welche Anstoß erregen und darauf schließen lassen, daß der betreffende Fürst sich vorgenommen hat, nur seinen Launen zu folgen. Das wichtigste Ereigniß der damaligen Zeit jedoch, die Ursache der Entfremdung zwischen den Parisern und dem

---

*) Nicolette.

Könige, war die verhängnißvolle Auflösung der Nationalgarde. Von diesem Augenblicke an datirte die Feindschaft zwischen der Hauptstadt und dem Könige, und die ganze Verantwortlichkeit dafür fällt auf Herrn von Villèle, denn diese plötzliche, demüthigende und ich wage zu behaupten unsinnige Auflösung war speciell sein Werk.

Als das Ministerium Martignac an's Ruder kam, waren viele Mittel des Heils vorhanden; aber es fehlte diesem Ministerium an Einigkeit und Kraft. Es hätte an der Spitze desselben ein Chef stehen müssen, der einen gleichmäßigeren und entschiedeneren Gang einhielt; doch durfte man allerdings auch die politische Färbung nicht verändern. Die Hauptsache aber wäre gewesen, daß Karl X. mit seinem Ministerium einig war und nicht gegen dasselbe intriguirte. Auch hätten diejenigen Liberalen in der Kammer, welche gutgesinnt waren und die Schwierigkeiten, von denen dieses Ministerium umgeben war, richtig würdigten, es unterstützen sollen, anstatt ihm entgegen zu arbeiten; aber Niemand erkannte damals weder seine Pflichten gegen das Land, noch sein eignes Interesse. Als das Ministerium vom 8. August in's Leben trat, wurde die Gefahr noch dringender wegen der unglaublichen Unfähigkeit Derer, aus denen es zusammengesetzt war, wegen ihrer Unwissenheit und ihrer Leidenschaften, sowie auch wegen ihrer Namen, welche gleichsam ein lebendes Emblem der Gesinnungen, Pläne und Hoffnungen einer Partei waren, die fast ganz Frankreich verabscheute. Das Uebel wurde immer schlimmer, weil die feierlich ausgesprochenen Doctrinen schon alles das voraussehen ließen, was nachher wirklich eintrat. Es bildete sich eine Ligue, die widerstreitendsten Interessen verständigten und einigten sich, um zu widerstehen und zu kämpfen. Von allen Seiten wurde alles Mögliche aufgeboten, um die Gereiztheit der öffentlichen Meinung

zu verstärken. Die Regierung gab selbst das Signal und eine beispiellose Explosion stürzte Alles über den Haufen.

Das Haus Bourbon und insbesondere Karl X. hatte sich Illusionen über die Gesinnungen gemacht, die das Volk in der letzten Zeit hegte. Die Sitten und Bedürfnisse der Gesellschaft harmonirten mit den bestehenden Institutionen; man wollte diese daher beibehalten und folglich war jene Familie als ein Theil der constitutionellen Maschine nothwendig.

Karl X. zerbrach die Maschine und da das zu derselben gehörende Stück durch die Bewegung nicht mehr gehalten wurde, mußte es abfallen. Alles erwogen, hat Karl X. das gegenwärtige Frankreich nie gekannt. Er hat nie begreifen können, daß man ihm treu sein und dabei doch die Freiheit lieben könne. Er bewahrte die Emigrationsansichten in einer Reinheit, die allen Glauben übersteigt, und er suchte gar kein Hehl daraus zu machen. In meinem vertrauten Umgang mit ihm begegnete es mir öfters, daß ich ihn an die Jahrestage unserer Siege erinnerte. Dies war ihm jedesmal peinlich. Auf seinen Bruder machte es vielleicht einen eben so unangenehmen Eindruck; aber er war wenigstens so geschickt, es sich nicht merken zu lassen, und er that sogar, als nähme er Theil an unsern Erinnerungen.

Diese Dynastie wurde zunächst durch den absoluten Mangel an Talent und ihren entschiedenen Hang zur Mittelmäßigkeit in's Verderben gestürzt; ferner durch ihren unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Edle, Große und Erhabene; durch ihre Unkenntniß der Dinge; durch ihre souveraine Verachtung alles dessen, was nicht sie war; durch ihre angeborne Schwäche gegen Alles was ihre jämmerliche Umgebung bildete; durch den nur zu offenbaren Einfluß des Klerus, dessen Einmischung in die Staatsangelegenheiten der öffentlichen Meinung so sehr zuwider ist; durch ihre Unzuverlässigkeit

bei allen ihren Schritten und den beständigen Traum von absoluter Gewalt, der in ihre Pygmäenhände unter ganz anderen Auspicien und Umständen das Schwert Napoleon's legen sollte, dessen bloßes Gewicht sie erdrückt haben würde; endlich durch die Unkenntniß des Werthes der Zeit, die sie stets abhielt, etwas im rechten Augenblicke zu thun, obwohl man sich schließlich, aber stets zu spät, zu Allem entschloß.

Im Moment der Krisis war das Complement zu den Ursachen des Sturzes in der Dummheit, dem Mangel an Voraussicht und der Dünkelhaftigkeit der Depositäre der Gewalt zu suchen. Nie hatte Polignac die mindeste Chance des Widerstandes vorausgesehen. Die Gebete frommer Erzbischöfe für das Gelingen seiner Unternehmungen dünkten ihm hinreichend, um dasselbe zu sichern. Trotz seiner beispiellosen Ignoranz hatte er den Vorsitz im Ministerrathe, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und das des Kriegs unter seine Direction genommen, und der Bedauernswerthe verstand so wenig vom Heerwesen, daß er nicht einmal in einem Situationsetat lesen konnte und den Unterschied zwischen Effectivbestand u. Anwesenheit unter den Waffen nicht kannte. Nie ist ein so ernstes Unternehmen mit einer der seinigen gleichkommenden Unbesonnenheit in Angriff genommen worden.

Selbst nach dem ersten Acte der Katastrophe war noch einige Aussicht auf Rettung. Hätten die Vertreter der europäischen Großmächte in Paris Muth, Geistesgegenwart und Anhänglichkeit an die Sache der Legitimität besessen, so hätten sie an dem Tage, an welchem die Truppen die Hauptstadt räumten, diese ebenfalls verlassen und sich in Saint-Cloud um den König schaaren müssen. Ihre Haltung würde den Factionen eine heilsame Furcht eingeflößt haben und der Herzog von Orleans, der einen sehr besonnenen Character besitzt, würde von einer so formellen Protestation nie frap-

pirt worden sein. Er würde Anstand genommen haben, die Bürde einer mit so großer Gefahr erworbenen Krone auf sich zu laden. Das diplomatische Corps würde in der unmittelbaren Nähe Karl's X. einen heilsamen Einfluß auf das Verhalten und die Entschließungen dieses Fürsten ausgeübt und dazu beigetragen haben, seinen Muth und seine Ausdauer zu unterstützen. Aber keiner von den Repräsentanten der Großmächte stand auf der Höhe seiner Pflichten.

Appony, der österreichische Gesandte, ein braver Mann, aber ohne Geist und Energie, war, nachdem er beständig die Illusionen der Ultra-Royalisten und der Mitglieder der Congregation genährt, zur Uebernahme dieser Dictatur wenig geeignet. Stuart, der englische Gesandte, dessen feindselige Gesinnung gegen Frankreich und die Bourbons sich nie verleugnet hat, konnte eben so wenig eine große Gewalt über Karl X. ausüben. Es blieb also nur Pozzo di Borgo, der Gesandte Rußlands. Dieser kannte die positiven und formellen Intentionen seines Souverains sehr genau. Sein eigner Ruhm war dabei interessirt, eine Restauration zu retten, zu der er mächtig beigetragen; aber ohne allen persönlichen Muth, verlor er in der Gefahr den Kopf und wurde ausschließlich von der Furcht beherrscht, seine erst neuerdings erworbenen Reichthümer zu verlieren. Man sagt, daß er während des Kampfes vom 27. zum 28. vor den Augen seiner Leute eine jämmerliche Figur gespielt habe. Er fürchtete den Tod und die Plünderung. Daher hielt er sich während der ganzen Krisis verborgen; sobald sie aber vorüber war, eilte er dem Sieger zu Hülfe, in der Hoffnung, dadurch zur Wiederbefestigung des öffentlichen Credits beizutragen, bei dem sein Vermögen stark interessirt war. Wäre Pozzo ein Mann von Muth, von edlem, hochherzigen Character gewesen und hätte er das diplomatische Corps mit sich nach Saint-Cloud

gezogen, so würde er Karl X. oder doch wenigstens seinem Enkel den Thron erhalten und seinem Namen in der Geschichte einen hohen Klang verschafft haben. Aber was konnte man von einem revolutionären Ueberläufer erwarten, der zeitlebens ein Feind seines Vaterlandes, ein Begünstiger der Spaltungen desselben gewesen und von einer Habgier ohne Beispiel und ohne Grenzen besessen war?

Ich habe in Zeit von wenigen Jahren zweimal ein Ereigniß erlebt, das sich sonst nur nach Jahrhunderten zu wiederholen pflegt; ich bin activer Zeuge des Sturzes zweier Dynastien gewesen. Das erste Mal wurde ich durch das patriotischeste, uneigennützigste Gefühl mit fortgerissen. Ich opferte meine Neigungen und Interessen dem was ich als das Heil meines Vaterlandes betrachtete, was es in der That werden konnte, ja werden mußte. Das zweite Mal hatte ich einzig und allein das Interesse meines militärischen Rufes im Auge und stürzte mich in einen offenen Abgrund, dessen Tiefe ich vollständig ermaß.

Nur Wenige haben das Verdienstliche meines Verhaltens beim ersten Male anerkannt. Es gab im Gegentheil Anlaß zu Angriffen, Vorwürfen und Verleumdungen, die mir das Leben verbitterten. Gegenwärtig lastet der Volkshaß auf mir und das Vernünftigste was ich thun kann ist, daß ich meine politische Laufbahn als geschlossen betrachte.

So erfüllt sich eine Prophezeiung, die ich meinen Freunden oft gemacht, als ich das Haus Bourbon unaufhaltsam seinem Verderben entgegengehen sah. Ich hatte ihnen oft gesagt: „Eine wunderliche Laune wird mich, nachdem ich mit schwerem Herzen die Freundschaft meinem Vaterlande zum Opfer gebracht, in die Nothwendigkeit versetzen, für Meinungen zu kämpfen, die den meinigen widerstreiten, und für ein Fürstenhaus

zu sterben, das weder meinen Geist noch mein Herz an sich zu fesseln vermag."

Indem ich Frankreich verließ, trennte ich mich von meiner militärischen Familie, von Offizieren, welche zum Theil meine frühere Thätigkeit getheilt hatten, während die anderen, jüngeren nur mein gegenwärtiges Geschick theilten. Ich wählte unter den letzteren einen, den Escadronchef Baron de la Rue zum Begleiter in mein Exil. Er betrachtete es als eine Gunst, das farblose Leben theilen zu dürfen, das ich fortan führen sollte und das wahrscheinlich durch nichts verschönert werden würde. Ich nahm das Opfer an, das er mir brachte und dessen ganzen Werth ich fühlte. Er würde mir dieses Opfer für den ganzen Rest meiner Tage gebracht haben, hätten meine Achtung und Zuneigung zu ihm ihn nicht bewogen, demselben ein Ziel zu setzen. Nur ein verwerflicher Egoismus hätte es zugeben können, daß ein so ausgezeichneter, so intelligenter, so tapferer Offizier, dem eine glänzeude Carrière in Aussicht stand, sich ganz der Pflege eines greisen Chefs widmete, dessen politische und militärische Laufbahn zu Ende war. Achtzehn Monate lang war er mein Unglücksgefährte, und seine Freundschaft war ein großer Trost für mich. Nach Ablauf dieser Zeit aber verlangte ich von ihm, daß er seinen Soldatenberuf erfüllte und mit treuer Hingebung seinem Vaterlande diente. Er entschloß sich dazu und jetzt, wo ich diese Denkwürdigkeiten revidire, sehe ich mit Vergnügen den constanten Erfolg, der alle seine Thaten und Handlungen begleitet. Ich kann mich darüber nicht wundern, denn er besitzt eben so glänzende Geistesgaben als edle Herzenseigenschaften.

Von der Rhede von Spithead begab ich mich nach Portsmouth und von da nach London. In Portsmouth harmonirte die öffentliche Meinung mit der, welche die französische Revolution herbeigeführt hatte. Die ganze Bevölkerung war feindselig gegen die Bourbons gesinnt. In allen Straßen sah man beleidigende Maueranschläge und an vielen Punkten die Tricolore. Ich verweilte vierundzwanzig Stunden in dieser Stadt, um einige Reisevorbereitungen zu treffen, ohne daß mir persönlich etwas Unangenehmes widerfuhr.

Portsmouth ist einer der wenigen festen Plätze Englands. Allerdings bedarf auch das Land solcher nicht. Durch eine Masse schwimmender Festungen vertheidigt und mit einer von warmer Vaterlandsliebe und seltener Energie beseelten Bevölkerung, hat es vom Auslande nichts zu fürchten. Portsmouth besteht aus mehreren streng getrennten Theilen, welche zusammen ein imposantes Ganze bilden. Der schwächste Theil schien mir der zu sein, welcher das westliche Ufer des Hafens vertheidigt, Ich habe mir die Stadt nicht genau genug angesehen, um ein Urtheil über ihre Stärke aussprechen zu können; aber aufgefallen ist mir die Art und Weise, wie die Festungswerke unterhalten werden. Es herrscht darin eine Eleganz und Sorgfalt, welche Alles characterisirt, was man in England sieht.

Am 19. August kam ich in London an, und trotz der anscheinenden Sterilität des mit Haiden bedeckten Landes, durch das ich reiste, war ich erstaunt über die Wohlhabenheit, die sich allenthalben zeigte, über die große Menge hübscher Landhäuser, mit denen das Land übersäet ist, sowie über die Eleganz der Städte, die ich berührte. Der Eintritt in London gefiel mir nicht sonderlich. Man befindet sich in dieser großen Stadt so zu sagen ohne es zu ahnen. Man kommt durch ungeheure Häusermassen, welche mehrmals den Namen wechseln, und plötzlich ist man ganz unversehens mitten

in London. So ist es auf allen Seiten, und man fragt sich unwillkürlich, wie eine solche Menschenmenge subsistiren kann.

London ist eine unermeßliche Stadt, für sich allein ein mit Wohnungen bedecktes großes Land. Bis nach dem sechs (engl.) Meilen entfernten Greenwich befindet man sich beständig in Straßen und zwischen Häusern. Es ist unmöglich, den Eindruck zu schildern, den diese kolossale Stadt auf einen empfänglichen und denkenden Reisenden macht. Paris ist unzweifelhaft schöner. Man findet dort mehr von jener Größe, dem Ausfluß des Ansehens eines großen Volkes, einer alten Macht und des Luxus, dessen Schmuck die Künste sind. Unsere Privatwohnungen haben einen grandioseren Anstrich. Kurz, Paris, die alte Hauptstadt eines großen, seit einer Reihe von Jahrhunderten mächtigen Reiches, zeigt einen Character, welcher London, das ziemlich neuen Ursprungs ist, abgeht. Man erkennt in dieser Stadt das Erzeugniß eines neuen, seiner Natur nach veränderlichen Elements, des Handels und der Industrie.

Ich brachte zehn Tage in London zu, und da ich meine Zeit gut anwendete, genügten mir diese zehn Tage, um alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Das Interessanteste sind ohne Widerrede die Docks, künstliche Häfen, welche die größten Kauffahrteischiffe aufnehmen können. Jeder derselben ist so groß, daß sein Umfang dem unserer schönsten Handelshäfen, wie zum Beispiel des Hafens von Marseille gleichkommt, ja ihn noch übertrifft. Sie sind auf allen Seiten von Gebäuden umgeben, welche bequeme und geräumige Waarenmagazine enthalten. Die Docks sind Eigenthum von Privatgesellschaften.

Meine hohe Bewunderung erweckte der Tunnel, das Werk eines französischen Ingenieurs, Namens Brunel, des Erfinders der schönsten Maschinen, deren man sich in den Arsenalen bedient, der sein Genie dem

Wohle Englands gewidmet hat. Dieser Tunnel, der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zieht, ist jetzt zur Hälfte fertig; doch wird seine Vollendung noch große Anstrengungen erfordern. Dieses Riesenwerk wird, wenn es einmal vollendet ist, beweisen, was der menschliche Wille und Scharfsinn vermag. Die sinnreichen und kühnen Hülfsmittel, welche bei diesem Baue angewendet werden, sind höchst interessant und merkwürdig; es würde mich jedoch zu weit führen, wollte ich hier näher darauf eingehen.

Die öffentlichen Gebäude Londons, wie der St. James-Palast, Westminster rc. schienen mir der Großartigkeit und Würde zu ermangeln. Die Parke sind große Wiesen, nur spärlich mit Bäumen geschmückt. Allerdings sind diese wegen des seltenen Sonnenscheins leicht zu entbehren. Im Allgemeinen sind die Façaden der Häuser, mit Ausnahme des neuen Stadttheils Regent Park, ohne bestimmte Architectur und ohne alle Eleganz. Regent Street, die eine doppelte Colonnade hat, welche Galerien vor den Kaufläden bildet, ist neuerdings in einem alten Stadttheile, den man niedergerissen hat, angelegt worden. Es ist gegenwärtig die schönste Straße Londons.

Ich wurde von den höchsten Standespersonen Englands, welche zur Zeit in London anwesend waren, sehr freundlich und wohlwollend aufgenommen. Ich suchte den Herzog von Wellington auf, traf ihn aber nicht an; doch kam er bald zu mir und machte mir einen langen Besuch. Ich erzählte ihm unsere traurigen Ereignisse, von denen er noch keine genaue und klare Kenntniß hatte. Ich äußerte den Wunsch gegen ihn, die Etablissements von Woolwich zu sehen, wo alle Werkstätten für die Landartillerie vereinigt sind und die ganze Freigebigkeit der Engländer in nützlichen Dingen entfaltet ist. Ein Offizier wurde beauftragt, mich herumzuführen. Ich hatte geglaubt, diesen Be-

such incognito machen zu können; aber als ich ankam, fand ich sämmtliche Artillerietruppen unter den Waffen, die Werkstätten geöffnet, und Alles wurde mir auf das Genaueste gezeigt. Die Truppen exercirten, damit ich ihre Methode kennen lernen und mir ein Urtheil über ihre praktische Instruction bilden sollte. Ich theilte die Bewunderung eines Jeden beim Anblick der in diesem Arsenal aufgehäuften Schätze, der darin herrschenden vortrefflichen Ordnung, sowie des zweckmäßigen Ineinandergreifens der Einrichtungen, und ich überzeugte mich, daß dieses Artillerie-Etablissement das größte, vollständigste und am besten unterhaltene in ganz Europa ist.

Es war anfangs meine Absicht gewesen, von England aus direct nach Rußland zu gehen. Das freundliche Wohlwollen, das mir der Kaiser Nikolaus in früherer Zeit bewiesen, ließ mich hoffen, daß ich dort eine Freistätte und Unterstützung finden werde. Indessen hielt ich es doch für zweckmäßig, einige Zeit in der Nähe Frankreichs zu bleiben, um leichter zu erfahren, welchen Gang die Revolution und die mich angehenden Ereignisse nehmen würden. Ein längerer Aufenthalt in England aber würde mir zu kostspielig gewesen sein. Ich beschloß daher, mich nach Holland zu begeben. Es gewährte mir eine Art Trost, dieses Land wiederzusehen, wo ich früher commandirt hatte und wo ich so glücklich gewesen war. Ich hoffte dort, den Faden meiner Erinnerungen in der Ordnung der Thaten meines vergangenen Lebens aufnehmen zu können. Ueberdies hatte ich dort auch den Vortheil, daß ich leicht mit meinen Freunden correspondiren konnte, um mich mit ihnen über das Verhalten zu verständigen, das ich während des Prozesses der Minister Karl's X., der demnächst beginnen sollte, am besten zu beobachten haben würde. In Folge dessen reiste ich nach Amsterdam.

Nachdem ich hier angekommen war und im Stillen

alle Betrachtungen angestellt hatte, die meine gegenwärtige Lage, die Vergangenheit und die Zukunft mit sich brachten, prüfte ich streng mein Herz, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß mir nichts Andres übrig blieb, als mich gänzlich der Ruhe zu widmen und fortan allen Bestrebungen des Ehrgeizes zu entsagen. Angenommen auch, daß irgend ein fremder Souverain wohlwollend genug gegen mich gewesen wäre, um mir das Anerbieten zu machen, in seine Dienste zu treten, so lag es doch weder im Interesse meines Rufes, noch war es meinen Antecedentien angemessen, meine Laufbahn von neuem zu beginnen. Krieg konnte nur noch zwischen Frankreich und dem übrigen Europa stattfinden. Gegen mein Vaterland aber wollte und konnte ich nicht die Waffen tragen, noch gegen die Armee kämpfen, in der ich mein Leben zugebracht und der ich meine ganze Zuneigung geschenkt hatte. Der Dienst, den ich im Auslande nehmen konnte, würde nichts Ehrenvolles für mich gehabt haben, da ich dabei keine Aussicht gehabt haben würde, Ruhm zu ernten, noch eine hohe Charge zu bekleiden. Außerdem wäre es auch eine Ungerechtigkeit von meiner Seite gewesen, wenn ich, ein Ausländer, eine Würde usurpirt hätte, welche Denen gebührte, die sie unter ihren eigenen Fahnen verdient hatten. Kurz, ich bemühte mich, die Dinge unter ihrem wahren Gesichtspunkte zu betrachten, unumwunden die Consequenzen aus einer bestimmten Stellung zu ziehen, und ich gelangte zu dem Schlusse, daß es in meiner Lage das einzige Vernünftige war, nichts mehr zu erstreben, sondern ruhig mit einigen Freunden in meinen Erinnerungen zu leben, für das Wohlergehen meines Vaterlandes zu beten, ohne mich von ihm loszusagen, und mich im Geiste in die Nachwelt zu versetzen. Dieser Verhaltungsregel hoffe ich für die kurze Spanne Zeit, die mir noch zugemessen ist, treu zu bleiben.

Ich schickte meine Anerkennung innerhalb der gesetzlich vorgeschriebenen Frist nach Paris. Indem ich diesen Schritt that, hatte ich den Zweck, ohne der neuen Ordnung der Dinge meine Dienste anzubieten, was ich mir fest vorgenommen hatte nicht zu thun, zu erklären, daß ich nie gegen dieselbe conspiriren würde. Auch wollte ich mir dadurch, indem ich mir meine legale Stellung wahrte, das Recht vorbehalten, dem Vaterlande für den Fall, daß es dereinst wieder von großen Gefahren bedroht würde, meinen Degen, meinen Arm und mein Blut zu seiner Vertheidigung anzubieten.

Ich reiste zunächst nach Wien, wohin mich geschäftliche Interessen riefen. Ich besaß keine anderen Existenzmittel mehr als meine österreichische Rente, und ich wollte mir den Genuß derselben in unbestreitbarer Weise sichern. Von dort gedachte ich einen kurzen Ausflug nach Rußland zu machen, welcher durch meine Achtung, meine Anhänglichkeit und meine Dankbarkeit gegen den Kaiser Nikolaus motivirt wurde, und mich dann in Wien niederzulassen, das so, bis zum Eintritt besserer Zeiten, meine zweite Heimath werden sollte. Ich reiste also von Amsterdam ab und kam am 18. November in Wien an. Die Winterreise, die ich nach St. Petersburg machen wollte, wurde zuerst durch die polnische Revolution und dann durch die Cholera verhindert. Später schien sie mir nicht mehr angemessen, und ich blieb daher in Wien.

Bei meiner Ankunft in Wien fand ich den Fürsten Metternich anwesend, und ich stattete ihm sogleich einen Besuch ab. Er empfing mich wohlwollend und freundschaftlich. Ich setzte ihm meine Lage auseinander und sagte ihm, aus welchem Gesichtspunkte ich jetzt meine Zukunft betrachtete. Seine Billigung befestigte mich in meinem Vorsatze. Ich erzählte ihm bei mehreren Unterredungen auf das Ausführlichste die Ereignisse, welche die Gestalt Europa's verändert, und in

denen ich eine so unglückliche Rolle gespielt hatte. Er begriff Alles mit seltenem Scharfblick, und meine Mittheilungen machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er damals folgendes Urtheil über die Bourbons gegen mich aussprach: „Die Bourbons haben Frankreich in's Verderben gestürzt, weil sie sich durch den Geist der Emigration, durch den Ehrgeiz des Klerus leiten und beherrschen ließen, wozu dann noch der gänzliche Mangel an Einsicht und Scharfblick kam, der alle ihre Handlungen characterisirte."

Dieses Urtheil ist das klarste und treffendste Resumé der Regierung Frankreichs von der Restauration bis zum 27. Juli 1830.

Es wurde die Frage aufgeworfen, ob der Herzog von Orleans gegen den Thron conspirirt habe. Ich sagte dem Fürsten, daß ich dies nicht glaube. Er hatte nicht direct conspirirt, dies bewies die geringe Gewalt, mit der er im Augenblicke seiner Thronbesteigung bekleidet worden war; aber ich war der Meinung, daß er die Revolution vorausgesehen und sich in Zeiten vorbereitet habe, Nutzen daraus zu ziehen. Zu dem Ende hatte er nichts verabsäumt, um sich populär zu machen und den Häuptern der Liberalen zu schmeicheln. Allerdings hatte er dem Könige sehr geschadet, indem er den Regierungsgang zu laut tadelte; aber eines directen Agirens, eines bestimmten Unternehmens zu einem unmittelbaren Zwecke hatte er sich nicht schuldig gemacht. Der Fürst theilte meine Ansicht und er erzählte mir bei dieser Gelegenheit zwei Anekdoten, welche beweisen, seit wie langer Zeit schon der Gedanke, dereinst mit Hülfe einer durch schlechtes Regieren herbeigeführten Revolution den Thron zu besteigen, im Kopfe des Herzogs von Orleans lebte.

Im Jahre 1815, nach der Zurückkunft von Gent, machte der Herzog von Orleans dem Fürsten von Metternich einen Besuch. Er sagte ihm, daß er die

ganze Unpopularität der älteren Linie der Bourbons und ihre völlige Unfähigkeit zum Regieren kennen werde; daß ihnen offenbar ein neuer Sturz bevorstehe, und er fragte ihn, ob die auswärtigen Mächte ihm die Unterstützung ihrer Sanction gewähren würden, falls er selbst berufen werden sollte, sie auf dem Throne zu ersetzen. Der Fürst antwortete ihm darauf entschieden verneinend.

Später ließ der Herzog von Orleans dem Prinzen Eugen folgende Eröffnung machen. Er ließ ihm sagen, es sei überflüssig, darzuthun, daß die Bourbons nicht regieren könnten; er, der Herzog von Orleans, und Eugen hätten Jeder ihre Anhänger, und er schlage ihm vor, sie (im Fall einer eintretenden Revolution) zu vereinigen, um demjenigen von Beiden die Krone zu geben, der die meisten Stimmen haben würde. Eugen antwortete ihm, daß, wenn je eine neue Revolution in Frankreich ausbrechen sollte, er seinen Einfluß nur zu Gunsten des Sohnes seines Wohlthäters anwenden würde. Eugen theilte diesen Schritt und seine Antwort dem Kaiser von Oesterreich mit.

Es steht also fest, daß der Herzog von Orleans den Einsturz des Gebäudes aus allen Kräften befördert hat, in der Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, sich zwischen den Trümmern desselben festzusetzen.

Als ich in Wien ankam, hatte in Preßburg eben die Krönung des Königs von Ungarn stattgefunden. Ich bedauerte sehr, meine Reise nicht beschleunigt zu haben, so daß ich dieser Feierlichkeit hätte beiwohnen können; aber damals zog es mich eben nicht sehr an Orte, wo glänzende Zirkel zu festlichen Zwecken versammelt waren. Diese Ceremonie, eine der interessantesten und erhabensten, die man sehen kann, ist durch die Umstände, die sie begleiten, einzig in ihrer Art. Sie findet im Freien statt und erinnert an das Mittelalter. Die Pracht der Kostüme und die Schönheit der

Pferde, die Anwesenheit dieses freien und kriegerischen Adels, die Eide, durch welche der Souverain verspricht, die Gesetze des Landes zu befolgen und es zu vertheidigen. Das Erscheinen des Königs auf einem Erdhügel, wo er mit seinem Säbel nach allen vier Himmelsstrichen die Luft durchschneidet, wodurch angedeutet werden soll, daß er allen seinen Feinden entgegenzutreten wissen wird, die Bischöfe und Prälaten in ihren Priesterornaten auf reich angeschirrten Pferden: dies Alles beweist, daß diese Ceremonie aus einer Zeit herrührt, wo die ungarische Nation noch einen großen nomadisirenden Volksstamm bildete. Nachdem ich die Krönungen zu Rheims und Moskau gesehen, wäre es interessant gewesen, diese mit denselben zu vergleichen; aber im Anfang dachte ich nicht daran, hinzugehen, und als der Wunsch in mir aufstieg, war es bereits zu spät.

Der Kaiser kam am 21. nach Wien. Zwei Tage nachher geruhte er mir eine Audienz zu bewilligen. Meine eigenthümliche persönliche Stellung ließ es mir wünschenswerth erscheinen, keinen Character und keine politische Farbe anzunehmen; denn wenn ich auch die gegenwärtige Regierung anerkannt habe, um Franzos zu bleiben und mir eine sociale Stellung zu wahren, die ich mir durch vierzigjährige Anstrengungen und durch zahlreiche Wunden erworben, so ist es doch nicht meine Absicht, jener Regierung zu dienen. Der Kaiser nahm diese meine Bitte freundlich auf, und er that dies auch in der Folge, so oft ich ihn sah. Meine Audienz währte über eine Stunde. Der Kaiser richtete die eingehendsten Fragen über die Juliereignisse und über den Rückzug der Familie Bourbon an mich. Er tadelte den durch die Ordonnanzen bewiesenen Mangel an Aufrichtigkeit, die Kurzsichtigkeit und Schwäche, welche alle Schritte des entthronten Königs begleitet, und beurtheilte die königliche Familie in treffender

Weise, aber mit Theilnahme und Mitleid. Ich meinestheils erzählte die Thatsachen der Wahrheit gemäß, doch mit schonungsvoller Rücksicht, und indem ich mehr die begangenen Mißgriffe andeutete, als Tadel über dieselben aussprach.

Dann sprach ich mit dem Kaiser von meiner persönlichen Stellung, sowie ich sie aufgefaßt hatte. Er seinerseits äußerte sich lobend über den Herzog von Reichstadt. Er liebte ihn sehr und das mit Recht, denn abgesehen von vielen trefflichen Eigenschaften, benahm sich dieser junge Prinz äußerst liebenswürdig gegen ihn. Der Kaiser sagte zu mir: „Er ist gut, gebildet, geistreich und von dem glühenden Drange beseelt, in Militärdienst zu treten.“ Er hatte sich im Augenblicke der Katastrophe theilnehmend über die Bourbons ausgesprochen und hatte gesagt, daß es ihn glücklich machen würde, wenn er dazu beitragen könnte, sie wieder auf den Thron zu bringen. Da mir der Kaiser diese Aeußerung mitgetheilt hat, so ist es unbestritten, daß sie der Prinz gethan; als ich aber später den Grafen Moritz Dietrichstein fragte, ob sein Zögling derartige Gesinnungen gegen ihn ausgesprochen, versicherte mir dieser, daß die, welche er thatsächlich hege, ganz entgegengesetzter Natur seien. Ich muß daraus schließen, daß der junge Prinz, um seinem Großvater bei Gelegenheit jenes Ereignisses etwas Angenehmes zu sagen, sich anders gegen ihn geäußert hatte, als er dachte. Uebrigens waren die Gesinnungen des Herzogs von Reichstadt gegen die ältere Linie der Bourbons ganz verschieden von denen, die er gegen die jüngere Linie hegte. Er erkannte der ersteren Rechte zu, denn er war in der Achtung erzogen worden, welche dem factischen Besitz der Regierungsgewalt gebührt; aber bei der letzteren war es etwas Anderes, und er äußerte mehr als ein Mal: „Da die

legitimen Bourbons nicht regieren, warum nicht ich? denn ich habe auch meine Legitimität."

Die Julirevolution machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn, indem sie ihm Rechte offenbarte, die er im Laufe der Ereignisse möglicherweise geltend machen konnte. Sie exaltirte seinen Geist und trug zur Entwickelung der Krankheit bei, an der er nachher gestorben ist.

Der Kaiser erzählte mir damals auch, daß Karl X. den Plan gefaßt habe, sich mit seiner Familie nach Oesterreich zurückzuziehen, sprach von dem Empfange, der ihm hier zu Theil werden würde, und von der Billigung, welche dieser Plan bei allen europäischen Souverainen finden werde. Lachend setzte er hinzu: „Ich habe ihm Brünn als Aufenthalsort vorgeschlagen. Nimmt er diesen Vorschlag an, so werde ich meinem Enkel eine audre Garnison anweisen." Der Herzog von Reichstadt wohnte nämlich damals in Brünn.

Der Kaiser entließ mich seines Schutzes und Wohlwollens versichert und nachdem er mir seine Freude darüber ausgedrückt hatte, daß ich seine Staaten zum Asyl gewählt.

Ich besuchte den Erzherzog Karl, von dem ich seit langer Zeit gekannt zu sein die Ehre habe. Ich unterhielt mich mit ihm über eine Stunde lang von den Ereignissen in Paris, von den Feldzügen, an denen ich Theil genommen, von der neuen Organisation der Artillerie in Frankreich, endlich von den militärischen Werken, die der Erzherzog geschrieben, lauter klassische Schriften, welche die Militärs nicht oft genug lesen und studiren können.

Während unserer Unterredung erhielt der Erzherzog den Besuch seiner Tochter, der Erzherzogin Therese, der gegenwärtigen Königin von Neapel, einer reizenden Prinzessin, welche damals vierzehn Jahr alt war. Er hatte die Güte, mich ihr mit den Worten vorzu-

stellen: „Wenn Du in der Geschichte wohl bewandert bist, wirst Du den Marschall bereits kennen.“

Ich glaubte, daß ich in meiner gegenwärtigen Stellung und in Betracht der geringen Anforderungen, welche die kaiserliche Familie in dieser Beziehung stellt, meine Besuche bei den Prinzen derselben hierauf beschränken könnte. Ich wurde ihnen nur in Gesellschaften und ohne Ceremonie vorgestellt. Später besuchte ich noch den Erzherzog Johann und hatte eine lange Unterredung mit ihm, die mir in Folge seines hochgebildeten Geistes, seiner vielseitigen Kenntnisse und der uns gemeinsamen militärischen Antecedentien, großes Interesse gewährte.

Der Fürst Metternich führte mich in den besten Häusern ein. Die Wiener Gesellschaft ist etwas ganz Absonderliches, und es wird nicht ohne Interesse sein, sie etwas ausführlicher zu schildern. Zuvörderst besteht sie aus der höchsten Aristokratie Europa's. Sie ist ein Ueberbleibsel des alten deutschen Reichs, wo der Kaiser Fürsten, welche selbst Souveraine waren, zu Unterthanen und Dienern hatte. Man stößt unaufhörlich auf große Namen, auf Leute, die mit souverainen Häusern und gekrönten Häuptern mehr oder weniger nahe verwandt sind. Es macht auf einen Franzosen einen eigenen Eindruck, Privatpersonen in einem ganz familiären Tone von einem Oheim, Schwager oder Vetter sprechen zu hören, der König oder Kaiser ist, wenn er bedenkt, welches Aufsehen das Erscheinen des kleinsten auswärtigen Fürsten in dem besten Pariser Zirkel macht. Hier herrscht eine Gleichheitsatmosphäre, die alle Schranken niederreißt und nur diejenigen stehen läßt, welche die gute Erziehung und der feine Anstand errichten. Da die Anzahl der Personen, welche die vornehme Gesellschaft bilden, ziemlich beschränkt ist, so entspringt aus dem Gesagten eine angenehme Ungezwungenheit und Leichtigkeit in den gewöhnlichen Beziehungen.

Man besucht sich gegenseitig oft und ohne alle Umstände. Man begegnet einander höflich und freundlich, ja anscheinend sogar liebevoll, und bei alledem findet doch keine wirkliche Intimität statt.

Die Eintheilung dieser Stadt und die Art, wie sie bewohnt ist, haben ebenfalls Einfluß auf den Character der Gesellschaft. Obgleich Wien die Hauptstadt eines großen Reichs ist und 350,000 Einwohner zählt, hat sie doch etwas Kleinstädtisches. Die eigentliche innere Stadt ist von einem Walle mit zwölf Bastionen umgeben. Dieser kleine Kern der Stadt hat 54,000 Einwohner. Der ganze hohe Adel, alle reichen Leute, alle großen Kaufläden, kurz alle Reichthümer concentriren sich hier. Die Vorstädte sind vom Volke bewohnt und enthalten die Werkstätten mit ihren Arbeitern. Alle Mitglieder des hohen Adels wohnen daher nothgedrungen nahe bei einander und begegnen sich unaufhörlich. Ein Jeder weiß zu jeder Stunde des Tages, was bei seinem Nachbar vorgeht. Ueberall und beständig wird von den Handlungen eines Jeden gesprochen. Hätte der Kaiser Joseph die Wälle abtragen lassen und die Glacis zu Bauplätzen hergegeben, so würden die socialen Verhältnisse Wiens ganz anderer Art sein. Jeder hohe Adelige würde sich an einer beliebigen Stelle einen Palast gebaut haben. Da ihm dann ein großer Flächenraum zu Gebote gestanden hätte, würde er seiner Wohnung eine seinem Vermögen entsprechende Ausdehnung gegeben haben, wodurch sie von den übrigen isclirt worden wäre. Entfernt von seinen Standesgenossen, würde er abgeschieden gelebt haben, ohne sich um Andere zu kümmern. Reiche, in seiner Nachbarschaft wohnende Bürger wären in Beziehung zu ihm getreten und er wäre bald der Mittelpunkt einer gemischten Gesellschaft geworden, wie man sie in Paris und London findet. Dann wäre die höchste Klasse nicht mehr isolirt gewesen. Eine zahlreichere Gesellschaft

würde Anlaß gegeben haben zur Bildung verschiedener Coterien, deren Elemente auf andere Prinzipien als die der Geburt basirt gewesen wären. Wenn man darüber nachdenkt, erstaunt man über die Folgen, welche diese bloß materielle Veränderung für die socialen Verhältnisse gehabt haben würde.

Ich habe die Ursache und die Leichtigkeit der Anknüpfung oberflächlicher Bekanntschaften erklärt; jetzt will ich auch sagen, warum diese Bekanntschaften nicht intimer sind. Erstens ist die Gesellschaft trotz der geringen Zahl ihrer Mitglieder immer noch zu zahlreich für die Intimität. Dann genügen die Familien selbst, welche meist aus einer großen Anzahl Personen bestehen, für die wahren Freundschaftsverhältnisse, und auch hier ist ein innigeres Anschließen aneinander, selbst zwischen Frauen einer und derselben Familie, ziemlich selten. Rechnet man dazu die ernsten und sogar strengen Manieren der jungen Frauen, so wird man es begreiflich finden, daß daraus eine große Kälte im geselligen Umgange entsteht. Die bejahrteren Damen sollen, wie man versichert, in ihrer Jugend ganz anders gewesen sein; aber die von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, welche man zu denjenigen Frauen Europa's rechnen darf, deren Lebenswandel am regelmäßigsten ist, sind ungemein prüde. Diese Prüderie geht so weit, daß man ein inniges und reines Freundschaftsverhältniß zwischen Personen verschiedenen Geschlechts für etwas Unmögliches hält. Die nächste Generation scheint jedoch in das frühere Gleis zurückkehren und die Gewohnheiten ihrer Großmütter wieder annehmen zu wollen. Kurz, die ganze Wiener Gesellschaft ist zuweilen dem Einflusse einiger bejahrter Frauen unterworfen, die sich die oberste Gewalt angemaßt haben und Gesetze dictiren.

Jetzt noch ein Wort über die Männer und Frauen in Bezug auf Geist, Bildung und gesellige Eigenschaf-

ten. Es ist zwischen den beiden Geschlechtern einer und derselben Klasse ein so großer Unterschied, daß man es kaum glauben sollte. Die Männer haben mit sehr wenigen Ausnahmen nichts ausgezeichnet Vornehmes; ihre Neigungen sind alltäglich, sie lieben die leichten Vergnügungen und selbst einen lockeren Lebenswandel. Bei denen, welche in der Armee dienen, erklärt sich diese Erscheinung durch die Langsamkeit des Avancements und durch den langen Aufenthalt in ungarischen Dörfern, wo die jungen Offiziere den Gewohnheiten der feinen Welt fremd werden. Kommen sie dann nach Wien zurück, so fühlen sie sich beengt, sie nehmen die Manieren der schlechten Gesellschaft an und pflegen nur unter sich Umgang. Die Frauen werden vernachlässigt und nicht mit Huldigungen umgeben, obgleich sie derselben in hohem Grade würdig sind. Im Allgemeinen sind sie schön und erhalten eine äußerst sorgfältige Erziehung. Sie besitzen vielseitige Kenntnisse, sprechen fertig und ohne fremdartigen Accent französisch und sind nach unseren Begriffen liebenswürdig im vollen Umfange des Worts. Ich habe ihrer in einem mäßig großen Zirkel bis achtundzwanzig gezählt, die in Paris mit Recht Aufmerksamkeit erregt haben würden.

Die berühmten Namen, welche sie tragen, lassen diese anderwärts so seltene Liebenswürdigkeit noch mehr hervortreten. Das Haus Liechtenstein figurirt unter dem österreichischen Adel in erster Linie. Die große Zahl der Glieder dieser Familie und ihr enormer Reichthum geben ihr ein großes Gewicht. Sie ist stolz und hochmüthig gegen ihres Gleichen, aber beim Volke und beim Bürgerstande beliebt. Diese Popularität rührt zum großen Theile daher, weil alle männlichen Mitglieder des Hauses in der Armee gedient und sich in den langen Kriegen des gegenwärtigen Jahrhunderts ausgezeichnet haben. Man beschuldigt den Fürsten Johann Liechtenstein, dessen militärische Verdienste

wegen der glänzenden Bravour, die er stets gezeigt, unzweifelhaft bedeutend sind, dessen Talente aber bestritten werden können, daß er im Jahre 1809 die Friedenspräliminarien abgeschlossen habe, über die er nur zu unterhandeln ermächtigt war. Napoleon gab diesen Präliminarien, welche geheim bleiben sollten, eine große Publicität, und die öffentliche Meinung war zu entschieden zu Gunsten des Friedens, als daß der Kaiser von Oesterreich hätte Anstand nehmen können, ihn zu ratificiren. Bei dieser Gelegenheit reichte der damalige Premierminister Graf Stadion, der das Portefeuille des Auswärtigen führte, seine Entlassung ein, weil er seinen Namen nicht unter einen Friedenstractat setzen wollte, den er als nachtheilig für Oesterreich betrachtete, da er es im Stande glaubte, den Krieg fortzusetzen. Der Graf Stadion bezeichnete damals dem Kaiser Franz den Fürsten Metternich als den Mann, der unter den obwaltenden Verhältnissen am geeignetsten wäre, seine Stelle einzunehmen.

Die Frauen der Familie Liechtenstein sind sehr gebildet, liebenswürdig und tugendhaft. Die Gemahlin des Fürsten Johann erinnert durch ihre Gestalt und ihr vornehmes Wesen an die römischen Matronen, und ihre aus elf lebenden Kindern bestehende zahlreiche Familie verleiht ihr eine Art von Magistratur.

Alle Frauen der fürstlichen Familie Schwarzenberg zeichnen sich ebenfalls durch einen hochgebildeten Geist, durch umfassende Kenntnisse und durch liebenswürdige Manieren aus. Die Gräfin von Mier, deren vorgerücktes Alter ihrem gewinnenden Wesen durchaus keinen Eintrag thut, verbindet mit einem vortrefflichen Character eine große Nachsicht gegen die Jugend, eine vielseitige Bildung und eine ungewöhnliche Thätigkeit, die um so anerkennenswerther ist, als sie sich nur auf die Erfüllung von Pflichten und auf nützliche Dinge erstreckt. Bei ihrer seltenen Bildung nimmt sie eifrigen

Antheil an Allem, was die Entwickelung der Geistesfähigkeiten betrifft, und ihre große Seele zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Ihre Nichte, die Gräfin Valentin Esterhazy, war für mich keine neue Bekanntschaft; ich hatte sie früher in Paris gesehen, und sie sowohl als ihr Gatte ließen mir den herzlichsten Empfang zu Theil werden. Ich fand in dieser Familie das wohlwollende Interesse, das fern von der Heimath einen um so angenehmeren Eindruck macht, und bei den traurigen Umständen, die mich von Frankreich entfernt hielten, war es doppelt wohlthuend für mich. Die noch junge Gräfin verbindet mit der höchsten Verstandesbildung eine seltene Leutseligkeit, und sie wird daher auch von Jedem geliebt, der sie kennt. Sie erfreut sich einer allgemeinen Beliebtheit, und wenn sie in einen Salon tritt, zeigt sich auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Vergnügen und Freude. Keine Pflicht wird ihr schwer und nie hat sie gegen irgend eine gefehlt, obwohl sie in ihrem Leben deren sehr schwere zu erfüllen gehabt hat. Die Aufopferung liegt in ihrer Natur, wie der Zauber, durch den sie Alles hinreißt. Es wird kaum eine zweite Frau in der Welt geben, welche der allgemeinen Zuneigung und Hochachtung, welche ihr Erbtheil sind, würdiger wäre als sie.

Kurz, die Frauen Wiens bieten ein Ensemble dar, wie man es nirgends anderwärts findet. Ausgezeichnete Fremde werden von ihnen wohl aufgenommen; nach den ersten Aufmerksamkeiten aber dauert es lange, bevor sie in den Genuß einer gewissen Intimität treten. Man glaubt solche wegen der überall herrschenden ungezwungenen Artigkeit gleich im Anfange erreicht zu haben; allein man läßt sich durch den Anschein täuschen. Es währt lange, ehe man in eine Gesellschaft aufgenommen wird, die von vornherein sehr bereit dazu zu sein schien. Erst nach einer sehr langen Probe-

zeit erreicht man das gewünschte Ziel, zuweilen auch niemals.

Die Unabhängigkeit der Gesellschaft vom Hofe läßt sich gar nicht beschreiben. Da der Hof sich nirgends zeigt und man im alltäglichen Leben sogar sagen kann, daß es gar keinen Hof giebt, so kommt die Gesellschaft mit der kaiserlichen Familie sehr wenig in Berührung, und dieser vermag durch sein Verhalten nur schwer einen großen Einfluß auf die Vorgänge auszuüben. Nie und nirgends mischt sich die Regierung weniger in die Angelegenheiten der Privaten. Es hat dies zum Theil auch in dem persönlichen Character des Kaisers und in der Lebensweise der kaiserlichen Familie seinen Grund. Der Kaiser regiert wie die Vorsehung. Man sieht ihn nirgends, überall aber fühlt man seine schützende Hand. Das Land genießt daher auch einer wahren und wirklichen Freiheit, und nur die Feinde der Gesellschaft haben Ursache, die Regierung zu fürchten. Der Reichthum der höchsten Stände und ihr achtunggebietender Character tragen ebenfalls zu diesem Unabhängigkeitsgeiste bei. Da das Gesetz für Alle gleich ist, so ist keine Begünstigung zu hoffen und keine Ungerechtigkeit zu fürchten, und es fällt eben deshalb Niemandem ein, den Ministern den Hof zu machen. Jedermann ist klassificirt, seine Rechte stehen fest, und man lebt, ohne sich darum zu kümmern, wer befiehlt. Ich will hier ein fast unglaubliches Beispiel anführen, welches die Wahrheit meiner Behauptung unwiderleglich beweist.

Ich speiste eines Tages mit zehn bis zwölf Personen, lauter Wienern und dem vornehmsten Range angehörend, bei der Fürstin Palffy. Eine halbe Stunde nach aufgehobener Tafel tritt ein Herr in reiferen Jahren und von feinen Manieren ein, den Niemand kennt. Jedermann sieht den Andern fragend an und es entsteht daraus eine allgemeine Verlegenheit,

bis einer von den Gästen derselben ein Ende macht, indem er dem Hausherrn sagt, daß der Unbekannte der Graf Mittrowsky, Hofkanzler von Böhmen (was unsrem Minister des Innern entspricht) sei, welchen wichtigen Posten er seit fünf Jahren bekleidete. Man wird daher einem Adel, der die Depositäre der Gewalt so wenig kennt, gewiß nicht der Kriecherei gegen dieselbe beschuldigen können. In Frankreich ist ein Mann, der nur vierzehn Tage Minister des Innern war, ganz Paris bekannt und hat die Huldigungen eines Jeden empfangen, der Zutritt bei ihm findet.

Dies ist in Kürze der Character und die Physiognomie der Wiener Gesellschaft; aber ich muß noch einige Worte hinzufügen. Der häufige, tägliche Umgang, der zwischen Jedermann stattfindet, und die gewohnheitsmäßige Klatscherei, deren Ursache ich erklärt habe, tragen nur selten den Stempel des Wohlwollens. Leute, die auf das Intimste befreundet zu sein scheinen, sagen einander gern Böses nach und finden stets geneigte Zuhörer, welche die ausgesprochenen Medisancen und Verleumdungen weiter verbreiten. Die Freundschaft, deren Pflicht es ist, vor Allem gerecht, dann nachsichtig und discret zu sein und die in Frankreich oft so muthig auftritt, schweigt hier still, wenn sie nicht an Beschuldigungen Theil nimmt. Die Abwesenden haben in Wien fast jederzeit Unrecht, denn selten nehmen sich die Anwesenden die Mühe, sie zu vertheidigen. Es wird alles Mögliche ausgesprochen, commentirt und oft entstellt. Oesterreich ist das Land der Formen par excellence, wo man in Gesinnungssachen viel häufiger Schein als Wirklichkeit findet. Es versteht sich, daß ich hier im Allgemeinen spreche. Es giebt allerdings große und ehrenvolle Ausnahmen von dieser Regel, die für das Herz so betrübend ist und mit den Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des geselligen

Lebens so wenig harmonirt; ich kenne mehrere, aber sie sind selten.

Der Geist der Regierung ist das gerade Gegentheil; hier ist Alles reell und positiv, es wird nichts auf den Schein gegeben, Alles geht seinen regelmäßigen, systematischen, aber allerdings auch verzweifelt langsamen Gang. Im Interesse der Massen würde dies ganz gut sein, wenn die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen hundertfünfzig Jahre wäre.

Die österreichische Regierung hegt eine souveraine Verachtung gegen die Meinung, die man von ihr im Auslande hat. Es ist ihr ganz gleichgültig, daß man sich über die bei ihr herrschenden Ordnung der Dinge vollständig irrt; sie verschmäht eine europäische Popularität, die ihr eine genauere Kenntniß der Facta sicherlich bei allen Verständigen verschaffen würde. So glaubt man zum Beispiel im übrigen Europa gewöhnlich, daß der österreichische Bauer in tiefster Unwissenheit und unter einem entsetzlichen Drucke lebt, und er ist im Gegentheil der gebildetste, wohlhabendste und des wirksamsten Schutzes genießende in ganz Europa. Jeder kann lesen und schreiben und erfreut sich eines materiellen Wohlstands, von dem kein andres Volk ein Beispiel aufzuweisen hat. Seine Freiheit ist vollkommen und dabei doch den Interessen der guten Ordnung angepaßt. Die Klasse, welche unter der Einwirkung des Verwaltungsmodus leidet, sind die adeligen Grundherren. Hinsichtlich der öffentlichen Lasten und Pflichten, die ihnen auferlegt sind, bezahlen sie mindestens um die Hälfte mehr als die Bauern. Alle contractlichen Verhältnisse zwischen einem Bauer und seinem Grundherren müssen von der Behörde bestätigt werden, so sehr fürchtet man den Mißbrauch des Einflusses, den letzterer auf ihn ausüben kann. Hat der Bauer einen Prozeß mit seinem Gutsherrn, so wird ihm ein vom Kaiser bezahlter Advokat zur Seite gegeben. In

Folge der bestehenden Rechtspflege fällt die Entscheidung, sofern ein Fall nur im geringsten zweifelhaft ist, gegen den Gutsherrn aus, wie im Fall eines Prozesses zwischen einem Cavalier und dem Kaiser dieser stets verliert, das Recht müßte denn so entschieden auf seiner Seite sein, daß es ohne offenbare Unbilligkeit nicht zu verkennen wäre.

Die öffentlichen Arbeiten, deren Wichtigkeit so außerordentlich groß ist, haben während dieser langen Regierung mit jedem Tage eine erhöhte Ausdehnung gewonnen, und doch sind die meisten derselben unbekannt. Eine über das Stilfserjoch angelegte Straße hat das Etschthal mit den Quellen der Adda verbunden. Sie ist ein wahrer Riesenbau. Sie ist die höchste Straße in Europa, welche durch Menschenhände für Wagen zugänglich gemacht worden ist, und nur die Reisenden kennen dieses prächtige Bauwerk. Wir hatten Europa mit der Schilderung der Arbeiten der Simplonstraße bis zum Ueberdruß gelangweilt, noch lange bevor sie beendigt waren, und nie ist von der Straße über das Stilfserjoch gesprochen worden, obgleich sie bereits seit mehreren Jahren fertig ist. Die österreichische Regierung ist weit entfernt von der Charlatanerie, die bei uns in Frankreich, wie auch in anderen Ländern herrscht; sie ist im Gegentheil zu bescheiden. Es würde genügen, daß sie die Resultate ihres Wirkens bekannt machte, damit man sie in ihren Werken bewunderte.

Endlich sieht man hier oft Dinge, welche anderwärts als hochwichtige und neue Ideen vorgeschlagen worden sind, längst in voller Ausführung. Wenn man nach Oesterreich kommt, ist man ganz erstaunt, was man daselbst Alles findet.

Bei der Versammlung der deutschen Gelehrten in Wien brachten französische Geologen Probeexemplare von unterirdischen Karten mit, welche den Zweck ha-

ben, die Zusammensetzung der Schichten des Erdballs in den verschiedenen Ländern zu veranschaulichen. Man bewies ihnen, daß solche Karten in mehreren Provinzen von Innerösterreich bereits seit einiger Zeit existirten und daß sie in den anderen in Ausführung begriffen waren.

Es ist eine ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß das österreichische Italien mit Steuern belastet sei, deren Ertrag nach Wien geschickt werde. Aus einer officiellen Arbeit, die ich gesehen habe und deren Richtigkeit unbestreitbar ist, geht hervor, daß unter der französischen Verwaltung die Abgabenmasse um die Hälfte größer war als jetzt, und zu gleicher Zeit, daß eine viel geringere Summe als gegenwärtig auf öffentliche Arbeiten verwendet wurde.

Kurz, man mag die Sache ansehen von welcher Seite man will, überall erblickt man in den Handlungen der österreichischen Regierung nur Nützliches und Vernünftiges. Sie handelt wie ein umsichtiger Vater im Kreise seiner Kinder. Eine Feindin des Geräusches, scheint sie das Lob zu fürchten, wie ein Andrer den Tadel fürchten würde, und verbirgt ihre guten Thaten, wie ein Anderer die bösen verbergen würde. Sie begnügt sich damit, Gutes zu thun, und verachtet eine Kritik, die weder auf die Thatsachen noch auf die Vernunft gegründet ist. Das Complement zu dem Wohlstande, dessen sich Oesterreich erfreut, und die Garantie für die Dauer desselben lag in der wohlverdienten Popularität des verstorbenen Kaisers bei seinen Unterthanen. Jedermann zugänglich, ganz den Regierungsgeschäften hingegeben, besonnen, beharrlich und verständig, hielt er die Ordnung aufrecht und that Alles was ein vom Gefühle seiner Pflichten durchdrungener Souverain im Interesse seiner Völker ausführen kann. Dank diesem Geiste, hat seine Regierung große Unglücksfälle überstanden und große Schwierigkeiten

bewältigt. Unter der gegenwärtigen Regierung jedoch überlebt sich dieser Geist. Die politischen Grundsätze werden diesen Zustand der Dinge so lange aufrechterhalten als die Ruhe dauert; eine europäische Erschütterung aber, von welcher Seite sie auch ausgehe, dürfte großes Unglück über dieses Land bringen.

Nachdem ich mich in Wien häuslich niedergelassen hatte, ließ ein Gefühl von Zuneigung und Neugierde, das seinen Ursprung in der schönsten Zeit meines Lebens hatte, mich lebhaft wünschen, den Sohn Napoleon's kennen zu lernen. Da er noch von den Gesellschaftskreisen fern gehalten wurde, glaubte ich nicht mich ihm nähern zu können; aber ich wollte ihn wenigstens sehen. Da er zuweilen das Theater besuchte, traf ich eines Tages meine Anstalten, um ihn dort sehen zu können. Ich ahnte damals nicht, daß bald eine gewisse Intimität zwischen uns entstehen werde. Man sagte mir, er habe meine Ankunft in Wien mit Vergnügen erfahren und wünsche lebhaft, mich zu sprechen und kennen zu lernen. Seine nahe bevorstehende Einführung in die Gesellschaft sollte bald Gelegenheit dazu bieten.

Am Mittwoch, den 26. Januar, gab Lord Cowley, der englische Gesandte, einen großen Ball, dem fast die ganze kaiserliche Familie beiwohnte. Der Herzog v. Reichstadt kam ebenfalls mit hin. Mein Blick suchte ihn begierig. Ich sah ihn zum ersten Male in der Nähe und mit Bequemlichkeit. Ich fand, daß er den Blick seines Vaters hatte und daß er demselben hierin am meisten ähnlich sah. Seine Augen waren nicht so groß als die Napoleon's und lagen tiefer in ihren Höhlen, aber sie hatten den nämlichen Ausdruck, das nämliche Feuer, die nämliche Energie. Auch seine Stirn erinnerte an die seines Vaters, nicht minder ähnlich war er ihm in der unteren Partie des Gesichts. Endlich war sein blasser Teint ganz derselbe

wie bei Napoleon in seiner Jugend; der übrige Theil des Gesichts aber erinnerte an seine Mutter und an das Haus Oesterreich. Seine Körperlänge überstieg die Napoleon's um ungefähr fünf Zoll.

Sein Hofmeister, der Graf Dietrichstein, hatte mich im voraus davon unterrichtet, daß er mich während des Balles anreden und mit mir sprechen werde, und es dauerte denn auch nicht lange, so sah ich ihn neben mir. Er redete mich sogleich mit folgenden Worten an: „Herr Marschall, Sie sind einer der ältesten Waffengefährten meines Vaters und ich lege großen Werth darauf, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Ich erwiederte ihm, daß diese Gesinnungen für mich sehr schmeichelhaft seien und daß ich mich außerordentlich glücklich schätze, ihn zu sehen und mich mit ihm zu unterhalten. Hierauf fragte er mich, ob ich, wie er dies glaube, die ersten Feldzüge in Italien mitgemacht habe. Ich antwortete ihm bejahend, so wie daß meine dienstlichen und freundschaftlichen Beziehungen sich aus einer noch früheren Zeit, vor der Belagerung von Toulon herschrieben, daß meine persönliche Bekanntschaft mit ihm in das Jahr 1790 falle, wo er als Artillerieleutnant in Auxonne stand, während ich in Dijon meine militärische Ausbildung beendigte, um dann in das Corps einzutreten, in welchem er diente und dem auch ein naher Verwandter von mir, sein intimer Freund, angehörte.

Er richtete einige Fragen über jene berühmten Feldzüge an mich, und ich antwortete ihm so, daß seine Neugierde immer mehr rege wurde. Er sprach von Aegypten, vom 18. Brumaire, vom Feldzuge von 1814 rc., und ich beantwortete alle seine hierauf bezüglichen Fragen mit gedrängter Kürze. Ich zögerte nicht, sogleich meine allgemeinen Ansichten über den Character und die Laufbahn Napoleon's hinzuwerfen, welche so große Veränderungen darbieten, daß man

in ihm zwei verschiedene Menschen betrachten kann. Seine Erhebung, die er allerdings großentheils seinen Talenten verdankte, die aber auch durch die Zeitverhältnisse, in denen er erschien, mächtig begünstigt wurde, war anerkanntermaßen die Aeußerung des Bedürfnisses der Gesellschaft. Deshalb wurde er auch von Jedermann unterstützt und begünstigt, während sein Sturz lediglich sein Werk und die Folge seiner rastlosen Anstrengungen war. Kurz, dieses glänzende Genie, das in den ersten Jahren seiner Größe so klugberechnend war, wurde durch die Illusionen des Hochmuths verdunkelt, der sein Urtheil irre führte. Bei dieser Gelegenheit erzählte ich ihm die Aeußerung, die er bei Champaubert that, wo er an seine demnächstige Rückkehr an die Weichsel zu glauben schien, eine Aeußerung, die ich bereits mittheilte, als ich vom Feldzuge von 1814 sprach.

Der Herzog von Reichstadt schilderte mir mit glühenden Farben seine Liebe zu seinem Berufe, seinen sehnlichen Wunsch, in den Krieg zu ziehen, und er setzte hinzu, daß es ihn glücklich machen würde, wenn er seine Feldherrnlehrzeit unter mir bestehen könnte. Diese Idee schien ihm außerordentlich zu gefallen, denn er sprach sie späterhin noch mehrmals gegen mich aus; doch es war der Traum eines Knaben, der sich in chimärischen Hoffnungen wiegte. Frankreich und Oesterreich, sagte er, könnten ja einst Verbündete werden und neben einander kämpfen. „Denn", setzte er hinzu, „gegen Frankreich kann und darf ich nicht in's Feld ziehen; eine Bestimmung meines Vaters verbietet es mir, und nie werde ich dieses Verbot übertreten. Auch mein Herz läßt es mir nicht zu, und nicht minder würde es einer weisen und guten Politik widerstreiten."

Das lebhafte Interesse, das er in dieser Unterredung an den Tag legte, nahm fortwährend zu und bewog ihn endlich, den Wunsch auszusprechen, die vergange-

nen Ereignisse ausführlicher von mir erzählen zu hören. Ich hielt jedoch für gut, in dieser Hinsicht keine zu bestimmte Zusage zu geben, denn ich konnte nicht wissen, in wie weit der Kaiser und Fürst Metternich dies billigen würden. Die Pflicht sowohl als die Klugheit geboten mir eine große Vorsicht in meinem Verhalten, und ich durfte etwas einigermaßen Wichtiges nur mit Bewilligung der schützenden Macht thun, die mir ein Asyl gewährt.

Unsre Unterredung dauerte eine volle halbe Stunde und erregte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Als ich endlich frei war, säumte ich keinen Augenblick, dem Fürsten Metternich, welcher zugegen war, die Frage zu unterbreiten. Er antwortete mir wörtlich Folgendes: „Es schadet durchaus nichts, daß Sie den Herzog von Reichstadt besuchen und ihm von seinem Vater erzählen. Er kann in keinen besseren Händen sein als in den Ihrigen. Ich würde es als ein Unrecht betrachten, wollte man ihm Napoleon nicht als das schildern was er thatsächlich war, als ein hervorragendes, eminentes Genie; aber es ist auch gut, daß er seine Illusionen, seinen übermüthigen Stolz und seinen Ehrgeiz kennen lernt, Leidenschaften, die ihn in's Verderben gestürzt und ihn dahin gebracht haben, daß er selbst seine Macht untergrub. Sie sind mehr als jeder Andre im Stande, ihm richtige Ansichten hierüber beizubringen."

Dieses so einfache und richtige Raisonnement, dieses vernünftige und loyale Benehmen gegen den jungen Mann stimmt mit Allem was ich gesehen habe, vollkommen überein und widerlegt siegreich die albernen Märchen, die man über die Erziehung des Herzogs von Reichstadt verbreitet hat, eine Erziehung, die das gerade Gegentheil war von dem was man sich davon erzählt.

Ich sagte nun dem Prinzen sogleich, daß ich seinem

Wunsche entsprechen könnte und ihm die Feldzüge in Italien von 1796 und 1797 erzählen würde, sobald er es wollte Was er mir hierauf erwiderte, beweist die frühzeitige Verstandesreife des jungen Mannes. Er sagte nämlich: „Herr Marschall, in Rücksicht auf unsre beiderseitige Stellung scheint es mir passend, daß Sie zuvor mit dem Fürsten Metternich darüber sprechen und mit seiner Zustimmung handeln." — „Monseigneur", entgegnete ich ihm, „ich bin Ihrer ganz richtigen Ansicht bereits zuvorgekommen, und es geschieht mit seiner Bewilligung, daß ich Ihre Befehle entgegennehme."

Wir bestimmten den nächsten Freitag, den 28., um elf Uhr Morgens zu unsrer Unterredung. Von diesem Augenblicke an wurden jeden Montag und Freitag und zuweilen auch Mittwochs die Stunden von elf bis halb zwei Uhr meinen Erzählnngen gewidmet, welche die Geschichte seines Vaters und die Kriege unsrer Zeit zum Gegenstand hatten. Wo sich eine passende Gelegenheit bot, setzte ich ihm dabei die Prinzipien der Kriegführung auseinander.

Bevor ich meine Schilderung der unsterblichen italienischen Feldzüge von 1796 und 1797 begann, erzählte ich dem Prinzen einiges Nähere über den ersten Abschnitt der Lebensgeschichte seines Vaters, über seine politische und militärische Jugendzeit und über die Umstände, die ihn fast unabhängig von seinem Willen mit Ereignissen in Verbindung brachten, welche die Grundlagen seines Glücks, der Ausgangspunkt seiner Größe wurden, denn, setzte ich hinzu, wir gehören in vielen Dingen dem Schicksale an, doch sind wir auch oft das Kind unserer Werke. Um Großes zu vollbringen, darf es den dazu Befähigten nicht an Gelegenheiten fehlen und eben so müssen sie die sich ihnen darbietenden Gelegenheiten zu benutzen verstehen. Napoleon fand sie, wie er sie sich nur wünschen konnte, und er war

ihnen gewachsen. Dieses nothwendige Zusammentreffen ist selten, und wenn das Glück es einmal herbeiführt, so resultiren daraus Dinge, welche den großen Haufen in Erstaunen setzen. Viele besitzen die erforderlichen Eigenschaften, um große Männer zu werden, und sterben doch unbekannt, ohne Zweifel weil sie keine Gelegenheit hatten, sich hervorzuthun. Die Gesellschaft würde vor vielen Calamitäten bewahrt geblieben sein, wenn die Laune des Glücks in großen Krisen nicht oft die Gewalt in Hände gelegt hätte, welche unfähig waren, sie auszuüben.

Alle Gedanken des Herzogs von Reichstadt waren auf seinen Vater gerichtet, dem er eine religiöse Verehrung zollte. Ein glühendes Herz und jenes primitive Gefühl, welches in Ländern, wie in Corsika, wo die Civilisation noch zurück ist, eine so große Rolle spielt, war ihm in seiner ganzen Stärke als Erbtheil zugefallen.

Ich kann nicht sagen, mit welcher Aufmerksamkeit und Spannung er mir zuhörte. Ich entschuldigte mich bei ihm, daß ich so oft von mir sprach, aber wenn ich ihm von seinem Vater erzählte, konnte ich es nicht umgehen, denn damals war der Rahmen noch klein, die Zahl Derer, die ihn bildeten, war nicht bedeutend, und ich gehörte zu ihnen. Ich erzählte also dem Herzog von Reichstadt von den ersten Jahren der Laufbahn seines Vaters, wie und wo ich ihn zuerst kennen lernte, mein Zusammentreffen mit ihm bei der Belagerung von Toulon und die wichtige Rolle, die er bald daselbst spielte, obwohl er noch einen untergeordneten militärischen Rang bekleidete; dann seine Beförderung zum General in dem zur Armee von Nizza gehörenden Artilleriecorps; seine persönliche Wichtigkeit; die Operationen, die er leitete und welche gleichsam eine erste Skizze des im nächsten Jahre unternommenen Feldzugs waren, indem sein Thatendurst ihn bestimmte, eine

Expedition zur See vorzuschlagen, welche aber wegen der Unfälle, die das Geschwader erlitt, nicht zur Ausführung kam; seine Reise nach Genua, das er durch Ueberrumpelung zu nehmen rieth; seine Verhaftung als Parteigänger Robespierre's, seine Freilassung, die Aenderung seiner Bestimmung, die ihn nach Paris führte, wohin ich ihn begleitete, nachdem ich einige Tage mit ihm im Kreise meiner Familie zugebracht, ein Aufenthalt, der ihn verhinderte, zur rechten Zeit in Paris anzukommen, um in das Referat über die Artillerie aufgenommen zu werden, was ihn bewog, einer Thätigkeit zu entsagen, die ihn außerhalb dieses Corps nicht convenirte. Ich machte den Herzog von Reichstadt darauf aufmerksam, wie bedeutsam es ist, daß auch Napoleon damals den Vorurtheilen des Corps, in welchem er diente, unterworfen war, welche Vorurtheile nahe daran waren, ihn einer großen Bestimmung zu entziehen und ihn auf eine Laufbahn verzichten zu lassen, die ihn allein zu Ruhm und Macht führen konnte. Diese Thatsache ist einer der sprechendsten Beweise für den Einfluß der Ansichten der ersten Jahre auf die Ansichten unsres ganzen Lebens. Es mußten Ereignisse eintreten, die außer aller Berechnung lagen, um bei ihm jenen Eindruck zu zerstören.

In der zweiten Unterhaltung fuhr ich fort, dem Herzoge von Reichstadt von der ersten Epoche der Lebensgeschichte seines Vaters, die so wenig bekannt ist und von der ich der einzige noch lebende Augenzeuge bin; von seinem Aufenthalte in Paris, von seiner Idee, Kaufmann zu werden, von seiner Hoffnung, nach Constantinopel zu gehen, die sich nicht verwirklichte, so daß er am 13. Vendemiaire in Paris war und zum Commando erhoben wurde; endlich von den Umständen, die ihm zum Frühjahr das Commando der Armee in Italien verschafften, und von seinem Abgange zu dieser neuen Bestimmung.

Die nächstfolgenden Sitzungen wurden dazu verwendet, ihm auf das Ausführlichste die Feldzüge von 1796 und 1797 zu erzählen. Ich unterließ nicht, die Schwierigkeiten hervorzuheben, welche aus der numerischen Schwäche der Armee, aus der Unzulänglichkeit aller Hülfsmittel und noch mehr aus der geringen Autorität resultirten, die ein noch so junger General haben mußte, der noch nie eine Division, nicht einmal eine Brigade, ja nicht einmal ein Regiment commandirt und der jetzt plötzlich bejahrte und erfahrene Generale unter seinen Befehlen hatte. Ich machte dem Prinzen bemerklich, wie bald er seine Autorität befestigte, sich Gehorsam und allgemeines Vertrauen erzwang. Nachdem ich einige allgemeine Prinzipien des großen Kriegs aufgestellt, setzte ich ihm auseinander, welche Reihe von Fehlern die feindlichen Generale gemacht und wie geschickt Bonaparte sie zu benutzen verstanden hatte.

Im Laufe meiner Erzählungen von den Feldzügen in Italien und nach Beendigung derselben schilderte ich Napoleon in seinem Privatleben und so wie ich ihn kennen gelernt: als einen Mann von wahrer Herzensgüte, obgleich man allgemein der entgegengesetzten Meinung ist, und als einer dauernden und aufrichtigen Zuneigung zu Denen fähig, die derselben würdig waren. Ich setzte hinzu, daß sein Gefühl mit der Zeit sich abgestumpft habe, doch ohne seinen Character zu verändern, und als Beweis für die ihm angeborne Gutherzigkeit erzählte ich ihm mehrere Umstände aus seinem Leben, unter andern sein Benehmen gegen Dandolo von Venedig, bei Gelegenheit des Tractats von Campo Formio, und gegen Blanc, bei der Abreise von Aegypten. Kurz, ich unterließ nichts, um Napoleon seinem Sohne so zu schildern, wie ich ihn kannte und liebte. Diese Mittheilungen interessirten

und fesselten ihn in einem nicht zu beschreibenden Grade.

Nach der Schilderung der Feldzüge in Italien ging ich zu der des Feldzugs von 1814 über, welche beiden Lebensabschnitte seines Vaters der Prinz vorzugsweise kennen zu lernen wünschte. Ich gab ihm einen gedrängten Ueberblick über den Stand der Dinge im November 1813 und sagte ihm, worin die elenden Trümmer unsrer Armee bei unsrer Ankunft an den Ufern des Rheins bestanden und wie diese Trümmer noch durch einen fürchterlichen Typhus decimirt wurden. Ich setzte ihm nun die Veränderungen auseinander, welche mit dem Geiste seines Vaters vorgingen, die Illusionen, denen er sich hingab, die chimärischen Ideen, welche er nährte und die keine reelle Basis hatten; seine Hoffnung, demnächst wieder die Offensive ergreifen zu können, während es auf der Hand lag, daß, wenn er auch den ganzen Winter Ruhe gehabt hätte, er kaum im Stande gewesen wäre, die Elemente einer unvollkommenen Defensive zu schaffen. Ich sagte ihm, wie übereinstimmend die Ansichten hierüber waren und führte ihm die Aeußerung des Generals Drouot an, die ich an einem andren Orte mitgetheilt habe und welche unsre damalige Lage so treffend und mit so großer Mäßigung schildert. Ich machte ihn darauf aufmerksam, welchen großen Fehler Napoleon beging, daß er die ihm durch Herrn von Saint-Aignan überbrachten Friedensvorschläge nicht sofort annahm, und welche Folgen ein Starrsinn hatte, der sich während jenes Feldzugs mehrmals wiederholte und jedesmal verderblich wurde. Endlich ging ich auf die Schilderung der militärischen Operationen ein, von dem Augenblicke an wo der Feind am 19. December bei Basel und am 1. Januar auf der ganzen Linie über den Rhein ging.

Diese Erzählungen führten uns am Ende des Feld-

zugs zu der Schlacht bei Paris, welche so ehrenvoll für die kleine Anzahl Soldaten war, die so lange einen so ungleichen Kampf bestanden. Ich schilderte ihm die Stimmung, welche damals in Frankreich, und ganz besonders in Paris herrschte, die Schwäche, welche Joseph zeigte, die erfolgte Capitulation und die Vorgänge in Essonne, die Beweggründe, welche mich leiteten, und die patriotischen Gesinnungen, die mich allein beseelten. Kurz meine Schilderungen der damaligen Ereignisse waren ungefähr so wie ich sie in meinen Denkwürdigkeiten gegeben habe. Der Herzog von Reichstadt hörte mir mit großer Aufmerksamkeit und Spannung zu. Er verstand Alles und äußerte das gesundeste Urtheil über die Ereignisse. Er kam von selbst auf den Fehler, den Napoleon beging, indem er so viele Truppen in den deutschen Festungen ließ, welche Truppen, wenn sie nach Frankreich gezogen worden wären, genügt haben würden, um das Gebiet zu vertheidigen. Er hat später Gelegenheit gehabt, von dem was mich persönlich betraf, zu sprechen, und er hat mein Benehmen warm vertheidigt, wie ich es selbst gethan haben würde. Auch hat er den großen Fehler hervorgehoben, den man beging, indem man seine Mutter entfernte, deren Anwesenheit Alles gerettet haben würde. Sie würde den Verschwörern imponirt, die Liebe ihres Vaters wiederbelebt, die Huldigungen Alexander's provocirt, zu seinem ritterlichen Sinne gesprochen und durch diese verschiedenen Motive es verhindert haben, daß ihr Sohn seines Erbes beraubt wurde. Endlich sprach er nachstehende Worte aus, die sich durch treffende Kürze und durch Richtigkeit des Gedankens auszeichnen: „Mein Vater und meine Mutter hätten sich nie von Paris entfernen sollen, jener um des Kriegs, diese um des Friedens willen."

Diese Worte bezeichnen das ganze militärische und politische Verhalten, das man hätte beobachten sollen.

Da der Herzog von Reichstadt den Wunsch geäußert hatte, meine Erzählungen möchten das ganze Leben seines Vaters umfassen, so ging ich zurück zu dem Feldzuge in Aegypten. Ich setzte ihm die den General Bonaparte persönlich betreffenden Umstände auseinander. Ich zeigte ihm, welcher Menge nachtheiliger Chancen er sich aussetzte, denn es war im Augenblicke des Aufbruchs höchst unwahrscheinlich, daß diese lange und schwierige Ueberfahrt mit einem so zahlreichen Convoi und so schlechten Schiffen, mit einem an's Wunderbare grenzenden Glücke bewerkstelligt werden würde. Er sah ein, daß die Einnahme von Malta ein Glücksumstand war, der außer aller menschlichen Berechnung lag, daß aber, nachdem man Aegypten erreicht und die Landung bewerkstelligt hatte, die Schwierigkeiten überwunden waren und die Occupation und Eroberung dieses Landes leicht wurden. Ich erklärte ihm, worin die Gefechte in Aegypten bestanden, denen man mit Unrecht den pomphaften Namen von Schlachten gegeben hat, und erzählte ihm Alles was meine Denkwürdigkeiten Interessantes über die Menschen und Dinge, kurz über dieses damals noch so wenig bekannte Land enthalten.

Endlich kam ich zur Rückkehr von der Expedition nach Syrien, auf die Schlacht bei Abukir, auf die Gründe, welche den General Bonaparte zu dem Entschlusse bestimmten, unverzüglich nach Frankreich zurückzukehren, auf seltsame Umstände dieser Ueberfahrt, auf die anscheinenden Hindernisse, welche nichts Andres als eine günstige Wendung des Geschickes waren, das wider seinen Willen seine Zukunft und seine Pläne schützte. Ich entwarf ihm eine treue Schilderung des Jubels, mit dem Bonaparte's Wiederankunft in Frankreich begrüßt wurde, von dem Empfange, den man ihm bei seiner Reise durch die Provinzen nach Paris bereitete. Endlich erzählte ich ihm alle Umstände

der Revolution vom 18. Brumaire, des nationalsten und populärsten Ereignisses, eines Ereignisses, welches ganz Frankreich herbeigewünscht und das mit unendlicher Freude begrüßt wurde. Es war allgemein als das einzige Rettungsmittel betrachtet worden, und als Napoleon es ergriff, gab er sich den Anschein, als fügte er sich nur den Forderungen des Landes, anstatt in seinem eigenen Interesse zu handeln. Alles ging nun von selbst, während Alles ihm hinderlich gewesen wäre, wenn er sich vor der Expedition nach Aegypten der Autorität bemächtigt hätte.

Die folgenden Sitzungen wurden mit der Erzählung des Feldzugs der Reservearmee ausgefüllt, des Uebergangs der Artillerie über den St. Bernhard und dann unter dem Fort von Bard, zwei denkwürdige Passagen, welche speciell mein Werk waren, endlich der Schlacht von Marengo. Ich erklärte ihm die militärischen Dispositionen, welche der erste Consul zur Occupation und Vertheidigung Italiens anordnete; endlich schilderte ich ihm den Feldzug, den ich im Jahre 1800 als Commandant en chef der Artillerie der Armee in Italien ausführte, Alles was sich auf die Operationen dieser Armee, auf den Uebergang über den Mincio und über die Etsch, wie auf den nachher erfolgenden Waffenstillstand bezieht, mit dessen Abschluß ich beauftragt wurde.

Nachdem ich dem Herzoge von Reichstadt erzählt hatte, daß ich bei meiner Zurückkunft nach Frankreich zum ersten Generalinspecteur der Artillerie ernannt worden war, benutzte ich diese Gelegenheit, um ihm eine kurze Darstellung der Prinzipien des Artilleriedienstes zu geben. Dann kam ich auf den Krieg mit England und auf die Pläne des Ersten Consuls zu sprechen, deren Ausführung mit einem ungewöhnlichen und der Energie seines Willens entsprechenden Eifer vorbereitet wurde.

Ich gab dem Prinzen sehr ausführliche Details über die damals vorgenommenen Rüstungen, über den Character derselben und über Alles was auf jene Expedition Bezug hatte, von der gewisse Leute, welche angeblich gutunterrichtet sein wollen, behaupten, daß man gar nicht beabsichtigt gehabt habe, sie auszuführen. Ich gab ihm greifbare Beweise vom Gegentheil und von der Möglichkeit des Gelingens, das später, als man auf dem Punkte stand, die Ausführung zu versuchen, nur an der Unentschlossenheit des Admirals Villeneuve scheiterte.

Von der Expedition nach England ging ich zu dem Feldzuge von 1805 über, der sich unmittelbar an jene anschließt, und schilderte dem Prinzen die Unfälle der österreichischen Armee, die in Folge der Bornirtheit des sie commandirenden Generals Mack bei Ulm vernichtet wurde. Ich erzählte ferner dem Herzoge von Reichstadt, bei welcher Gelegenheit ich nach Dalmatien geschickt wurde, welche militärischen Ereignisse dort stattfanden, und ich ging ausführlich auf Alles ein, was diese Provinz Merkwürdiges und Interessantes enthält.

Hierauf kam der Feldzug von 1809. Ich erzählte was die Armee von Dalmatien insbesondere anging, bis zu dem Augenblicke wo sie der großen Armee einverleibt wurde und mit den Corps, welche dieselbe bildeten, in Linie eintrat.

Sehr ausführlich sprach ich über die Schlacht bei Wagram. Ich setzte dem Prinzen die Folgen auseinander, welche die verschiedenen Unsicherheiten und Abänderungen in den Plänen des Erzherzogs Karl nach sich zogen. Dann erzählte ich ihm von meiner Sendung in die Illyrischen Provinzen, deren Gouverneur ich gewesen war; dies gab mir Gelegenheit, näher auf die Grenzregimenter einzugehen, deren Organisation so sinnreich und so vortrefflich ist und die dem Lande das solche besitzt und dem Souverain, dem sie ange-

hören, von so außerordentlichem Nutzen sind. Dann entwarf ich eine kurze Darstellung des Continentalsystems, eines Systems von großartiger, für England verderblicher Conception, dessen Durchführung für uns von vornherein schwierig war, aber ganz unmöglich wurde von dem Augenblicke an wo der Einzige, der an der Aufrechthaltung desselben ein Interesse hatte, es in eine Reihe von Acten brutaler Tyrannei verwandelte, welche die französische Herrschaft verhaßt und unerträglich machten und eben deshalb viel zum Sturze des Kaiserreichs beitrugen.

Ich erzählte ihm auch von dem Zeitpunkte seiner Geburt, von der ich Zeuge gewesen, sowie von der Freude, mit der dieselbe begrüßt worden war. Er sprach von diesem ephemeren Glanze mit der Ruhe und Mäßigung eines Philosophen und Weisen.

Sodann ging ich auf die spanischen Angelegenheiten, auf den Zustand dieses Landes und auf die Reihe von Umständen ein, welche das Unglück, unter dessen Last es seufzt, herbeigeführt haben. Ich gab ihm einen kurzen Abriß von den politischen und militärischen Ereignissen, die sich dort während der letzten zwanzig Jahre zugetragen. Nachdem ich ihm begreiflich gemacht, daß das in Bezug auf dieses Land von Napoleon befolgte Kriegs- und Commandirungssystem die schon vorhandenen großen natürlichen Schwierigkeiten noch um eine Menge neuer vermehrt hatte, schloß er selbst, daß sie unüberwindlich geworden sein mußten und daß das Resultat nur traurig ausfallen konnte.

Ich schilderte nun meine beiden Feldzüge auf der Halbinsel in den Jahren 1811 und 1812. Indem ich ihm Tag für Tag den Gang der Ereignisse und die mir ertheilten Befehle angab, konnte er ermessen, bis zu welchem Punkte Napoleon sich sträubte, die Lage der Dinge in Spanien zu begreifen, und wie er dadurch,

daß er seine Oberleitung auf alle Details ausdehnen wollte, was gar nicht durchzuführen war, mehr als jeder Andre seinen Feinden den Sieg erleichterte. Auch erkannte er, wie verderblich der Einfluß Soult's mehrmals gewesen war; das erste Mal, indem er es nach der Schlacht bei Talavera unterließ, die englische Armee zu vernichten, das zweite Mal, indem er nach der Schlacht bei Salamanca im Jahre 1812, wo er die englische Armee in mehrere Corps getheilt fand, nicht daran dachte, sie mit seinen Truppen, die in jenem Augenblicke beisammen und doppelt so zahlreich waren als die des Feindes, auf's Aeußerste zu bedrängen; endlich das dritte Mal vor Pampeluna, wo er ohne allen Grund die Hälfte seiner Armee der Vernichtung preisgab.

Diese Erzählungen führten mich zu dem Zeitpunkte, wo ich in Spanien verwundet, im Commando ersetzt wurde und wenige Tage vor der Ankunft Napoleon's, der den Calamitäten des Feldzugs in Rußland entflohen war, in Paris eintraf. Damals begann der Glücksstern Napoleon's zu sinken, dach konnte man bei einem weisen und gemäßigten Verfahren noch immer Großes von der Zukunft hoffen. Ich sagte dem Prinzen, daß ich von dem russischen Feldzuge von 1812 nicht ex professo sprechen könne, da ich ihn nicht mitgemacht, daß ich aber mit der Zeit in der von Philipp von Ségur herausgegebenen Darstellung das beste Werk über jene wichtige Epoche unsrer Geschichte, dasjenige Werk erkannt habe, in welchem die Thatsachen am wahrheitgetreuesten dargestellt und die Physiognomie der Ereignisse am richtigsten geschildert ist. „Ségur," setzte ich hinzu, „ist kein strenger Kritiker, der sich Nachforschungen hingiebt, der Thatsachen constatirt und Anschuldigungen darauf gründet, er ist ein Bewunderer, ein Freund, der sich in seinen Hoffnungen und Berechnungen getäuscht sieht, die begangenen

Fehler beklagt und sich vergebens bemüht, sie zu entschuldigen."

Zur Vervollständigung meiner Schilderungen blieb mir jetzt nur noch die des Feldzugs von 1813 übrig. Ich ging sehr speciell auf dieselbe ein. Nachdem ich das Schöne und Glänzende hervorgehoben, was in dieser Art von Wiederauferstehung der französischen Armee und in den Erfolgen, welche den ersten Theil des Feldzugs bezeichneten, für das Land und für den Souverain lag, machte ich dem Prinzen begreiflich, wie weit entfernt der zweite Theil von dem ersten und wie verschieden Napoleon von dem war was er früher gewesen. Ich schilderte ihn so wie Ségur ihn 1812 geschildert hat, das heißt in fortwährenden Illusionen befangen, die ihn in politischer wie in militärischer Beziehung auf Irrwege führten.

Ich beschloß diese Art dreimonatlichen Cursus mit der Vorlesung dessen, was ich über die Ereignisse von 1830 geschrieben habe. Als ich hiermit zu Ende war, sagte ich dem Herzoge von Reichstadt, daß ich ihm nun nichts mehr zu erzählen habe, was ihn interessiren könne und daß ich mich daher von ihm verabschiede. Er umarmte mich herzlich und dankte mir. Er erklärte mir, daß ich ihm die angenehmsten Stunden bereitet habe, die er bis jetzt in seinem Leben genossen, und nahm mir das Versprechen ab, ihn auch fernerhin dann und wann zu besuchen, eine Pflicht, die ich ununterbrochen erfüllt habe.

Kurz darauf übersandte er mir sein von Daffinger gemaltes Portrait; es ist ziemlich ähnlich, nur etwas zu jugendlich. Das Brustbild seines Vaters ist gegenüber gemalt und er hat eigenhändig folgende Strophen Racine's darunter gesetzt:

„Arrivé près de moi par un zèle sincère,
Tu me contais alors l'histoire de mon père;
Tu sais combien mon âme attentive à ta voix,
S'échauffait au récit de ses nobles exploits.“ *)

Dieses Erinnerungszeichen seiner Freundschaft ist mir einer der kostbarsten Gegenstände die ich besitze. Der Herzog von Reichstadt besaß, wie sein Vater, einen eignen Tact, sich den Leuten, denen er gefallen wollte, angenehm zu machen.

Ich fuhr fort, ihn ungefähr aller vierzehn Tage zu besuchen, und jedesmal empfing er mich mit dem Ausdrucke der Freude. Wenn ich eine Zeitlang von Wien entfernt gewesen war, begrüßte er mich stets mit einer herzlichen Umarmung. Unsre Unterhaltung bei meinen Besuchen hatte die Politik und die Tagesneuigkeiten zum Gegenstande.

Ich ließ niemals eine Gelegenheit vorübergehen, ihm Rathschläge zu geben, die ich für weise und seiner eigenthümlichen Stellung angemessen hielt. Bei einer der ersten Unterredungen sagte ich zu ihm: „Monseigneur, Sie sind nunmehr in die Welt eingetreten und Herr Ihrer Handlungen; glauben Sie an meine liebevolle Zuneigung zu Ihnen und an die aufrichtigen Wünsche, die ich für Ihren Ruhm und für Ihr Glück hege. Hüten Sie sich vor den französischen Intriguanten, die es versuchen werden, Sie zu umgeben und sich Ihrer zu bemächtigen; unser Land wimmelt von Leuten dieser Art. Ihr Einfluß auf Sie, wenn sie solchen erlangten, würde Sie in's Verderben führen. Sie würden Sie in unhaltbare Combinationen verwickeln, die Sie unfehlbar compromittiren würden. Sie haben

*) Ein aufrichtiger Eifer führte Dich zu mir und Du erzähltest mir die Geschichte meines Vaters; Du weißt wie aufmerksam ich Deine Worte anhörte und wie mein Herz sich bei der Schilderung seiner Heldenthaten erwärmte.

nur Einen Weg zu verfolgen, nur Eine Haltung zu beobachten. Trachten Sie danach, durch Bildung und durch ein gerades, festes Benehmen in der öffentlichen Meinung immer höher zu steigen, zeigen Sie sich zu Allem tüchtig und beweisen Sie, daß der Sohn Napoleon's von der Natur mit ausgezeichneten Geistesgaben und einem erhabenen Character bedacht ist. Machen Sie sich Freunde, es wird Ihnen dies leicht gelingen, denn die Meinung ist Ihnen sehr günstig und das Publikum will Ihnen im Allgemeinen wohl. Unter keinen Umständen führen Sie Krieg gegen Frankreich, damit Sie in den Augen der Franzosen niemals eine feindselige Miene annehmen; erwarten Sie, daß die Vorsehung über Sie entscheide. Hat sie Pläne mit Ihnen vor, sind Sie berufen, dereinst eine politische Rolle zu spielen, so müssen Sie eine Nothwendigkeit der Zeit, eine Lösung des Problems sein und man muß Sie holen. In dieser Weise ist auch Ihr Vater ohne alle Schwierigkeiten auf den Gipfel der Macht gestiegen. Die Dinge sind stärker als die Menschen. Handelt man in ihrem Sinne, wird man von ihnen unterstützt, so ist Alles leicht; arbeitet man ihnen aber entgegen, geht man einen entgegengesetzten Weg, so erschöpft man sich in vergeblichen Anstrengungen und ein ephemerer Erfolg ist nur das Vorspiel einer Katastrophe. Die Verhaltungsregeln, welche ich Ihnen anzurathen mir erlaube, sind das Resultat einer langen Erfahrung und von Ueberlegungen, zu denen mich meine Zuneigung zu Ihnen veranlaßt; sie entsprechen den wohlverstandenen Interessen Ihres Ehrgeizes, Ihres Ansehens und Ihres Wohlergehens."

Der Prinz antwortete mir auf der Stelle: „Meine Stellung kann in der That schwierig scheinen, und für einen schwachen Character würde sie das auch sein. Wenn man aber seinen Entschluß gefaßt hat, wenn man sich von den Verhältnissen, in die man versetzt

ist, Rechenschaft zu geben vermag, wird Alles leicht. Die Ungeduld, eine Gelegenheit zur Erwerbung von Ruhm zu finden, kann mir einige Sorgen und Verlegenheiten bereiten. Es ist dies ein Tribut, den ich der Menschheit bezahle, aber es ist ein vorübergehendes Uebel. Ich werde nie von der Bahn abweichen, die Sie mir andeuten und die ich selbst schon gewählt; ich werde unter keinen Umständen gegen Frankreich kämpfen, ein Rath, den mir schon mein Vater gegeben und dem ich stets treu bleiben werde. Sollte die Politik der europäischen Souveraine sie bestimmen, mich in den Vordergrund zu stellen, so würde ich feierlich dagegen protestiren. Der Sohn Napoleon's muß sich zu erhaben dünken, um als Werkzeug zu dienen, und in Ereignissen dieser Art will ich nicht die Avantgarde, sondern die Reserve sein, das heißt als Helfer erscheinen, indem ich große Erinnerungen zurückrufe. Dies sind meine Ansichten, dies meine Anschauungsweise und die Verhaltungsregeln, die ich mir unabänderlich vorgezeichnet habe."

Ich drückte ihm meine Freude darüber aus, daß ich ihn von so edeln Gesinnungen und so vernünftigen Ansichten durchdrungen sah. Er freute sich mit mir der Friedenshoffnungen. „Der Krieg," sagte er zu mir, „würde unter den gegenwärtigen Umständen für Sie und für mich nur eine Quelle zu Schmerz und Kummer sein, da Keiner von uns Beiden an demselben Theil nehmen könnte."

Wir gingen auf eine Erörterung darüber ein, ob im Prinzip ein höchster Chef seine Hauptwerkzeuge uuter den ausgezeichneten Männern wählen oder sie unter Leuten zweiten Ranges suchen müsse. Der Gedanke, welcher dazu bestimmt, Männer ohne Ruf zu wählen, ist begreiflich, und der Prinz war nicht abgeneigt, dieser Ansicht den Vorzug zu geben. Ich setzte ihm jedoch auseinander, daß es ein Beweis von

Schwäche und vom Gefühl der eignen Inferiorität sei, wenn man die hervorragenden Männer beseitigte; daß man vor Allem nichts verabsäumen dürfe, um das Gelingen seiner Operationen zu sichern, deren Ruhm man dann mit seinen Mitarbeitern theilen könne. Dies gebiete eine bestimmte Pflicht; überdies aber sei der Antheil des Chefs immer schön, wenn er seinen Namen mit dem Siege verknüpft habe. Die Unterredung schloß mit einer geistreichen Aeußerung des Herzogs von Reichstadt. Ich machte ihn darauf aufmerksam, wie nothwendig in wichtigen Angelegenheiten die Verschwiegenheit sei, die man fast nie zu bereuen habe, und daß man sich also darauf beschränken müsse, seine Pläne möglichst wenigen Personen und nur den unentbehrlichsten Agenten mitzutheilen; er setzte hinzu: „Und zuweilen Denen, die sie errathen haben."

In einer anderen Unterredung, die sich auf verschiedene Gegenstände erstreckte, behandelte der Herzog von Reichstadt eine abstracte Frage und verglich den Ehrenmann mit dem gewissenhaften Mann. Er gab Letzterem den Vorzug, „weil," sagte er, „er immer das Beste und Nützlichste zu erreichen wünscht, während der Andere das blinde Werkzeug eines Böswilligen oder Wahnsinnigen sein kann." — Man erinnert sich, daß ich bei der Schilderung des Feldzugs von 1813 eine Unterredung mittheilte, die ich bei Düben über den nämlichen Gegenstand mit Napoleon hatte, jedoch mit entgegengesetzter Schlußfolgerung. Ich war erstaunt, diesen jungen Mann sich mit so erhabenen Fragen beschäftigen zu sehen, und der ganze Vorgang hatte in meinen Augen etwas Uebernatürliches, denn nie hatte ich dem Prinzen ein Wort von jener Unterredung gesagt.

Nachdem der Herzog von Reichstadt zum Oberstleutnant im Regiment Giulay ernannt worden war, widmete er sich mit Eifer dem Commando des ihm an-

vertrauten Bataillons. Um fünf Uhr Morgens war er schon in Thätigkeit. Dies beeinträchtigte jedoch keineswegs die Arbeiten des Abends, die er wie sonst fortsetzte und die sich gewöhnlich bis in die späte Nacht verlängerten. Ich sah ihn exerciren und er benahm sich sehr gut dabei. Diese Thätigkeit, die für seine Kräfte, für seine schwache Brust, für sein beständig erregtes Gemüth zu groß war, legte den Keim zu der Krankheit, an der er das Jahr darauf starb. Er verlor die Stimme und verfiel in ein heftiges Fieber. Vierzehn Tage lang mußte er das Exerciren einstellen und sich ganz zurückziehen, ein Wink der Natur, den man hätte benutzen sollen, um ihn auf etwa zwei Jahre einer Lebensweise zu entziehen, die ihm verderblich war. Auch hätte man ihn in ein milderes Klima schicken müssen. Kurz, durch angemessene Behandlung hätte man seine schwankende Gesundheit und seine schwache Constitution befestigen können.

Es würde wahrscheinlich gelungen sein, den liebenswürdigen jungen Mann am Leben zu erhalten. Anstatt dessen aber nahm man eine sehr ernste Unpäßlichkeit zu leicht. Uebelwollende Leute, unter anderen ein gewisser Kutschera, Generaladjutant des Kaisers, behaupteten, der Herzog von Reichstadt sei verweichlicht und es fehle ihm an Energie, da er sich so leicht niederwerfen lasse. Diese Aeußerung, die ihm hinterbracht wurde, kränkte ihn tief und er beging von diesem Augenblicke an wissentlich Unbesonnenheiten, um seinen Muth zu beweisen. Er liebte die Jagd und gab sich derselben in maßloser Weise und beim allerschlechtesten Wetter hin. Die Folgen dieses Verfahrens zeigten sich bald und sie waren schrecklich. Die Anfälle wiederholten sich und bald schwand jede Hoffnung ihn am Leben zu erhalten. Ich besuchte ihn jetzt öfter. Meine Anwesenheit war ihm angenehm und bereitete ihm nützliche Zerstreuungen.

Er empfing mich gewöhnlich in Schönbrunn in dem nämlichen Zimmer, wo ich so oft mit Napoleon gesprochen hatte. Eines Tages schlief er als ich ankam, und man schickte mich deshalb fort. Als man ihm dies nachher sagte, antwortete er: „Warum habt Ihr mich nicht geweckt? Er ist der Einzige, dessen Unterhaltung mir Vergnügen macht und mich interessirt."

Ein andermal, im Monat Juli, wenige Tage vor seinem Tode, ging ich auch zu ihm und man meldete mich an. Er war entsetzlich schwach und leidend und antwortete Dem, der mich anmeldete: „Sagen Sie dem Marschall, ich schliefe; ich will nicht, daß er mich in meinem Elend sieht."

Er starb am 22. Juli, dem Jahrestage der Schlacht von Salamanca, einem Tage, der somit ein Tag doppelter Trauer für mich geworden ist.

Ich schließe dieses Capitel, indem ich noch das Portrait dieses jungen Prinzen, der nur auf einen Augenblick in der Welt erschienen ist, zu entwerfen versuche.

Der Herzog von Reichstadt ist eines der merkwürdigsten Beispiele der Launen des Glücks. An den Stufen des erhabensten und mächtigsten Thrones geboren, allem Anscheine nach dazu bestimmt, über zahlreiche Völker zu herrschen, ist sein beim Aufgang so glänzender Stern fortwährend immer mehr und mehr erbleicht. Mit jedem Tage seines Lebens hat sich seine Zukunft mehr umdüstert und schließlich war mit dem 21. Jahre Alles für ihn zu Ende, nachdem er sein kurzes Leben in einer schiefen, mit Widersprüchen und peinlichen Situationen erfüllten Stellung zugebracht. Obgleich kräftig von Ansehen, hatte ihm die Natur doch einen schwächlichen Körper gegeben. Ein außerordentlich schnelles Wachsthum, das von einer rhachitischen Disposition herrührte, entnervte ihn. Mehrere der wichtigsten Organe entwickelten sich nicht genügend, wäh-

rend andere hingegen alle Lebenskraft zu absorbiren schienen. Sein Magen war außerordentlich klein, sein Gehirn ungeheuer groß. Eine verkehrte Lebensweise, seltene Mahlzeiten, anfangs wegen mangelnden Appetits, nachher aus Unkenntniß, trugen ohne Zweifel dazu bei, diesen leidenden Zustand zu verschlimmern.

Seine Erziehung war äußerst sorgfältig und wurde durch einen Ehrenmann, den Grafen Moritz von Dietrichstein, seinen Hofmeister, geleitet. Sie hätte indessen noch besser verstanden werden und schönere Früchte tragen können. Das Ergebniß seiner Studien war ein mittelmäßiges. Die lebenden Sprachen verstand er gut, aber für die exacten Wissenschaften hatte er wenig Anlage. Ein gutes Gedächtniß hatte das Studium der Geschichte begünstigt und er war ziemlich bewandert darin. Den meisten Reiz für ihn hatten jedoch die militärischen Studien. Seine Leidenschaft für den Militärdienst war ganz außerordentlich. Der Glanz des Ruhmes seines Vaters schien auf ihn die Wirkung eines Flammenherdes auszuüben. Kein irdisches Glück schien ihm mit dem zu vergleichen, Soldat zu sein und Krieg zu führen. An den geselligen Vergnügungen fand er wenig Gefallen, obgleich er in Gesellschaften stets gern gesehen war und gut aufgenommen wurde. Später, nachdem seine Ausbildung vollständiger war, würde es vielleicht anders gewesen sein; gewiß aber würde sein Stoicismus und sein hoher Verstand ihn vor dem Einflusse der Frauen noch lange bewahrt haben.

Der Herzog von Reichstadt war behend und geschickt in allen Leibesübungen. Er ritt vortrefflich und mit wahrer Grazie. Sein Gesicht hatte etwas Sanftes, Ernstes, Schwermüthiges und zuweilen einen stechenden und harten Blick, welcher an den seines Vaters in Momenten der Gereiztheit erinnerte. Seine Erziehung, die eigenthümliche Stellung, in der er sich be-

fand, hatten ihn frühzeitig gezwungen, die Verstellungskunst zu üben. Diese war denn auch ein hervorstechender Zug seines Characters. Man hat ihn beschuldigt, daß er falsch und lügnerisch gewesen sei. Diese Beschuldigung scheint mir gänzlich unbegründet; aber seine ungewöhnliche Zurückhaltung, eine weit über sein Alter hinausgehende Vorsicht hielten ihn ab, sich mehr hinreißen zu laßen als er eben wollte. Doch seine zuweilen einschmeichelnden Manieren, das Gewinnende, das in seinem Benehmen lag, wenn er sich die Mühe geben wollte, haben diese ungerechte Anklage von Seiten seiner Feinde bis zu einem gewissen Punkte wohl motiviren können.

Um einen Begriff von der Zurückhaltung und Vorsicht zu geben, die ihn nie verließen, will ich nur folgenden Zug erzählen. Einer meiner Adjutanten, der Baron de la Rue, der mich nach Wien begleitet hatte, war im Begriff nach Paris zurückzureisen. Der Herzog von Reichstadt hatte ihn oft in Gesellschaften gesehen und ihn mit Auszeichnung behandelt. Als de la Rue ihm seine bevorstehende Abreise ankündigte, richtete er zugleich die gewöhnliche Frage aller Abreisenden an ihn, ob er ihm vielleicht einen Auftrag für Paris zu geben habe. Ich sehe noch, wie der Herzog von Reichstadt ihm mit Lebhaftigkeit antwortete: „Für Paris? — ich kenne dort Niemand. Ich kenne nur die Säule auf dem Vendômeplatze."

Den 2. Tag darauf, in dem Augenblicke als de la Rue in den Wagen stieg, übergab ihm der Graf von Dietrichstein, der noch einmal gekommen war, um ihm im Namen Sr. Kaiserlichen Hoheit glückliche Reise zu wünschen, ein kleines Zettelchen von dem Prinzen, das die Worte enthielt:

„Wenn Sie die Säule wiedersehen, so grüßen Sie sie von mir."

Der Herzog von Reichstadt hatte einen klaren und

lebhaften Geist. Er begriff leicht und rasch und wußte von Allem die richtige Anwendung zu machen. Es ist mir oft begegnet, daß ich ihn bei meinen Vorlesungen sinnreiche Parallelen zwischen analogen, obgleich sehr weit von einander entfernten Umständen ziehen und darauf die Prinzipien anwenden sah, die in seinem Geiste gekeimt hatten. Er hatte den Fehler, zu sehr nach Effect zu haschen, ein Fehler, der sich besonders in Gesellschafft fühlbar machte. Er warf zuweilen leichtfertigerweise ehrgeizige Phrasen und Paradoxen hin, die er mit Erfolg nicht behaupten konnte; doch würde sich dies mit der Zeit höchst wahrscheinlich gelegt haben. Trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften und seines gewinnenden Wesens war dieser junge Mann so zu sagen unfertig und ich weiß nicht, ob die Natur ihn mit genügend hohen Fähigkeiten begabt hatte, um bei den verwickelten Verhältnissen der damaligen Zeit eine Rolle ersten Ranges spielen zu können. Indessen hatte er jedenfalls werthvolle Elemente in sich, unter denen in erster Linie der Character, die Liebenswürdigkeit und der Scharfblick figurirten, Eigenschaften, die in seiner schwierigen Stellung unerläßlich waren.

Er liebte seinen Großvater zärtlich und besaß das Talent, ihm Alles sagen zu können, ohne ihm zu mißfallen. Der Kaiser seinerseits, wie überhaupt die ganze kaiserliche Familie liebten ihn nicht minder. Die Juliereignisse von 1830 haben ohne allen Zweifel einen gewaltigen Eindruck auf den Herzog von Reichstadt gemacht. Sie haben in ihm ehrgeizige Ideen geweckt, welche bis dahin geschlummert hatten. Es entstand jetzt in seiner Brust ein beständiger Kampf, jene Qual, die schlimmste von Allen, die aus Wünschen besteht, welche gerecht und begründet scheinen und die nicht befriedigt werden. Er liebte die Bourbons nicht, erkannte aber ihre Rechte und ihre Größe. Als diese beseitigt waren, wiederholte er, daß er auch Rechte und zwar

klarere, mit den Doctrinen der Zeit mehr harmonirende Rechte habe als Ludwig Philipp. So lebte er also in politischer Beziehung in beständiger Qual, und in militärischer Beziehung sah er kein reelles Ziel seiner Laufbahn vor sich, denn bei einigem Nachdenken erkannte er sehr wohl, daß, da er weder gegen noch für Frankreich kämpfen durfte, es ihm überhaupt nie vergönnt sein werde Krieg zu führen, und daß sein ganzes Leben in Exercitien und Manövern vergehen werde. In anderen Momenten überließ er sich zuweilen einer Art von Verzweiflung, wenn er bedachte, daß in Europa kein anderer Krieg entstehen könne als zwischen Frankreich und den übrigen Continentalmächten. Es entschlüpfte ihm bei solchen Gelegenheiten die Aeußerung: „Aber würde mich denn der selbst auf Unkosten der Franzosen erworbene Ruhm nicht in ihren Augen vergrößern und würde ich nicht, wenn ich einst berufen werden sollte, über sie zu herrschen, dessen nicht würdiger sein, wenn ich meine Tüchtigkeit durch Thaten bewiesen hätte?"

Dann kehrte er wieder zu der ursprünglichen Ansicht zurück, daß das französische Blut ihm heilig sein müsse. Sein Vater hatte ihm den Weg vorgeschrieben, den er während seiner ganzen Laufbahn, während seines ganzen Lebens verfolgen müsse und es begegnete ihm, wie es oft im Unglück vorkommt, daß er sich unbestimmten Hoffnungen hingab, die sich auf nichts Positives gründeten und nur eine Chimäre waren, welche die Vorsehung ihm gesandt, um ihm seine Herzens- und Seelenleiden zu erleichtern. Sein Tod war in Betracht des Zeitpunktes, wo er eintrat, ein wichtiges politisches Ereigniß. Die unter dem Namen der bonapartistischen Partei bekannte Militärpartei in Frankreich hatte nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt kein Band, keine Existenzfähigkeit mehr. Nur der Sohn des Mannes, der die Welt in Erstaunen

gesetzt, hatte ihr Halt verleihen können, so daß sie bezüglich der Vergangenheit zur Einbildungskraft sprach und in Bezug auf die Gegenwart voraussichtlich die Unterstützung eines mächtigen Monarchen hatte. Ohne Oesterreich war die bonapartistische Partei nichts. Auf die anderen Mitglieder der Familie Bonaparte beschränkt, existirt diese Partei auch nicht einmal dem Namen nach mehr. Sie ist erloschen und hat nur Erinnerungen hinterlassen.

Ich suchte die Arbeit der Redaction meiner Denkwürdigkeiten mit angenehmen und lehrreichen Zerstreuungen zu verbinden und machte zu dem Ende hin und wieder Reisen in die verschiedenen Provinzen der österreichischen Monarchie. Das erste Ziel meiner Neugierde war Ungarn. Ich besuchte den unmittelbar an Oesterreich grenzenden Theil mit lebhaftem Interesse, doch werde ich jetzt nichts darüber sagen, da ich meine Wahrnehmungen über dieses Land schon anderwärts veröffentlicht habe.

Einige Monate später besuchte ich Oberösterreich und Deutsch-Tyrol. Ich verfolgte das linke Ufer der Donau bis Linz und überall konnte ich dieses zauberhaft schöne Land nicht genug bewundern, namentlich von Mölk bis Linz.

In Linz sah ich den Anfang der jetzt vollendeten Befestigungsarbeiten, welche Gegenstand einer so lebhaften Controverse sind. Die Elemente, aus denen sie bestehen, die Thürme, welche die Enceinte bilden, sind gut projectirt und sorgfältig ausgeführt. Die sinnreichen Ideen, welche bei der Erbauung und Armirung vorgewaltet haben, machen sie zu einer ziemlich vollkommenen Festung. Die Gesammtheit der Werke bildet ein verschanztes Lager, das uneinnehmbar ist, wenn es von einer Armee vertheidigt wird. Sollte man aber je glauben, sie mit bloßen Besatzungen in den Thürmen sich selbst überlassen zu können, so würde sie sich kaum

einen Augenblick halten. Betrachtet man diese Festung vom Gesichtspunkte der Vertheidigung der österreichischen Grenze, so hat sie meinen vollen Beifall. Die Stelle ist gut gewählt. Zu beiden Seiten der Donau angelegt, an schwer zugängliche Gebirge von mehrstündiger Ausdehnung gelehnt, ist das verschanzte Lager nicht zu blokiren. Die auf dieselbe ausmündenden zahlreichen Straßen, von denen einige an beiden Donauufern hin, andere nach Böhmen und Tyrol führen, bieten leichte Manövrirungsmittel dar. Jedenfalls sichern sie die Herbeiziehung von Unterstützungen aller Art, sowie derjenigen Verstärkungen, die es einer geschlagenen oder zu schwachen Armee möglich machen würden, die Offensive wieder zu ergreifen. Eine Armee wird dort stets sicher sein und kann ohne alle Gefahr die Ereignisse abwarten. Die hier angelegten Vertheidigungswerke sind einer großen Festung vorzuziehen. Für's Erste würde eine solche 40 Millionen und zehnjährige Arbeit gekostet haben; das verschanzte Lager von Linz ist jetzt vollendet und hat nur 5 Millionen gekostet. Ich halte es daher unter den obwaltenden Umständen für zweckmäßig und nützlich, und wenn es 1805 und 1809 schon existirt hätte, so ist es wahrscheinlich, ja gewiß, daß wir gar nicht, oder doch viel zu spät nach Wien gekommen sein würden. Die Verzögerung von einem Monate aber im Vordringen einer Armee, die eine große Monarchie angreift, deren Hülfsquellen zu ihrer Entfaltung nur Zeit verlangen, verändert die ganze Gestalt der Frage, und wenn man im vorliegenden Falle nicht viermal stärkere Streitkräfte als der Feind hat, kann eine aus Bayern kommende Armee nicht in das Donauthal eindringen und auf Wien marschiren, sobald das verschanzte Lager von Linz durch eine einigermaßen achtunggebietende Truppenzahl besetzt ist.

Von Linz begab ich mich nach Gmunden und

Ischl, eine herrliche, romantische Gegend mit zahlreichen Seen, wo eine große Anzahl Wiener die schöne Jahreszeit verbringen. Von Ischl reiste ich nach Salzburg, eine noch reizendere Gegend von außerordentlicher Fruchtbarkeit und großer Wohlhabenheit. Ich habe, das Klima abgerechnet, in meinem Leben nichts Schöneres gesehen. Diese Gegend ist offen, aber von Hügeln durchzogen, die mit Feldern und Wohnungen bedeckt sind. Hohe Gebirge, welche dem Horizont eine große Ausdehnung geben, begrenzen die Aussicht und umrahmen in imposanter Weise das prachtvollste Gemälde, das man sich denken kann.

Abgesehen von den Naturschönheiten ist Salzburg in militärischer Hinsicht ein sehr interessanter Punkt. In strategischer Beziehung ist seine Lage vorzüglich. Am Knotenpunkte mehrerer Straßen gelegen, welche nach Innsbruck, nach Kärnten und nach Steyermark führen, bildet es das Vermittelungsglied zwischen Wien und Tyrol, und die dort befindlichen Truppen haben volle Freiheit in der Wahl ihrer Bewegungen. Es ist in einem unglücklichen Kriege der natürliche Sammelplatz für die Truppen, welche Tyrol vertheidigt hätten. Außerdem bietet der Ort große Defensivvortheile dar. Isolirte Felsen, auf denen Forts von ziemlich geringen Dimensionen erbaut werden könnten, würden uneinnehmbar sein und die Enceinte bilden. Diese Felsen sind von weichem Gestein und lassen sich leicht steil machen. Einfache Mauern in den Einsenkungen würden genügen, um sie miteinander zu verbinden. Der sogenannte Kapuzinerberg müßte in gleicher Weise befestigt werden und würde dann ein Feuer liefern, das nicht zum Schweigen zu bringen wäre und die Front des Platzes auf der Seite der Ebene vertheidigen würde. Endlich könnte man auch, was aber überflüssig wäre, Ueberschwemmungen herstellen und man hätte dann eine wahrhaft uneinnehmbare Festung, die, mit 1500

Mann besetzt, mit 6000 vertheidigt werden und eine Armee von 60,000 Mann aufnehmen könnte, und diese Festung, die sowohl in Rücksicht auf die natürlichen Umstände, als wegen der schon vorhandenen Vertheidigungsmittel ungeheure Vortheile darbietet, würde nicht mehr als 5 Millionen Franken herzustellen kosten. Es ist unbegreiflich, warum die österreichische Regierung den Bau derselben noch nicht angeordnet hat.

Von Salzburg setzte ich meine Reise nach Tyrol fort. Ich besuchte Innsbruck, Vorarlberg und Graubünden. Es würde überflüssig sein, diese verschiedenen Gegenden zu beschreiben, denn Jedermann kennt sie; aber ein in Frankreich noch wenig bekannter bewunderungswürdiger Umstand ist die große Menge von Straßen, welche über die verschiedenen Gebirgsketten führen und die natürlichen Schranken zum Besten des Handels und des Wohlstandes beseitigt haben.

Die Straße über den Splügen, welche die Communication zwischen dem Rheinthale und dem Pothale herstellt, ist ein wahres Wunderwerk. Enorme Schwierigkeiten sind dabei überwunden worden. Man kann sich nichts Imposanteres denken als den Theil der Straße, welcher mehrere Meilen weit an den Ufern des Rheins hinführt, dessen tobende Gewässer sich in einem engen Felsenbett in einer Tiefe von mehreren hundert Fuß dahinwälzen. Ein doppelter Eingang nach Italien auf Chiavenna und Bellinzona öffnet die Pforte der Lombardei, während eine andere, noch schönere Straße in einer noch schwierigeren Gegend, die über das Stilfser Joch führt, dem höchsten Paß in Europa, der durch Menschenhände zugänglich gemacht worden ist, eine kurze und directe Communication zwischen dem Herzen von Tyrol und Mailand herstellt. Diese Straße verbindet die Ufer der oberen Etsch mit denen der Adda, zieht sich an diesem Flusse von seiner Quelle bis zum Comersee und dann an den Ufern des letzteren bis Becco.

Diese Straße ist eines der schönsten Bauwerke unserer Zeit. Die Schwierigkeiten ihrer Herstellung waren bei weitem größer als bei der Simplonstraße. Uebrigens ist sie eine rein militärische Straße, denn der Handel wird trotz der größeren Entfernung stets die Richtung über Trient, Verona und Brescia vorziehen. Diese Städte bieten demselben größere Vortheile dar, weil sie eben so viele Consumtionspunkte sind. Indem er die Richtung des Veltlin nimmt, haben schon die Ausgangs- und Ankunftspunkte Wichtigkeit für ihn. Wenn aber diese Straße in militärischer Hinsicht die Rolle spielen soll, die man von ihr erwartet, so ist es durchaus nothwendig, ein Fort zu erbauen, welches das Thal versperrt und die österreichische Armee zur ausschließlichen Beherrscherin dieser Passage macht. Sonst wird diese Straße in dem nächsten Kriege Niemandem etwas nützen oder höchstens nur der französischen Armee. Ihr Nutzen wird sich in der That besonders dann fühlbar machen, wenn die aus dem Mailändischen vertriebene österreichische Armee sich nach Tyrol zurückzieht. Während diese Straße jedoch eine kurze und leichte Rückzugspassage öffnet, bietet sie zugleich der französischen Armee eine nicht minder leichte Passage, um einzufallen. Die Oesterreicher werden sich bei ihrer instinktmäßigen Sparsamkeit und ihrer Achtung vor untergeordneten Rücksichten niemals entschließen, sie hinter sich zu zerstören. Wenn sie aber, nachdem sie sich nach Tyrol geflüchtet, nachdem sie Verstärkungen an sich gezogen haben und die Offensive wieder ergreifen, auf den Einfall kommen sollten, sich ihrer zu bedienen, um zu debouchiren und auf Mailand zu marschiren, so würden sich die Franzosen bei ihrem Abzuge kein Gewissen daraus machen, sie zu zerstören, was auf einer Strecke von 500 Toisen in Zeit von 24 Stunden zu bewerkstelligen wäre. Ich wiederhole es, sie wird bei Operationen von gar keinem Nutzen sein, oder gerade

das Gegentheil von dem bezwecken, was man bei ihrer Anlage im Auge hatte. Die Hauptsache ist, daß man eine Festung errichtet, die sie deckt und der französischen Armee die Benutzung derselben verbiete. Wenn man eine Passage öffnet, muß man auch eine Thür anlegen, deren Schlüssel man an sich behält, um sie allein benutzen zu können und dem Feinde die Benutzung zu entziehen. Aber wo muß diese Festung errichtet werden? — So nahe als möglich am Stilfser Joch.

Ich habe diese Frage erörtern hören, meiner Ansicht nach aber kann sie keinen Augenblick zweifelhaft sein. Wenn die Festung an der Stelle erbaut ist, wo die Schwierigkeiten, sie zu belagern, durch ihre Entfernung von Mailand für die französische Armee vermehrt sind, kann sie leichter bei der geringsten Offensivbewegung derselben wirksame Unterstützungen erhalten. Wird sie hingegen in der Nähe von Becco errichtet, wie man dies vorgeschlagen hat, so wäre sie durch Anwendung bedeutender Mittel zu lähmen, bevor sie Unterstützung erhalten könnte, weil die österreichische Armee nur nach einer Reihe entscheidender Siege aus Tyrol nach Becco gelangen kann, während es etwas ganz Anderes ist, wenn es sich darum handelt nach Bormio zu kommen. Bringt man die zum Transport eines genügenden Belagerungsmaterials aus so weiter Entfernung nöthige Zeit bei den Berechnungen in Anschlag, so kann man behaupten, daß eine halb so starke Festung, wenn sie so weit zurückliegt, viel größere Dienste leisten würde als eine weiter vorwärts angelegte von doppelter Stärke. Auf meiner Reise durch das Land habe ich ein Defilé zwischen Tirano und Bormio bemerkt, wo ein Fort erbaut werden könnte, das mit einer Besatzung von 500 Mann den erwähnten Zweck erfüllen würde.

Jedes Jahr verwendete ich so die schöne Jahreszeit darauf, einige Theile der österreichischen Monarchie und namentlich die Umgegend Wiens zu besuchen.

Im Jahre 1833 riefen mich Freundschaftspflichten nach der Schweiz und ich brachte daselbst beinahe einen Monat zu. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich das Oberland und bewunderte diese prachtvolle Gegend. Nichts geht über die Ufer des Thuner Sees. Reichthum, Eleganz, Ruhe, malerische Schönheit, Alles ist hier vereinigt. Der so berühmte See von Interlaken schien mir seines Rufes minder würdig. Nachdem ich über den Brienzer See gefahren und die Aar hinaufgegangen war, begab ich mich über den Grimsel nach Wallis. Ich besuchte die Gletscher, auf denen die Rhone entspringt, und hörte jenes merkwürdige, ziemlich häufige Geräusch, das ein beständiges Arbeiten der Natur verräth. Es ist von Reisenden und Naturforschern zu oft beschrieben worden, als daß ich hier davon sprechen sollte.

Ich verließ Wallis über den Simplon, welche Straße ich schon im Jahr 1809 gereist war, als ich mich nach Laibach begab, um das Gouvernement der Illyrischen Provinzen zu übernehmen. Damals waren die Grenzen Frankreichs an der Drau und stießen an Steyermark, und schon wenige Jahre nachher waren sie westlich von Savoyen. Eine traurige Paralelle, die mit einem einzigen Worte unsern vergänglichen Glanz wie unsere Demüthigung und unser jetziges Unglück kennzeichnet, das verderbliche Resultat des Mißbrauchs unserer Erfolge, ein Denkmal der Vergänglichkeit aller irdischen Größe, wenn sie nicht auf die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Mäßigung und Weisheit basirt ist !

Mit Entzücken sah ich den Boden Italiens wieder. Welche Dauer uud welche Gewalt über unser ganzes Wesen haben doch die Eindrücke der Jugend! Wie mächtig sind die Erinnerungen des Ruhms! sie erwärmen das Herz, sie beleben selbst die dem Erlöschen nahen Sinne! Ich fühlte mich wie neugeboren, als ich wieder die balsamische Luft Italiens einathmete, als ich die

Einwirkung der Strahlen seiner schöpferischen Sonne empfand und meinen Blick auf den herrlichen Landschaften ruhen ließ, die sein wundervoller Boden den Augen allenthalben darbietet.

Ich besuchte auch die Borromäischen Inseln wieder. Die Laune eines reichen Mannes hat Isola Bella in's Leben gerufen, die ein Werk von Menschenhand, nicht eine Schöpfung der Natur ist. Ein Felsen hat die Grundmauern zu einem Palaste geliefert und hohe Gewölbe, die auf Pfeilern im See errichtet sind, tragen einen Garten von ziemlich großer Ausdehnung. Eine ungeheure Masse Erde hat zu dem Ende herbeigeschafft werden müssen. Gegenwärtig ist die ganze kleine Insel mit Bäumen jeder Größe bedeckt. Im Freien gepflanzte Orangerie schmückt die Terrassen der Südseite, und diese Terrassen werden den Winter über in Treibhäuser verwandelt, um die Orangerie vor dem Einfluß der Kälte zu schützen. Man zeigte mir eine schöne Cypresse, in deren Rinde angeblich Napoleon vor der Schlacht von Marengo mit einem Messer das Wort: „bataille" eingeschnitten hatte. Einige halbverwachsene Schriftzüge rechtfertigen den Glauben, daß etwas in diesen Baum eingeschnitten worden war; wenn aber Napoleon dies gethan, so war es sicherlich nicht zu der angegebenen Zeit geschehen. Er dachte damals gewiß nicht daran, auf den Borromäischen Inseln zu lustwandeln. Seine Zeit wurde durch ganz andere Sorgen in Anspruch genommen.

Ich ging nach Como und bewunderte die bezaubernden Ufer des dortigen Sees. Ich hatte sie schon im Jahre 1797 mit dem General Bonaparte, Madame Bonaparte, dem Marquis von Gallo und anderen ausgezeichneten Fremden besucht. Seitdem sind neue Villen dort entstanden, welche die Landschaft noch mehr verschönert haben. Die Villa Sommariva, deren Park mehrere hundert Morgen umfaßt, ist mit Kunst-

gegenständen, Statuen, werthvollen Gemälden und unter andern auch mit einem prachtvollen Basrelief von Thorwaldsen, den Sieg Alexander's darstellend, das in frühern Zeiten für Napoleon ausgeführt wurde, geschmückt. Gegenüber liegt die Villa Melzy, ein köstlicher Landsitz, zwar minder prächtig als der erstere, doch immerhin würdig, die Wohnung eines Philosophen und Kunstfreundes zu sein. Auch sah ich hier die Plimiana wieder, eine seit Jahrhunderten vorhandene intermittirende Quelle, und ich erinnerte mich, daß man sich im Jahre 1797 in Muthmaßungen erschöpfte, um dieses Phänomen zu erklären. Jetzt scheint es mir ganz einfach, wenn man sich einen in der Erde existirenden, natürlichen Heber denkt.

Von Como reiste ich nach Mailand, dessen Glanz und Wohlstand mir auffielen. Ich brachte zehn Tage damit zu, alle dortigen Bauwerke und Kunstgegenstände in Augenschein zu nehmen. Ich will hier nicht davon sprechen, denn ich würde doch nur einen sehr armseligen Wegweiser liefern; aber ich überging nichts, was der Mühe des Sehens werth war. Einen ganzen Tag verwendete ich auf die Besichtigung des prachtvollen Domes, nächst der Peterskirche in Rom das interessanteste Bauwerk dieser Art. Die Kostbarkeit des Materials, die Masse der Statuen jeder Größe, welche alle Theile des Tempels schmücken (es sind ihrer mehr als fünftausend), die seltene Vollkommenheit der Verzierungen, die ungeheuren Marmorterrassen, welche das ganze Gebäude bedecken und die freie Circulation um dasselbe gestatten, machen diese Kirche zu einem der schönsten Bauwerke, auf welche die Menschen stolz sein dürfen.

Der von Napoleon begonnene und vom Kaiser Franz I. vollendete Triumphbogen am Eingange der Stadt auf der vom Simplon kommenden Straße erhielt damals eben seine letzten Verzierungen. Man

legte das Basrelief des oberen Theiles an und goß die bronzenen Pferde, welche die Platform schmücken sollten.

Dieses Monument bietet ein interessantes und dem Souverain, der es vollendet hat, zur Ehre gereichendes Factum dar. Anstatt Napoleon nachzuahmen, der von allen öffentlichen Bauwerken, an welche er Hand legte, die Erinnerungszeichen seiner Vorgänger entfernte und seine eigenen an deren Stelle setzte, um bei der Nachwelt die Illusion hervorzurufen, daß er sie geschaffen habe, wollte der Kaiser Franz, daß dieser Triumphbogen seinen ursprünglichen Character beibehielt und das Andenken an die Zeit verewigte, zu der er errichtet worden war. Die Geschichte ist unvergänglich. Anstatt die Thatsachen zu verändern, soll sie dieselben in der Ordnung, wie sie sich ereignet haben, kennen lehren. Hier hat man dieses Prinzip befolgt. Der Triumphbogen zu Mailand stellt an seinem unteren Theile Napoleon dar, wie er seinen Einzug in Wien hält; der obere Theil zeigt den Kaiser Franz bei seinem Einzuge in Paris. Er ist gleichsam ein Resumé der ganzen Geschichte unserer Zeit. Glücklich die, welche das Gebäude vollendeten, die Sieger in der letzten Stunde der Schlacht! Obwohl man indessen den Intentionen des Kaisers Franz gerecht geworden ist, so hat man doch den Geist derselben bei der Ausführung entstellt. Die von Napoleon ausgeführten Basreliefs sind an ihrer Stelle geblieben, aber die Inschrift, welche die Bedeutung des Monuments erklärt, schreibt das, was auf Napoleon Bezug hat, dem Kaiser Franz zu. Der Einzug des Ersteren in Wien soll danach den des Kaisers Franz in Mailand darstellen. Diese Auslegung des Basreliefs ist die einzige jetzt bekannte und wird auch für die Zukunft die einzige bleiben.

Nach Mailand besuchte ich die Schlachtfelder von 1796. Welche Quelle von Genüssen für mich! Ich hätte mein armes Herz, das von der Last so vieler Lei-

den zu Boden gedrückt war, nicht mehr für fähig gehalten, eine solche Freude zu empfinden. Mein Gedächtniß rief mir alle Lokalitäten zurück, an die sich ein wichtiger Umstand knüpfte, und die geringsten Details traten mir wieder vor die Seele. Bei Lodi erkannte ich die Stelle, wo ich an der Spitze eines Husarenregiments die österreichische Avantgarde geworfen und ihre Kanonen erbeutet hatte. Ich sah den Ort wieder, wo ich, bei Gelegenheit einer Recognoscirung an der Adda wie durch ein Wunder dem Feuer eines großen Theils der feindlichen Armee entging; bei Cremona die Stelle meines ersten Zusammenstoßes mit den Uhlanen; bei Castiglione den Platz, wo ich die unter meinen Befehlen stehende gesammte reitende Artillerie der Armee aufgestellt hatte und wo sie den linken Flügel des österreichischen Heeres warf; bei Rivoli die bemerkenswerthesten Punkte dieser glorreichen Schlacht; bei Arcole das schmale Terrain, auf dem wir drei Tage gegen dreimal stärkere Streitkräfte kämpften, sowie die Stelle, wo ich unter dem Beistande Ludwig Bonaparte's den General en chef aus einem mit Wasser gefüllten Graben zog, in den er in Folge der durch einen Augenblick übereilten Rückzugs entstandenen Unordnung und Verwirrung gefallen war. Ich sah die Ueberbleibsel des Denkmals wieder, das Eugen zum Gedächtniß der rein erfundenen Waffenthat des Uebergangs über die Brücke von Arcole errichtete. Dieses Monument ist auf österreichischem Befehl seiner Inschriften beraubt worden, nicht weil sie ein eingebildetes Ereigniß, sondern eine für uns ruhmvolle Waffenthat verewigten. Sonach ist in diesen beiden einander entgegengesetzten Zwecken Alles Charlatanismus, wie in so vielen Handlungen der Menschen.

Verona war zur Zeit der Schauplatz wichtiger Arbeiten. Man will diese Stadt in eine große Festung verwandeln, ein ganz thörichtes Project, wenn man

eine wirkliche Festung herzustellen beabsichtigt, die dazu bestimmt ist, sich selbstständig und nachdem sie ihre Communicationen verloren hat, zu vertheidigen; hingegen ein sehr vernünftiges Project, wenn man sich darauf beschränkt, einen Manövrirplatz, ein großes verschanztes Lager daraus zu machen, von wo eine Armee rasch debouchiren und unter dessen Schutze bequem manövriren kann. Im ersteren Falle würde sie wegen ihres bedeutenden Umfanges eine sehr starke Besatzung erfordern. Ueberdies würde sie in Folge der ungünstigen lokalen Verhältnisse nie sehr stark werden. Mantua als großer Depotplatz genügt für diese Grenze, und durch unnöthige Vermehrung der großen Festungen vermehrt man die Verlegenheiten eines unglücklichen Krieges, indem man die sich zurückziehende Armee durch Detachirung starker Besatzungen noch mehr schwächen muß. Als bloßes verschanztes Lager kann Verona diese kurze Grenze zwischen dem Gardasee und dem Po, welche durch Peschiera, Mantua und den Mincio gedeckt ist, uneinnehmbar machen. Dann hat eine an die Etsch gelehnte und von Verona aus debouchirende Armee so leichte und so vielfältige Bewegungsmittel, daß sie unbesiegbar scheint. Der auf der linken Seite der Etsch gelegene Theil von Italien scheint mir in diesem Falle nur durch eine von Tyrol her debouchirende Armee zu erobern möglich.

Ich begab mich nach Venedig, wo ich acht Tage zubrachte. Ich hatte diese Stadt noch nicht so speciell gesehen. Die Schätze, die sie an Gemälden besitzt, sind so groß, daß ihr Studium schließlich einige Verwirrung in meinem Geiste hervorbrachte. Der Verfall dieser Stadt betrübt den Reisenden; da aber die Umstände, die sie in's Leben gerufen und so viele Jahrhunderte lang erhalten haben, nicht mehr existiren und auch nicht wiederkehren können, so ist schwerlich zu hoffen, daß sie sich je wieder heben wird. Abgesehen von der

Schwierigkeit der Ein- und Ausfahrt ihres Hafens, welche den Schiffen stets Gefahr droht, beruht das Haupthinderniß ihres Aufschwungs in der Sorglosigkeit ihrer Bewohner. Obgleich die Interessen Triests und Venedigs von der Art sind, daß sie sich in Einklang mit einander bringen lassen, so weiß doch die wunderbare Thätigkeit der Triestiner das Gebiet an sich zu reißen, auf welchem der Venetianer seine Industrie ausüben kann. In dem Augenblicke, wo letzterer aufsteht, hat jener seine Speculationen und sein Tagewerk schon vollbracht. Zwei Umstände können jedoch Venedig wieder beleben: einerseits die Eisenbahn von Mailand nach dieser Stadt, die sie gewissermaßen zum Hafen Mailands, zum nothwendigen Ausfuhrplatz für die Producte der Lombardei und zum Einfuhrplatze für die Colonialwaaren machen wird; andererseits der Sturz des ottomanischen Reichs, der eine Theilung zur Folge haben und den österreichischen Kaiserstaat zu einer Seemacht machen würde.

Das Arsenal von Venedig ist zur Ausrüstung der größten Geschwader hinreichend. Der Hafen von Pola würde der Armirungs- und Ausbesserungshafen für die zahlreichsten Flotten, während die Küsten des adriatischen Meeres alle nöthigen Matrosen liefern würden. Von dem Augenblicke an, wo Oesterreich große Geschwader in See gehen läßt, wird Venedig, obgleich seines Ruhmes als Hauptstadt entkleidet und der Vortheile eines Regierungssitzes beraubt, neues Leben erhalten.

Ich besichtigte genau die Werke, welche die Lagunen gegen den Andrang der Meeresfluthen zu schützen bestimmt sind, und bewunderte die murazzi, welche dem Schönsten, was Nordholland in dieser Beziehung aufzuweisen hat, an die Seite gestellt werden können. Ich fuhr mit dem Dampfschiffe über das adriatische Meer. Mit großem Vergnügen und Interesse sah ich Triest

wieder; ich bewunderte seinen stets wachsenden Reichthum und kehrte über Laibach und Gratz nach Wien zurück, begleitet von tausend Erinnerungen und von rührenden Beweisen des freundlichen Andenkens, das mir die Bewohner dieser Gegenden bewahrt haben.

Das Jahr 1833 ging zu Ende. Ich hatte die Denkwürdigkeiten meines Lebens vollendet, ich hatte für das nächstfolgende Jahr keine Beschäftigung von genügendem Interesse in Aussicht, und eine mir theure Familie, welche in Wien wohnte, schickte sich zu einer Reise nach Italien an. Ihre Abwesenheit würde meinen Aufenthalt in jener Hauptstadt traurig und einförmig gemacht haben. Das Bedürfniß nach Zerstreuung weckte die Idee zu der langen Reise in mir, die ich ausführte. Ich versprach mir von den Erinnerungen, die sie in mir hervorrufen mußte, große Genüsse für die letzten Jahre meines Lebens, und nach Beendigung derselben gedachte ich in Italien wieder mit den Freunden zusammenzutreffen, die mich verlassen wollten. Ich zögerte daher keinen Augenblick mehr und alle meine Gedanken waren fortan auf die Ausführung dieses Planes gerichtet, auf die ich mich während des Winters durch anhaltende Studien vorbereitete.

Am 22. April brach ich auf. Ich werde hier auf keine Details über diese Reise eingehen, welche Gegenstand eines abgesonderten Werkes geworden ist, das als ein Theil dieser Denkwürdigkeiten betrachtet werden kann*).

Ich werde nur noch einige Worte über die politische Frage des Orients sagen, die ich in meinem Werke besprochen, aber nicht erschöpft habe. Ich habe die geographischen und materiellen Vortheile, sowie die natür-

---

*) Voyages du duc de Raguse. 5 Bde. 8. erschienen 1838. Anmerk. d. Herausgebers.

lichen und die Meinungsverhältnisse auseinandergesetzt, deren die Russen sich erfreuen; ich habe gezeigt, wie geschickt sie dieselben zu benutzen verstanden; ich habe meines Wissens dargethan, daß Europa im Falle des Sturzes des ottomanischen Reichs ein sehr unzweckmäßiges Schlachtfeld wählen würde, wenn es ihnen Constantinopel streitig machen wollte, wo unter den gegenwärtigen Umständen ihnen Alles günstig ist. Man hat daraus vielleicht gefolgert, daß ich keine Möglichkeit sähe, ihnen Widerstand zu leisten und daß man sich unter ihr Joch beugen müsse. Dem ist durchaus nicht so; aber man darf sich über die Wahl der Mittel nicht täuschen.

Aufmerksamen Lesern werden in meinem Reisewerke folgende Worte aufgefallen sein: „Man wird in den Combinationen der Politik das Mittel finden müssen, die Interessen der Sicherheit Europa's mit denen der Sicherheit der russischen Schifffahrt in Einklang zu bringen. Die geschickten Staatsmänner werden im voraus die Lösung dieses Problems suchen."

Meine Ideen hierüber sind folgende. Wenn der Sturz des ottomanischen Reichs eintritt, wird der Kaiser nicht wollen, daß eine europäische Macht sich Constantinopels bemächtigt. Zu dem Ende wird er sich in dieser Stadt festsetzen, sie sich zueignen und sie behalten wollen, aber man wird ihn daraus vertreiben wollen. Mir scheint jedoch, die Anstrengungen Europa's werden machtlos sein, denn bei den Vorurtheilen der Lage ist die Passage des Bosporus und der Dardanellen für den Kaiser von Rußland eine solche Lebensfrage, daß er kein Opfer und keine Mühe scheuen wird, um sich den Besitz derselben dauernd zu sichern. Nicht die nämlichen Rechte, nicht gleich gewichtige Gründe hat er jedoch dafür geltend zu machen, die an sein Reich grenzenden Provinzen der europäischen Türkei an sich zu reißen; denn wäre die bloße Convenienz ein genügen-

des Motiv, so wären die Grenzen seiner Prätentionen nicht abzusehen, und überdies ist die Lage der Provinzen, nach denen ihn gelüsten kann, nicht von der Art, daß er der Einzige wäre, der im Stande ist, sie zu besetzen und zu vertheidigen, kurz der Einzige, für den sie ein günstiges Schlachtfeld wären. Die Provinzen, von denen ich spreche, sind die an der Donau und am schwarzen Meere gelegenen.

Die Sicherheit, die Ruhe, das Gleichgewicht und die Freiheit Europa's hängen davon ab, daß Rußland niemals die Moldau und Walachei und Bulgarien besitzt. Wenn daher die europäischen Mächte im Augenblicke der politischen Umwälzung und wenn diese reiche Beute des ottomanischen Reichs zur Theilung kommt, klug sind, so werden sie Constantinopel mit Allem was dazu gehört, den Russen überlassen, unter der doppelten Bedingung, daß diese auf alle Inseln des mittelländischen Meeres verzichten und Oesterreich die Moldau und Walachei, Bulgarien, Serbien und Bosnien geben, oder aus diesen Provinzen einen unabhängigen Staat unter der Protection Oesterreichs und der westmächtlichen Allianz machen, einer Allianz, welche dazu bestimmt ist, mit der Zeit die einzige Politik Europa's zu werden; denn in allen irdischen Angelegenheiten reduciren sich die complicirten Interessen stets auf zwei, die einander bekämpfen und sich die Wage halten. Jede Individualität schließt sich naturgemäß dem Systeme des Einen oder Anderen an und Rußland wird vielleicht in nicht zu ferner Zeit im Stande sein, der ganzen übrigen Welt das Gleichgewicht zu halten.

Sobald Oesterreich im Besitz dieses großen Gebiets wäre, würde es Silistria zu einer großen Festung machen, die im Stande wäre, sehr lange Widerstand zu leisten. Ein breiter und tiefer Kanal würde von diesem Punkte in's schwarze Meer unweit der südlichen Donaumündung führen, wo ein in Folge der günsti-

gen Terrainverhältnisse leicht anzulegender künstlicher Hafen die Handelsfahrzeuge und Kriegsschiffe mittler Größe aufnehmen würde. Dieser Hafen würde der Stapelplatz des europäischen und asiatischen Handels. Forts zwischen der Donau und dem schwarzen Meere, welche den Kanal deckten und sich an die Uferseen des Stromes lehnten, würden an dieser Grenze ein unübersteigliches Hinderniß, eine nicht zu nehmende Schranke bilden, die um so stärker wäre, als die Höhen der siebenbürgischen Grenze sich unmittelbar anschließen. Solchergestalt von Constantinopel getrennt würde Rußland nur durch den Seeweg oder durch lange Communicationen über Asien um das schwarze Meer herum mit dieser Stadt in Verbindung stehen. Auf der andern Seite würden die Inseln Lemnos und Tenedos, welche Frankreich oder England erhalten müßte, maritime Stützpunkte. Lemnos müßte gut befestigt und in der Art wie Malta zur Aufnahme zahlreicher Geschwader eingerichtet werden, um als Ausbesserungsstation zu dienen, während Tenedos ein Beobachtungspunkt sein würde. Das mit Alt-Griechenland, Albanien und dem größten Theile der Inseln vereinigte Macedonien würde einen Staat bilden, der ziemlich mächtig werden könnte. Die gegenwärtigen Staaten Mehemed Ali's, vermehrt durch Cypern und andere nahe gelegenen Inseln, würden als unabhängiges Reich constituirt. Wenn gemeinsame Gefahren so viele verschiedene Interessen zum Widerstand gegen Rußland vereinigten, so könnte Europa ruhig leben und unbesorgt der Zukunft entgegensehen.

Bedroht Rußland das mittelländische Meer, will es dort Gesetze dictiren und wird es Italien und dem südlichen Frankreich gefährlich, so wird Europa, um seine Freiheit zu wahren, sich entschließen, einen Kampf auf Tod und Leben mit Rußland zu beginnen. Dann kann die Allianz mit den Stützpunkten, die sie besitzt

im Orient mit großen Vortheilen Krieg führen. Da die Donaumündungen unüberschreitbar, die Gebirge Siebenbürgens leicht zu vertheidigen sind und Rußland von seinen Operationslinien abgeschnitten ist, kann die Allianz nach freier Wahl ihre Streitkräfte an den Bosporus oder an die Dardanellen führen. Um dem Feinde zu schaden, um sein offensives Auftreten im Mittelmeere zu verhindern, braucht man nicht Constantinopel oder einen andern bestimmten Punkt zu nehmen, sondern sich bloß irgend eines Punktes am Kanal zu bemächtigen, so daß derselbe nicht von Geschwadern und Flotten passirt werden kann. Eine in Bosnien einrückende österreichische Armee operirt gegen Adrianopel, während ein durch ein Geschwader unterstütztes französisches Corps in der Krim landet und die ganze Halbinsel Gallipoli besetzt. Dann hört alles offensive Agiren der Russen auf. Sie sind zwar Herren des schwarzen Meeres, können aber nicht heraus. Ihre ganze äußere Macht ist also verschwunden und Europa kann ihm Gesetze vorschreiben.

So verstehe ich die Hülfsquellen der Zukunft. Man muß dem Einen bewilligen was ihm unentbehrlich ist und was der Andre nicht vertheidigen kann, aber sich vorsehen, daß die gewährten Vortheile nicht gemißbraucht werden. Man muß also den Russen ihre Schifffahrt lassen, ohne die sie nicht leben können, und sich in den Stand setzen, sie ihnen in dem Augenblicke entziehen zu können, wo sie sich derselben, anstatt nur zu ihrem Nutzen, auch zu unsrem Schaden bedienen wollen.

Wenn man aber Oesterreich und dem bairischen Fürstenhause so große Vortheile gewährte, müßte man freilich auch anderen europäischen Staaten eine Machtvergrößerung bewilligen. Frankreich könnte die Rheinufer und das Großherzogthum wieder erhalten, Preußen könnte Sachsen bekommen und der König von Sach-

sen könnte fortgeschickt werden, um anderwärts zu regieren. Ein einziges politisches System, welches Frankreich, England, Oesterreich, Griechenland und Aegypten vereinigte, würde eine Widerstandsmasse schaffen, die den Weltfrieden sichern könnte. Das Gleichgewicht würde durch ein solches System besser gesichert als durch die prekäre Einsetzung eines neuen Souverains in Constantinopel und durch die Ueberlassung der Donaumündungen und der angrenzenden Provinzen an Rußland.

Belege zum vierundzwanzigsten Buche.

Der Marschall Herzog von Ragusa an den Fürsten von Polignac.

„Wien, 26. März 1833.

„Mein Fürst, die Rücksichten, die man dem Unglück schuldig ist, haben ihre Grenzen; es verdient nur dann bedauert zu werden, wenn es sich selbst achtet. Ich würde von dem Ihrigen geschwiegen haben, selbst noch länger, als es Ihr Benehmen gegen mich zur Zeit Ihres Prozesses bei der Pairskammer mit sich brachte. Sie vertheidigten damals Ihr Leben. Obwohl es nicht edel von Ihnen war, das über Ihrem Haupte drohende Gewitter womöglich auf ein andres Haupt zu lenken, so finde ich es doch begreiflich, daß die Größe der Gefahr Sie mit fortreißen, Ihnen vielleicht als eine Entschuldigung erscheinen konnte, und ich wollte durch mein Stillschweigen diese Ihre Gefahr vermindern. Später dünkten mir die Mauern Ihres Gefängnisses eine Aegide, vor welcher der gerechteste Groll verstummen müsse. Jetzt aber, wo Ihre Veröffentlichungen durch diese Mauern dringen, jetzt wo Sie drucken lassen, daß Sie verleumderische Muthmaßungen gegen mich

mit Ihrer Unterschrift zu unterstützen versuchen, trete ich wieder in meine Rechte und ergreife das Wort.

„Meine Antwort wird kurz sein. Ich werde Ihr politisches System keiner Prüfung unterwerfen. Die Vernunft hatte schon vor den Ereignissen das Urtheil über dasselbe gesprochen, und auch die Geschichte wird seiner Zeit darüber urtheilen. Eben so wenig werde ich eine Erzählung der Vorgänge von 1830 geben. Dies behalte ich mir für später vor, jetzt spreche ich nur von Ihnen. Habe ich vollständig die Verpflichtungen erfüllt, die mir mein militärisches Gewissen und ein trauriges Verhängniß auferlegten? Dies ist die Frage, die Sie gehässigerweise aufgeworfen haben, dies die Frage, in deren Grenzen ich mich halte.

Sie sagen, die Garnison von Paris sei im Juli 1830 dreizehntausend Mann stark gewesen. Sie zählte aber nur einen Präsentbestand von 9324 Combattanten an Infanterie und Cavalerie, und rechnete man die Truppen von Saint-Denis, Versailles, Rueil und Courbevoie hinzu, so belief sie sich auf 11,040 Mann. Nicht inbegriffen ist dabei die in Saint-Cloud dienstthuende Garde, die unerläßliche Garnison von Vincennes und dienstuntauglichen Mannschaften jedes Regiments. Uebrigens erwähne ich diese Zahlendifferenz nur beiläufig. Was waren Ihre angeblichen dreizehntausend Mann gegen das bewaffnete Paris? Sie sprechen von Truppen, die Sie in der Umgegend der Hauptstadt in Echelons aufgestellt hatten. Alle die Sie anführen, waren Truppen der Garde; in allen Städten, die Sie nennen, waren es nur die gewöhnlichen Garnisonen, mit Ausnahme von Sèvres, wo sich vorübergehend eine Schwadron leichter Cavalerie befand, welche die Escorte lieferte, wenn der König Saint-Cloud bewohnte.

„Ihre Voraussicht hatte also nur so weit gereicht, daß sie eine zu allen Zeiten feststehende Einrichtung

nicht veränderte. Ich war es, der am Morgen des 28. Juli in aller Eile Befehle aussandte, um diese Truppen nach Paris kommen zu lassen. Nur zwei Regimenter Infanterie und zwei Regimenter Cavalerie konnten bis zur Hauptstadt gelangen. Die fast allgemeine Erhebung der Districte, durch die sie marschiren mußten, verbunden mit der Entfernung ihrer Standorte, gestattete den andern Corps nicht, weiter als bis Saint-Cloud, Versailles und Rambouillet zu kommen. Ein Regiment Infanterie und ein Regiment Gardecavalerie konnten gar nicht kommen. Die Artillerie von Vincennes wurde, sagen Sie, Sie wissen nicht warum, nur in Marsch gesetzt, um sich bei Rambouillet anzuschließen. Sie wissen im Gegentheil sehr gut, daß ich sie am Abend des 28. requirirte, daß ich ein ganzes Regiment nach Vincennes schickte, um sie zu escortiren, und daß ich diese Operation erst Abends vornahm, weil die Artillerie ohne Escorte nicht herbeikommen konnte und ich mich mitten im Kampfe nicht der dazu nöthigen Truppen entschlagen durfte. Sie wissen ferner, daß diese Artillerie, da sie große Umwege machen mußte, nicht zur rechten Zeit in Paris sein konnte, und daß sie am Nachmittag des 29. in Saint-Cloud eintraf, wo sich seit dem Morgen bereits die Kanonen von Saint-Cyr nebst den herbeigerufenen Zöglingen dieser Kriegsschule befanden.

Ich habe sonach alle unter meinem unmittelbaren Commando stehenden Truppen herbeikommen lassen, sobald der zunehmende Umfang des Aufstandes eine Entfaltung größerer Streitkräfte erheischte. Welche Truppen hatten Sie, der Minister des Kriegs, in Bewegung gesetzt? Erst am 30. kam im Lager von Saint-Omer der Befehl an, nach Paris aufzubrechen.

Ich untersuche nicht, aus welchem Grunde Sie mir sagen, daß Sie mir bereits am 27. Morgens meine Ernennungspapiere überreicht hätten. Sie wissen

besser als irgend ein Andrer daß ich erst um ein Uhr Nachmittags bei Ihnen ankam und daß mir die erste Anzeige von meiner Ernennung zum Commando in Paris kurz vor Mittag aus dem Munde des Königs selbst wurde. Welche nützlichen Nachweisungen habe ich damals von Ihnen erhalten? Welche anderen sind mir während des Kampfes von der Behörde geliefert worden, deren Pflicht es war, mir solche zu verschaffen? Keine. Während ich also selbst mir alle im Bereiche der Möglichkeit liegenden günstigen Chancen zu schaffen suchte, fand ich weder Beistand noch Unterstützung da wo ich solche hätte erwarten sollen. Lediglich auf die Hülfsquellen beschränkt, die ich mir selbst zu schaffen vermochte, konnte ich nicht daran denken, solche zu berechnen, sondern nur daran, mich ihrer zu bedienen, und dies habe ich gethan. Am Dienstag war es eine Emeute, und sie wurde unterdrückt; am Mittwoch war es eine Insurrection. Ich habe dem Könige über die Bedeutung derselben die Wahrheit gesagt, und ich bin ihr entgegengegangen, weil man sie bekämpfen mußte, wenn man sie besiegen wollte.

Wenn, wie Sie es jetzt, wo Sie beschlossen haben, Ihre damaligen Meinungen und Andeutungen zu vergessen, wohl möchten, ich den Insurgenten ganz Paris preisgegeben und es gestattet hätte, daß sie sich daselbst organisirten und ungestört festsetzten, wenn ich gewartet hätte, bis man mich in den Tuilerien angriff, würden Sie dann auch sagen, daß es am 13. Vendemiaire so geschehen sei? Sie würden mir, und mit Recht, vorwerfen, daß ich ein müßiger Zuschauer des Aufstandes geblieben sei und daß ich nicht die mindeste Anstrengung gemacht habe, um seine Ausbreitung und Consolidirung zu verhindern; Sie würden mich an das erinnern, was zwei Jahre früher in der Rue Saint-Denis geschehen war. Am 13. Vendemiaire marschirte die organisirte Revolte in geschlossener Colonne auf einen

einzigen Punkt los, und nur diesen einzigen Punkt hatte Bonaparte zu vertheidigen. Hier aber kochte die Revolution allenthalben; man mußte versuchen, überall die Drohung zu ersticken, bevor sie zur unbesiegbaren Wirklichkeit geworden war. Als ich sah, daß unsere Anstrengungen nutzlos waren, beschränkte ich mich auf die Defensive, in der ich Ihrer Meinung nach hätte verharren sollen. So hoffte ich trotz der fortwährend zunehmenden Erbitterung des Volks und trotz der wachsenden Entmuthigung der Truppen mich lange halten zu können, und aus dieser Hoffnung, die ich gegen Sie ausgesprochen, folgern Sie, daß Sie für Alles trefflich gesorgt hatten, da ich meine Stellung in Paris behaupten konnte! Das Louvre und die Tuilerien von ganz Paris angegriffen und umzingelt: das nennen Sie meine Stellung! das scheint Ihnen die Stellung des Königs von Frankreich! Also um das zu erreichen, hatten Sie die verhängnißvollen Ordonnanzen geschleudert! Sie sprachen damals in minder zuversichtlichem Tone, mein Fürst, und wenn Ihnen meine Hoffnungen vom 28. Abends so gut im Gedächtniß geblieben sind, sollten Sie sich da nicht auch des 29. Morgens erinnern, als ich Sie beschwor, sich nach Saint-Cloud zu begeben, um den König über den Stand seiner Angelegenheiten aufzuklären, und als ich Ihnen erklärte, dieselben ständen so, daß, wenn die Ordonnanzen nicht unverzüglich zurückgenommen würden, das Unglück so groß werden müßte, daß es dann nicht wieder gut zu machen wäre?

Der eilige Rückzug aus Paris ist Ihnen noch heute ein Räthsel, sagen Sie. Hier meine Antwort darauf: Ich befand mich an der Spitze meines Generalstabes in der Rue de Rohan und beobachtete diesen Punkt, von welchem aus das Volk das Louvre hätte von den Tuilerien abschneiden können, als ich plötzlich den erstgenannten Palast in der Gewalt der Insurgenten sah.

Fast allein mit einer Handvoll Offiziere und Soldaten, vertheidigte ich noch immer mit meiner Person den Hof des Carrousels, als die Truppen, welche das Louvre verlassen hatten, schon auf der Place Louis XV. angekommen waren .... Noch acht Tage, versichern Sie gleichwohl, und Paris war durch die Maßregeln, die Sie getroffen hatten, gerettet. Jetzt erklären Sie mir einmal, mein Fürst, ob die Rettung der Monarchie durchaus davon abhing, daß ich in den Tuilerien war, und wie es kommt, daß der Befehl, Paris zu räumen, über eine Stunde vor meinem Abzuge in Saint-Cloud ausgefertigt worden war? — Dieser Befehl konnte Ihnen nicht unbekannt sein, denn er war jedenfalls im Conseil berathen worden, und Sie waren noch Präsident desselben. Als er erlassen wurde, konnte man jedoch gar nicht erfahren haben, daß der Uebergang von zwei Linienregimentern zum Volke meine Stellung in den Tuilerien so gut wie unhaltbar machte, und eben so wenig kannte man die unvorhergesehene Räumung des Louvre. Ich, der Augenzeuge aller Unglücksfälle, hatte noch weniger verzweifelt als der Staatsrath und versuchte mich von Stellung zu Stellung zu halten. Trotz des Abfalls der Linientruppen blieb ich in den Tuilerien; in Folge der Räumung des Louvre gezwungen, sie zu verlassen, nahm ich meine neue Stellung an der Barrière de l'Etoile, und hier erhielt ich die Ordre, nicht nur die Tuilerien, sondern überhaupt Paris zu verlassen und mich nach Saint-Cloud zu begeben. Also hatte man diese von Ihnen als so verderblich bezeichnete Räumung gewollt, sie mir vorgeschrieben, und die Ereignisse haben sie um höchstens eine Stunde beschleunigt. Und Sie, Fürst, erheben die Stimme gegen mich, Sie klagen mich an!

„Ich halte inne. Obgleich unschuldig an dem Unternehmen, das die Monarchie in's Verderben gestürzt, würde ich dennoch diese schmerzlichen Erinnerungen

von freien Stücken nicht zurückgerufen haben. Schmerzlich sind sie für mich, denn wenn sie mir nur schmerzliche Pflichten, die ich mit Ehren erfüllt, vor die Seele führen, so rufen Sie mir eben dadurch das für einen Soldaten Peinlichste in's Gedächtniß zurück: daß französisches Blut durch französische Hände vergossen wurde!

„Sie, der Sie all' dieses Unheil angerichtet, Sie haben mehr Muth. Fahren Sie fort. Nachdem Sie schon einmal das Opfer Ihrer Unerfahrenheit geworden, machen Sie mich auf's neue für Ihre Fehler verantwortlich und versuchen Sie es mich in den Augen der öffentlichen Meinung zu brandmarken, wenn Sie können. Ich werde es in Zukunft unter meiner Würde halten, auf Ihre Beschuldigungen zu antworten, und überliefere sie im voraus dem Urtheile der Wohlgesinnten, die sie qualificiren mögen, wie sie es verdienen.

„Der Marschall Herzog von Ragusa."

Inhalt.

Dreiundzwanzigstes Buch. (1824—1829.)

Vierundzwanzigstes Buch. (1830—1834.)

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Marmont, Auguste Frédéric Louis Viesse <<de>>,

Denkwürdigkeiten des Marschalls Marmont, Herzogs von Ragusa, von 1792 bis 1
841 nach dessen hinterlassenem Original-Manuscript

Bd.: 8

Halle 1857